This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

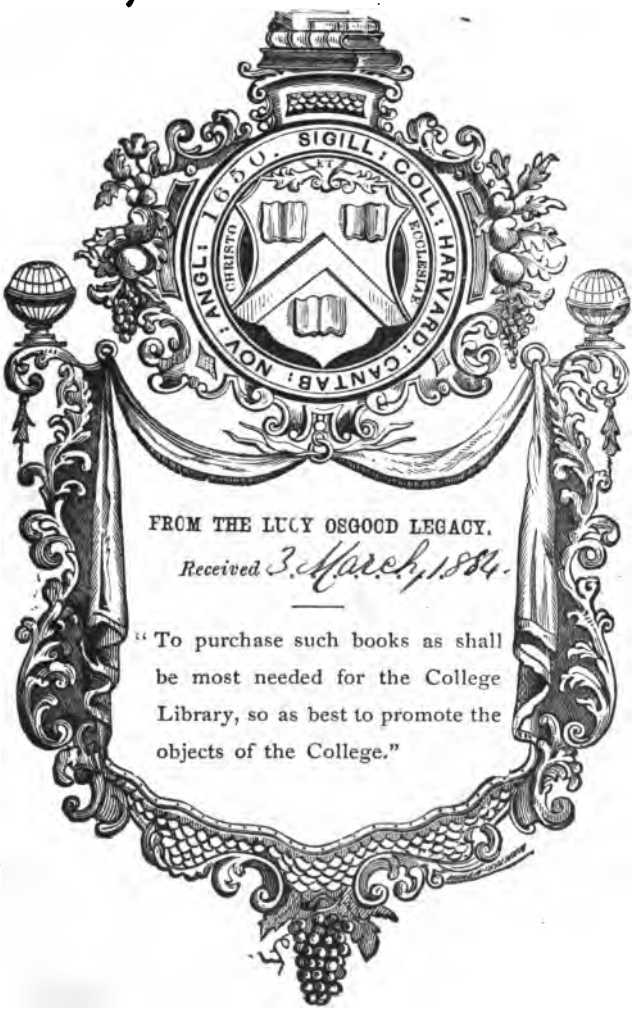
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Ger 8878.44.



FROM THE LUCY OSGOOD LEGACY.
Received 3 March, 1884.

"To purchase such books as shall be most needed for the College Library, so as best to promote the objects of the College."

Thüringen und der Harz,

mit ihren

Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden.

Historisch-romantische Beschreibung

aller

in Thüringen und auf dem Harz

vorhanden gewesenen und noch vorhandenen

Schlösser, Burgen, Klöster, merkwürdigen Kirchen und anderer Gebäude; Fabrikörter, Bergwerke, Ruinen, Höhlen, Denkmäler, malerischen Gegenden und sonst beachtenswerther Gegenstände aus dem Reiche der Geschichte und Natur.

Fünfter Band,

mit 12 Abbildungen.

Sondershausen 1841.

Druck und Verlag von Friedrich August Eupel.

1555661 Lucy Osgood fund
Ger 8878.44

Berichtigtes alphabetisches Verzeichniß
der
jetzt thätig theilnehmenden Herren Mitarbeiter.

Bechstein (Ludwig), Cabinets- und Oberbibliothekar in Meiningen.
Belani (H. C. R. pseud.), in Potsdam.
Bleichrodt, Bauinspector in Frankenhausen.
Braungard, Bürgermeister und Lieutenant a. D. in Quedlinburg.
Bube (Adolf), Oberconsistorial-Secretair in Gotha.
Buddeus (Theobald), stud. theol. in Gotha.
Bürk (August), Schriftsteller in Weimar.
Duval (C.), Litter. in Großbodungen.
Eckstein, Doctor in Halle.
Ende, Candidat der Theologie in Kloster Donndorf.
Gärtner, Justizamtmann in Hasselfelde.
Gerber, Director des Lyceums in Sondershausen.
Gottschalk, Hofrath in Dresden.
Grüning, Oberpfarrer in Cölleda.
Hahnemann (Robert), Gerichtsactuar in Triptis.
Heeringen (Gustav von), Kammerherr und Consistorialrath in Coburg.
Hesse, Doctor, Hofrath und geh. Archivar in Rudolstadt.
Hofmeister, Pastor in Kleinschmalkalden.
Hoffmann, (Fr.), Hofprediger in Ballenstädt.
Hohbohn, Pastor in Biesenrode.
Hübner, Pfarrer in Sundhausen bei Langensalza.
Kegel, Candidat in Teistungen.
Lehmann in Eckartsberge.
Lessing, Adjunct in Kloster Donndorf.
Nebe, Pastor in Roßleben.
Nehse, Gastgeber auf dem Brocken.
Oldendorp, Professor in Schulpforte.
Pfister, Superintendent in Weißensee.
Reinecke, Candidat in Jena.
Rümpler, Cantor in Kammerforst.
Schminke, Pfarrer in Jeßtädt.
Schönemann, Doctor, Oberbibliothekar in Wolfenbüttel.
Schönichen, Pastor in Bernburg.
Schöpfer, Doctor in Quedlinburg.
Schwerdt, Pfarrer in Neukirchen bei Eisenach.
Stamm, Professor in Braunschweig.
Storch (Ludwig), Doctor in Gotha.
Sturm (C. A. G.)
Sydow (Friedrich von), Major in Sondershausen, Redacteur des Werkes.
Trautmann, Candidat in Querfurth.
Wachter, Professor in Jena.
Ziegler, Candidat in Hasselfelde.

Schloß Bodenstein.

Was glänzt auf steilen Felsenhöh'n,
Umwebt von grünem Laubenhain,
So traut, so freundlich anzusehn,
Im hellen, goldnen Sonnenschein?
Entzückt sagt's Euch der Widerhall
Am waldumwachs'nen Felsenwall:
„Das ist der Bodenstein!"

Wo wohnt der Friede, wo das Glück?
Wo fließt der Freude Quelle rein?
Wo schlingt ein freundliches Geschick
Das Band zum wonnigsten Verein?
Entzückt sagt's Euch der Widerhall
Am waldumwachs'nen Felsenwall:
„Nur auf dem Bodenstein!"

Wer zieht mit trübgesenktem Blick,
Mit schwerem Herzen dort bergein?
Er kann nicht fort, er schaut zurück,
Und möchte wieder droben sein.
Euch sagt's der laute Widerhall
Am waldumwachs'nen Felsenwall:
„Der schied vom Bodenstein!" —

Dr. Adrian.

Wandrer! Siehst Du das Bergschloß dort oben auf der Waldkuppe, das, von der Abendsonne zauberisch beleuchtet, hoch

über der Gegend erglänzt? Siehst Du die Mauern und Zinnen, die, vom Abendstrahl geküßt, wie in Blut getaucht erglühen? Das ist das alte Ritterschloß Bodenstein und der Schmuck der Gegend, in welcher ich wohne. Der Abend zieht bereits in die Thäler, ein herrlicher Juniabend von Sonnengold und Aetherduft durchwoben und mit tausend funkelnden Brillanten durchstickt, schon dehnen sich die Schatten der Berge riesenhaft hinaus in die Ferne; aber das Gemäuer der Burg funkelt noch in der untergehenden Sonne und der sie umgebende Wald scheint vom Blute des Abendroths zu triefen. Stolz erhebt sich die ehrwürdige, alte Burg in die Bläue der Luft, wie ein Adlerneſt horstet sie hoch oben auf dem Gipfel des Berges, wie ein funkelnder Stern blickt sie aus ihrem grünen Laubkranze in das offene Land hinaus und das Auge der Thalbewohner blickt sehnsüchtig zu ihr empor und freut sich des reizenden Anblicks. Die Huld der Götter schwebt über ihr, ihre Schönheit ist immer neu, sie wird immer jünger, immer ergreifender. Wie Sonne und Mond werden die Wanderer nicht müde, sie zu besuchen und Jedem wird sie eigen lieb durch Einen ihrer Reize. Von nahe und fern kommen Gäste, ihre Gemächer zu durchwandern, ihre Merkwürdigkeiten zu beschauen und von ihren Zinnen in das blühende Thal hinabzublicken, das zu ihren Füßen sich ausbreitet wie ein schöner, buntgewirkter Teppich!

Burg Bodenstein auf den luft'gen Höhn,
Wie liegst Du so kühn, wie liegst Du so schön!
Ich ruf' es vom Berge hernieder,
Ich ruf' es vom Thale wieder!

Burg Bodenstein aus uralter Zeit,
Wie bist Du so wohnlich auch noch heut,
Wie schmücken Blumen und Bäume
Die Dich umgebenden Räume!

Burg Bodenstein, Du schöner Stern,
Zu Deinen Mauern eil' ich gern,
Von ihnen hinunterzublicken
Mit Verwunderung und mit Entzücken.

Das alte Schloß Bodenstein ist der Edelstein des Ohmgebirges, eines Miniaturgebirges, welches sich im preußischen Untereichsfelde, nicht weit von seiner an die Grafschaft Hohenstein stoßenden, östlichen Grenze, erhebt und von dem in alten Zeiten auch ein Gau, der Gau Oneveld, seinen Namen führte, der den Ohmberg mit den darauf liegenden Orten, das Gericht Gerode, die Aemter Worbis und Harburg, die Stadt Bleicherode, das Amt Lohra, ja selbst noch die Burg Strausberg umfaßte. (cf. Eberh. in Summa Tradit. Fuld. Cap. II. n. 60.) Es bildet ein unregelmäßiges Viereck und

oben ein Plateau von ungefähr einer halben Quadratmeile. Letzteres ist urbar und enthält die, zu den beiden von Wintzingerodischen Stammgütern, Bodenstein und Adelsborn, gehörenden Ländereien, so wie die Markungen der beiden Dörfer Kirch- und Kaltohmfeld. Die Abdachungen des Gebirgs sind dagegen, mit Ausnahme einiger Schluchten und Thäler, mit schönen Buchenwaldungen, — dem sogenannten Bodenwalde, — bestanden. Die Südseite ist meist fast abgeflacht; nach den drei andern Seiten schießen diese Abdachungen steil, an vielen Stellen senkrecht in das Thal hinab. Dicht am Fuße seiner südwestlichen Ecke, welche das Dorf Kirchohmfeld trägt, liegt das preußische Städtchen StadtWorbis; am Fuße der nordwestlichen, eine Viertelmeile entfernt, das hannoversche Städtchen Duderstadt. Die Chaussee, welche jetzt beide verbindet, läuft durch das Dorf Wintzingerode, unter der Westseite des Gebirges her.

Der höchste Punkt des Ohmgebirges ist der Kälberberg, unfern des östlichen Abhanges, neben dem Dorfe Kaltohmfeld. Er gehört zu dessen Markung, und galt ehedem, einer alten Geographie zufolge, für den höchsten Punkt in Deutschland, auf welchem Waizen gebaut wird. Seine Höhe wird über tausend Fuß über der Meeresfläche angegeben. Da er nur eine runde Kuppe bildet, so wird er aus der Ferne wenig bemerkt. Desto sichtbarer ist dagegen von der Südseite des Harzes aus die nordöstliche Ecke des Ohmgebirgs, die Sonder, so wie von allen Höhen im Südhannöverschen und im Hessischen, die nordwestliche Ecke, der eigentliche Ohmberg, und noch über demselben

der Bornberg.

Dieser letztere, von Wald entblößt, schon zu dem cultivirten Plateau gehörend, bildet nach Norden und Westen eine Stufe des Gebirgs und bietet auf seiner weithin sichtbaren, nordwestlichen Ecke eine der weitesten Aussichten des nördlichen Deutschlands. Man erblickt von da bei heiterer Luft gegen Süden das Obereichsfeld und darüber hinaus den Inselsberg mit allen Spitzen des Thüringerwaldes, zuweilen sogar die beiden Kulmen der Rhön, den Sargberg oder Heuwagen, und den Kreuzberg; gegen Westen den Meißner mit allen hessischen Gebirgen, den alten Hanstein, den Rusteberg, die Göttinger Gleichen und den ganzen Solling; — gegen Norden und Nordosten endlich den Harz von der Hufe bei Eimbeck bis gegen Blankenburg. Alle interessanten Punkte der Südseite des letztern: Herzberg, Scharzfels, das Brockenhaus, die Hohegais, die Josephs- und Victorshöhe, sind ohne Glas zu erkennen und es bietet diese Stelle einen so ausgedehnten und reichgeschmückten Gesichtskreis, daß man kaum das fehlende „Auge der Landschaft", das Wasser, vermißt und ihrer nie müde wird.

Nach Südosten läuft, von dem Ohmgebirge aus, eine vielfach unterbrochene Gebirgskette am linken Ufer des Wipperbaches hin,

und bildet an ihrem Ende, bei Elende, den einen Pfeiler der sogenannten Porta Eichsfeldica.

Eine ähnliche Bergkette zieht sich von der nordöstlichen Ecke nach dem Harze zu. Ihr kulminantester Punkt, der Sonnenstein*), auch weithin bemerkbar, ist wegen seiner Aussicht nach Osten, über das Hohenstein'sche, in die goldene Aue, und nach Westen ins Hannöversche, sehr besuchenswerth.

Dem Geologen und Mineralogen bietet das, nur aus schieferigem Kalkstein bestehende Ohmgebirge, einige Versteinerungen abgerechnet, wohl nur wenig Interesse;**) desto mehr dem Botaniker, der hier eine reiche Flora und selbst manche Alpenpflanze findet; am meisten dem Forstmanne, der in den schönen Buchenwaldungen auch durch seltene Exemplare von Eschen, Ahornen, Ulmen und selbst von Taxus überrascht wird. — Für den Topographen ist die Wasserscheide bei Worbis bemerkenswerth, wo zwei Bäche in geringer Entfernung von einander entspringen, deren einer, die Hahle, sich mit der Ruhme und Leine in die Weser, der andere, die Wipper, mit der Unstrut und Saale in die Elbe ergießt.

Nach der Westseite streckt das Ohmgebirge mehrere Vorgebirge, — Zungen, Köpfe, — ins Hahlethal hinaus, die eine Menge lieblicher Thäler, und hinter dem Dorfe Wintzingerode einen tiefen, halbzirkelförmigen Waldkessel von so ernstem Character bilden, daß der Blick in denselben von dem steilsten dieser Vorgebirge, dem großen Kranzberge herab, ziemlich lebhaft an den vom Mägdesprung in's Selkethal erinnert.

Auf einem andern dieser Vorgebirge schaut das Schloß

Bodenstein

über den Hochwald, der sich von drei Seiten bis dicht unter ihre Mauern drängt, in das Thal herab und weit in die südliche und westliche Landschaft hinaus.

---

*) Vom Sonnenstein, der wilden Kirche, der Hasenburg, Harburg u. s. w., wird besonders die Rede sein.

**) Unter dem Erzbischof Johann II. von Mainz ist auch Bergbau auf dem Ohmgebirge betrieben worden; die Arbeiten wurden aber schon nach wenigen Jahren eingestellt, da die Erze nicht bauwürdig waren. Die Gruben befanden sich zwischen Worbis und Bodenstein. Bei der Ungewißheit, ob die gehofften Erzbrüche sich innerhalb der Grenzen des Amtes Worbis oder des Bodensteins befinden würden, kam der Churfürst mit denen von Wintzingerode, Wolf, Worbis und Bültzingslöwen so überein: daß, wenn die Metalle auf ihrem Grund und Boden gewonnen würden, dem Churfürsten davon der zehnte Theil, und ihnen wiederum der vierte Theil von dem Zehnten zufallen sollte; würde aber der Bergbau auf Mainzischem Grund und Boden getrieben, dann gehöre die Ausbeute allein dem Landesherrn. Diese und einige andere Punkte sind 1398 zu Heiligenstadt abgeschlossen worden. Aus einem spätern Vertrage ergibt sich, daß der Bergbau bei Worbis fortgesetzt worden ist und wenigstens einige Erzarten geliefert hat.

Von dem dicht unter dem Schloßberge liegenden Dorfe Wintzingerode aus ersteigen wir auf gut geebnetem Wege, unter einem grünen Laubdache die luftige Höhe, auf der sich die alte Burg stolz über alle Wipfel erhebt. Bald sehen wir das Thor der Veste vor uns, die besonders von dieser Seite ein ächt alterthümliches Ansehen hat; denn keine italienische Meisterkunst wurde hier verschwendet, nur die Festigkeit der mannlichen Altvordern, ihr unerschütterlicher Sinn spricht sich aus in diesem, nur vom Bedürfniß in sehr verschiedenen Zeiten zusammengethürmten Gemäuer; — aber die reizende Lage der Burg entschädigt reichlich für das, was ihr an architectonischer Schönheit abgeht, und die graue Veste ist uns ehrwürdig durch das hohe Alter, welches ihr Aeußeres verräth. Denn uralt ist der Bodenstein und gewiß um Vieles älter, als die Urkunden, die seiner schon im elften Jahrhundert erwähnen, ja Einige (z. B. Hüne in s. hannov. Gesch.) nennen ihn schon neben Herzberg, Scharzfels und den übrigen Burgen, welche die Herzöge von Braunschweig schon im neunten Jahrhundert besessen haben sollen. Ritter von Bodenstein werden vom elften Jahrhundert an gar oft erwähnt. Ein Conrad von Bodenstein stiftete im J. 1217 das Kloster Beuren und im Stiftungsbriefe wird gesagt, der Großvater dieses Conrad, Rudolf, habe den Grund zur Beuren'schen Kirche gelegt. (cf. Guden. codicill. dipl. Beur. N. I.). Diese Herren von Bodenstein waren jedenfalls nur ein burgmännisches Geschlecht, d. h. sie hatten nur als Burgmänner oder Burgvögte den Namen „von Bodenstein" angenommen; — es ist aber nicht mit Gewißheit anzugeben, wer die eigentlichen Besitzer des Bodensteins waren, bei denen jene in Diensten standen. Aller Wahrscheinlichkeit nach gehörte die Burg den Grafen von Lohra, von diesen kam sie an die Grafen von Beichlingen und endlich an die Grafen von Hohenstein. Heinrich von Beichlingen mußte nämlich die Herrschaft Lohra an seinen Schwager, den Grafen Heinrich von Hohenstein verkaufen, um seine Schulden zu tilgen. Er hatte sich in frühern Jahren (1304) von Heinrich III. Grafen von Hohenstein, dessen Tochter Oda er zur Gemahlin hatte, verleiten lassen, an einer Fehde wider den Abt von Fulda, Heinrich von Wildenau, Theil zu nehmen, die aber sehr übel auslief, denn nicht nur er und sein Schwiegervater, sondern auch sehr viele Ritter wurden gefangen genommen. Der Graf von Hohenstein löste sich aus, that aber nicht das Geringste, seinen Schwiegersohn und die Ritter aus der Gefangenschaft zu befreien; sie mußten sich selbst loskaufen, waren aber darüber so aufgebracht, daß sie, Heinrich von Beichlingen an der Spitze, gegen ihn in's Feld rückten, um an ihm wegen seines schändlichen Betragens Rache zu nehmen. — Durch Einmischnng anderer Edelleute, besonders durch den Grafen Friedrich von Rabenswald und durch Vertuch von Schlotheim ward der Streit so beigelegt, daß der Graf den Rittern den Schaden ersetzen sollte; Heinrich von Beichlingen aber ist, wie es scheint, nie entschädigt worden, denn wir sehen, daß er zwischen 1320 — 37 gezwungen ist, seinen Antheil an der Herrschaft Lohra, wozu auf jeden Fall

der Bodenstein gehörte, zu veräußern. Was Eckstorm (Chron. Walk. p. 177.) sagt, nämlich: „daß die Grafen und Brüder Heinrich und Dietrich von Hohenstein im J. 1322 das Schloß Bodenstein dem Herzoge Heinrich von Braunschweig und den Bürgern in Duderstadt für 700 Mark fein Silber nordhäusischen Gewichts verpfändet hätten und daß es erst im J. 1466 von Ernst und Johann, Grafen von Hohenstein, wieder eingelöst worden sei," ist unrichtig; denn es ist gewiß, daß im J. 1337 Graf Heinrich von Hohenstein nebst seinen Söhnen Heinrich und Bernhard „das Haus Bodenstein" mit Gerichten, Gülten u. s. w. für 600 Mark löthigen Silbers an eine „rechte Cumpenige" von vier Edelleuten, an Barthold von Worbis, Hanns von Wintzingerode, Heinrich von Wolf und Otto von Rusteberg verkauft und zu Erblehen gegeben hat. Die Urkunde darüber s. in Wolfs polit. Gesch. des Eichsfeldes, B. II. p. 30, wo der Anfang also lautet: „Wir Heinrich von Gottes Gnaden der Aeltere, Graf von Hohenstein, thun kund allen denen, die diesen Brief sehen oder hören lesen, daß wir mit gutem Willen und mit Bewilligung Heinrichs und Bernhards, unserer Söhne und aller unser rechten Erben, den gestrengen Leuten, Ritter Bartholden von Worbis, Hannsen von Wintzingerode, Otten von Rusteberg und Heinrich Wolfen und ihren rechten Erben, unser Haus zu Bodenstein mit all den Gerichten, Gülten und Gefällen, an Dörfern, Wäldern, Holz, Wasser, Weiden und alle dem Rechte, das dazu gehört, verkauft haben für 600 Mark löthigen Silbers Mühlhäuser Gerichts!" . . . . .

Obwohl außer den eben genannten Edelleuten bald auch noch die von Proyse und von Bodenstein als Theilhaber des Schlosses genannt werden, so wurden doch Alle bald von denen von Wintzingerode abgefunden und sind dieselben seit dem J. 1448 die alleinigen Besitzer des Schlosses geblieben.

Das Geschlecht der Herren von Wintzingerode ist uralt. Nach Einigen stammt es aus Böhmen, nach Andern aus der Gegend von Mainz. In Mainzischen Urkunden wird desselben schon im elften Jahrhundert gedacht. Am wahrscheinlichsten ist es, daß die von Wintzingerode als Anführer der Wenden in diese Gegend gekommen sind, denn das Dorf Wintzingerode, so wie das längst verschwundene Dorf Witzung, das nahe gelegene Wehnda u. s. w. haben offenbar ihren Namen von den Wenden erhalten. *) Wenigstens ist ausge-

*) Auf diese Vermuthung leitet der bekannte Geschichtschreiber des Eichsfeldes, Johann Wolf, an verschiedenen Stellen seiner zwar meist sehr trockenen, aber fast immer zuverlässigen Nachrichten. Es ist zu bedauern, daß er seine „Geschichte des Eichsfeldischen Adels" nicht, wie er versprochen, herausgegeben hat. Zwar hat Theodor von Steinmetz, Canzleirath zu Heiligenstadt, im Jahr 1701 ein Buch von dem Eichsf. Adel unter dem Titel: „Ankunft und Fortsetzung der wohlgebornen Häuser der löblichen Ritterschaft im Lande des Eichsfeldes," herausgegeben; allein diesem Münchhausen unter den Historienschreibern ist wenig zu trauen, und er hat ohne alle Kritik Alles abdrucken lassen, was eine jede Familie über ihre Geschichte eingesandt hat.

macht, daß die Herren von Wintzingerode schon sehr lange vorher, ehe sie mit den übrigen Ganerben den Bodenstein erkauften, in der Gegend Besitzungen hatten. Ein Ritter Bartold von Wintzingerode kommt bereits im J. 1209 vor. (cf. Guden. T. I. p. 413.) Ihre Burg lag wahrscheinlich auf einem der Berge in der Nähe des Dorfes Wintzingerode. Ihr Name wird in alten Urkunden so häufig genannt, daß man einige Seiten mit Citaten anfüllen könnte, wir begnügen uns zu sagen: daß die von Wintzingerode als tapfere, tüchtige Männer geschildert werden und daß sie sehr oft bei wichtigen Angelegenheiten und zu ehrenvollen Aemtern gebraucht wurden. So finden wir sie häufig als Vicedome auf dem Rusteberge und als Abgeordnete des Kaisers, um sich den Huldigungseid in den nahen Reichsstädten leisten zu lassen. In der alten Nordhäuser Chronik werden z. B. als solche Abgeordnete Adolf, Jost und Ernst von Wintzingerode auf Bodenstein angeführt. Der Bodenstein, obwohl seine Besitzer in häufigen Fehden mit den benachbarten Rittern lagen, ist, so weit die Sage reicht, nie eingenommen worden, so nahe auch oft sein Untergang schien. So zogen im J. 1525 von Mühlhausen her die aufrührerischen Bauern heran, machten fast alle Ritterburgen der Umgegend dem Boden gleich, verwüsteten dann die Dörfer Wintzingerode und Kaltohmfeld, und zogen endlich vor den Bodenstein. Es saß aber damals ein Ritter auf der Burg, Barthold von Wintzingerode, der fest entschlossen war, lieber das Leben mit dem Schwerte in der Hand zu verlieren, als dem elenden Haufen in die Hände zu fallen. Alle Versuche, welche Thomas Münzers Banden machten, die Veste zu erobern, blieben erfolglos und der wilde Haufe faßte daher den Entschluß, den kühnen Ritter durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Die tobenden Feinde lagerten sich nun auf das nächste südliche Vorgebirge, welches noch bis heute von ihnen die „Mühlhäuser Burg" genannt wird; aber die Jungfräulichkeit der Veste wurde gerettet und die Belagerer mußten unverrichteter Sache wieder abziehen. — Auch im dreißigjährigen Kriege, wo die hiesige Gegend fast unaufhörlich der Tummelplatz wilder Horden war, büßte das Schloß nur einen tiefer gelegenen Flügel ein, dessen Fundamente noch unter dem Garten zu erkennen sind.

Im sechzehnten Jahrhundert theilte sich die Familie in zwei Linien, indem Hanns Friedrich von Wintzingerode der Stammvater der Linien Bodenstein und Adelsborn wurde.

Hinsichtlich der Oberlehnsherrlichkeit ging im J. 1573 eine bedeutende Veränderung mit dem Bodenstein vor. Am 24. November des genannten Jahres übergab nämlich Graf Volkmar von Hohenstein das Schloß sammt allen Zubehörungen dem Erzstifte Mainz zum ewigen Obereigenthume, versprach, den damaligen Churfürsten Daniel und dessen Nachkommen für seinen rechten Lehnsherren und Landesfürsten hinsichtlich des Bodensteins zu erkennen und das Schloß für sich und seine Erben zu Lehen zu nehmen, was auch im folgenden Jahre geschah. Als aber im J. 1593 der letzte Graf von Ho-

henstein starb, nahm Herzog Julius von Braunschweig Hohenstein, Clettenberg und Lohra in Besitz und machte auch Anspruch auf Bodenstein und einige andere Eichsfeldische Besitzungen, als Pertinenzstücke von Lohra, (cf. Heydenreichs schwarzb. Gesch. p. 298.) und bestritt die Mainzische Hoheit über das Schloß. Mainz beharrte dagegen hartnäckig auf seinem Rechte. — Sowohl von Braunschweigischer als Mainzischer Seite kamen nun Aufforderungen an die von Wintzingerode, die Lehen von ihnen in Empfang zu nehmen; die von Wintzingerode wußten sich aber sehr klug aus der Schlinge zu ziehen, stellten vor, in welche Unannehmlichkeiten und Gefahren sie geriethen, wenn sie sich offen für Einen der Beiden, die auf die Lehnsherrlichkeit Anspruch machten, erklärten und baten sowohl Braunschweig als Mainz, die Belehnung bis nach ausgemachter Sache auszusetzen; wobei es denn auch viele Jahre verblieb. — Als im J. 1634 Friedrich Ulrich, der Letzte aus der Wolfenbütteler Linie, starb, ließ die Regierung zu Osterode die Braunschweigschen Wappen an das Schloß Bodenstein anschlagen und lutherische Prediger im Gericht einführen. Der Eichsfeldische Oberamtmann Christoph von Griesheim protestirte feierlich dagegen, reiste auch selbst zum Herzog August nach Lüneburg, aber Alles war umsonst. Im J. 1638 rückten unvermuthet zwei starke Compagnien zu Fuß und Roß mit dem Grubenhagenschen Generalsuperintendenten in's Bodensteinsche Gericht ein, die lutherischen Prediger wurden in den Kirchen eingeführt und predigten daselbst, auch wurden zwei Braunschweigsche Wappen angeschlagen, eines an den Adelsborn, das andere an den Bodenstein. In Religionssachen hielten sich die von Wintzingerode ganz allein an das Grubenhagensche Consistorium, ungeachtet vieler Ermahnungen von Seiten des Churfürsten. Bei den westphälischen Friedenstractaten erklärten endlich die braunschweigschen Gesandten, daß die Herzöge von Braunschweig fernerhin weder Hoheit noch Lehnsherrlichkeit über die Herrschaft Lohra und Clettenberg, und folglich auch über den Bodenstein, verlangten.

Als Dörfer des Gerichts Bodenstein werden genannt: Kirchohmfeld und Kaltohmfeld*), Wintzingerode**), Rappolderode***), Segel****),

---

*) Beide Dörfer kommen in einem Lehnbriefe der Grafen von Hohenstein vom Jahre 1418 vor. — „Contuli etiam mansum et dimidium in Onvelde", sagt der Ritter des Klosters Beuren 1217. cf. Guden. cod. Beur. N. 1.

**) In alten Urkunden Wincigeroth, Wenzingerod und Wissingerod.

***) Lag nach Wintzingerode zu. Steht in einem Lehnbriefe von 1448.

****) War der Sitz eines adeligen Geschlechts „vom Segel", zwischen Bodenstein und Kaltohmfeld. Die Aebtissin Margarethe zu Worbis kauft 1347 drei Hufen Landes, bei Worbis gelegen, von Conrad und Heinrich von Segel.

Hüchelheim *), Lampe **) und Wildungen ***). Das jetzige Gerich Bodenstein besteht, außer den beiden Stammgütern Bodenstein und Adelsborn aus den Dörfern Kirch- und Kaltohmfeld, Wehnde, Tastungen und Wintzingerode. Kirch- und Kaltohmfeld liegen auf dem Ohmgebirge selbst, Wehnde am nördlichen, Tastungen und Wintzingerode am westlichen Fuße desselben. Das Ganze bildet eine zusammenhängende, recht artige Herrschaft und gewährt, mit Einschluß einiger kleinen Güter und Meiereien, die der Familie noch von dem ansehnlichen Grundbesitze, den sie früher in der goldenen Aue und im Hannöverschen hatten, noch übrig blieben; so wie der bedeutenden Zins- und Lehngefälle, die sie im Obereichsfeld erkaufte, einen Ertrag, der früher zu 24,000 Thlr. angeschlagen ward, der aber in viele, meist sehr kleine Theile geht und überdies bedeutend geschmälert ist, seitdem die preußischen Gesetze, denen das früher Mainzische Eichsfeld 1803, und die Westphälischen, leider beibehaltenen, denen es 1807 unterworfen ward, den adeligen Gütern alle nutzbaren Rechte theils unbedingt, theils auf andere Weise entzogen, und ihren Werth durch erzwungene Ablösung der, in diesem rauhen Klima dem größern Grundbesitz unentbehrlichen Dienste und Hutgerechtigkeiten, wohl unter die Hälfte reducirten. Noch trauriger, als dieser Einnahmeverlust, ist für die Familie, daß fast der vierte Theil ihres schönen, geschlossenen Gütercomplexes, ihrem agnatischen Verbande entrissen ist und jeden Tag in ganz fremde Hände übergehen kann, nachdem das zweite Stammgut, — Adelsborn, ganz nahe beim Bodenstein, mit welchem es in alten Zeiten nur ein Gut bildete, unterhalb des Bornberges belegen, ohne Burg, aber mit einem geräumigen Wohnhause versehen, — durch seinen jetzigen Besitzer, der nur in die Fremde vermählte Töchter hat, in Kraft der französischen Gesetze allodificirt worden ist. Die Frage: ob dieses Gesetz, wenn das Königreich Westphalen Bestand gehabt hätte, in demselben anwendbar gewesen wäre? ist von gelehrten Juristen verneint worden, weil ihm die verfassungsmäßige Sanction der Stände abging und weil die Allodification, rechtlich betrachtet, nur dann eintreten kann, wenn, außer dem Vasallen, Mangel an berechtigten Personen, oder wenn deren Einwilligung erfolgt ist.

Doch, — wenden wir uns jetzt zur Betrachtung des Schlosses selbst.

Von dem Bornberge wird der Bodenstein durch die schon erwähnte, hier ungefähr 600 Schritt breite Stufe des Gebirges, und

---

*) Wird schon 1448 als Wüstung aufgeführt.

**) Hat zwischen Wehnde und Eiligerode gelegen.

***) Siehe unten. Es werden Adelige von Wildungen erwähnt. Wird erwähnt bei Erath. N. XCIV. Im Jahr 1572 ernannte Ludolf von Uslar den Priester Anton von Wehren zum Pfarrer in Wildungen. Ist jedenfalls im 30jährigen Kriege zerstört.

von dieser wiederum durch einen natürlichen Felsengraben getrennt, über welchen eine, in eine Zugbrücke auslaufende Brücke von vier Schwibbogen, in den wenig geräumigen Schloßhof führt.

Hier steht dem Eintretenden ein schmales, nur sieben kleine Fenster breites Mittelgebäude ohne Eingang gegenüber, an das sich zwei, wohl doppelt so lange Flügel anschließen, alle dreistockig. Der Flügel, den man zur Linken hat, wenn man durch das Thor tritt, ist das Hauptgebäude. Es blickt nach Süden. Man betritt diesen Flügel durch einen starken, den Hof noch mehr beengenden Wendeltreppenthurm mit alter, abentheuerlich verzierter Thür. Er enthält im Erdgeschoß Speise- und Billardsaal und ein freundliches Gastzimmer; im ersten Stock die Empfangs- und die Wohnzimmer der Burgfrau und des Burgherrn, und im zweiten Stock die Bibliothek von 10—12,000 Bänden und vier wohleingerichtete Gastgemächer. Die beiden untern Stockwerke dieses Flügels sind massiv mit vier bis fünf Fuß dicken Mauern, während der zweite Stock von Holz aufgesetzt ist.

Im Mittelgebäude, dessen ganze innere Wand von Holz, die äußere aber massiv ist, finden sich Bedienten- und ordinaire Gastzimmer, ein Geschäftsbureau, Kinderstuben, und im zweiten Stock die bequem und nicht ohne einigen Luxus eingerichteten Gemächer des letztverstorbenen Besitzers, noch so erhalten, wie er sie verließ.

Der rechte Flügel endlich enthält Stallungen, Küche, Räume für häusliche Zwecke, Wohnungen für den Castellan und die Bedienten, drei Gastzimmer, und am äußersten Ende eine ganz allerliebste Schloßcapelle. Ein Christuskopf von Hautelisse über dem Altare ist wunderschön und wird gewiß den Beifall eines jeden Beschauers erhalten. Die Fenster bestehen aus ältern und neuern Glasgemälden. Im herrschaftlichen Stande verdient ein sterbender Voltaire, in Wachs bossirt, alle Beachtung.

Als anderweite Gegenstände, welche die Aufmerksamkeit der ziemlich zahlreichen Fremden, die im Sommer den Bodenstein besuchen, auf sich ziehen, können besonders folgende genannt werden:

a) Eine bedeutende, wohl gegen 200 Nummern enthaltende Sammlung von Portraits, nicht bloß von Ahnen und Familiengliedern, sondern auch von historischen und fürstlichen Personen, besonders aus dem preußischen, russischen, würtembergischen und kurhessischen Hause. Sie sind mit Nummern versehen und ein Verzeichniß derselben liegt zum Gebrauch der Gäste im Salon. Mehrere sind von Meisterhand, unter andern die Marquise de Pompadour, die Dichterin Déshouillère, die schöne Landgräfin Philippine von Hessen, der Minister Colbert und eines der vielen vorhandenen Bilder Friedrich des Großen, gleich nach dem siebenjährigen Kriege gemalt. Ein zweites, mit diesem ganz, selbst im Rahmen, übereinstimmendes Exemplar dieses, angeblich aus der Verlassenschaft der Prinzessin Amalie, Schwester Friedrich des Großen, stammenden, seltenen Bildes, ist im Schlosse zu Berlin, in den Kammern Friedrich Wilhelm II. zu sehen. — Die meisten der hier abgebildeten historischen Per-

sonen sind in Lebensgröße, und nicht nur für das Studium des Costums, sondern auch darum merkwürdig, weil es uns scheint, als habe der Pinsel des Malers den Charakter, den seine Helden im öffentlichen Leben trugen, recht glücklich getroffen. Mit besonderem Interesse betrachten wir auch das Bild der Gräfin Anna Susanna (s. u.) und das sehr passend placirte des Ritter Barthold.

b) Einige Mobilien Friedrich des Großen, aus derselben Verlassenschaft, nämlich: ein Spiegelsecretair und eine Wanduhr.

c) Friedrich des Großen letztes Geschenk, in einem Tafelservice von Berliner Porcellan, mit seiner Chiffre, bestehend, welches er, noch kurz vor seinem Tode, seiner Nichte, der Landgräfin Philippine, zu senden befahl.

Es ist, um zu erklären, wie diese und mehrere der folgenden Gegenstände sich hierher verirren konnten, nöthig zu bemerken, daß der im J. 1834 als Würtembergischer Staatsminister verstorbene Vorbesitzer des Bodenstein, früher in Hessen-Casselschen Militair- und Hofdiensten gestanden hatte, Oberhofmeister der Wittwe Landgraf Friedrich II., Nichte Friedrich des Großen gewesen, und von derselben zum Erben eingesetzt worden war. Die ganze gegenwärtige Einrichtung des Schlosses rührt von ihm her. Jene Verlassenschaft und seine spätere ehrenvolle Laufbahn als Staatsmann, setzten ihn in den Stand, dieses alte, sonst unwohnliche Haus, mit vieler Vorliebe, mit mancher Bequemlichkeit und selbst mit einer Art von Luxus auszustatten, die manchen Fremden hier in einer Provinz überraschen müssen, deren Adel durch die unbeschränkten Theilungen so sehr herabgekommen ist, in einer Provinz, welche, was das Obereichsfeld betrifft, mit Recht für eine der ärmsten in der preußischen Monarchie gilt und die der geistreiche Weber in seinen „Briefen eines Deutschen über Deutschland", das Hungerland nennt.

d) Mehrere Gegenstände aus dem Ameublement der Königin Maria Antoinette in kleinen Trianon; ihr Bett, mehrere Tische und etwas Porzellan, worunter eine Tasse mit incrustirten, wunderlich assortirten Bildern, von ihr, Ludwig XVI., Lafayette und Franklin. Diese Gegenstände hatte ein Pole, Graf Walizky, Spieler und Brocanteur, in der Revolutionszeit, nebst vielen andern, zu Paris an sich gebracht, und zu Berlin wieder verkauft.

e) Die beiden Mundtassen, deren sich Napoleon in dem Feldzuge von 1812 bediente. Sie wurden von dem russischen General Ferdinand von Wintzingerode erbeutet und hierher gestiftet.

f) Eine Büste Napoleons von Biscuit oder unglasirtem Porzellan die Napoleon, nebst zwei Vasen und zwölf Tellern von Sevre-Porzellan, dem verstorbenen Grafen, bei Gelegenheit der Vermählung der Königin von Westphalen, zum Geschenk machte, wie die daran befindliche Inschrift erzählt. Auf der einen Seite stehen die Worte:

A Mr. le Comte de Wintzingerode ministre d'Etat de S. M. le roi de Wurtemberg,

auf der andern:

Donné par S. M. l'empereur et roi à l'occasion du mariage de S. M. le prince Jerome avec la princesse Catherine de Wurtemberg.

g) Eine Standuhr von Seidenholz und ein offener Mahagonischreibtisch, beide mit ôr moulû sehr reich verziert, nebst noch einigen andern Meisterwerken aus der Fabrik des berühmten Ebenisten Röntchen zu Neuwied, wovon der erstere mit 600 Karolinen bezahlt ward.

h) Eine Tischplatte, aus einem Florentiner Medaillon und allen italienischen Marmorarten zusammengesetzt.

i) Ein großer Reichthum von Rococo aller Art, besonders an chinesischen Vasen und Schalen, worunter mehrere von ungewöhnlicher Größe; zum Theil in den Gemächern vertheilt, zum Theil in einem, zu den Gemächern der Burgfrau gehörenden chinesischen Cabinet vereinigt. In diesem sind auch, neben terra-sigillata-Gefäßen, Majolika und vielen Spielereien, die schönen Napoleonsteller aufbewahrt.

k) Eine in Rom verfertigte, massive Bettstelle von antiker Form. Sie steht in dem, mit reichen ostindischen Stoffen drappirten Alkoven des Vorbesitzers, diente den beiden letzten Herzogen des Sachsen-Gothaischen Hauses zum Sterbelager, und ward in der Auction ihrer Privatverlassenschaft erstanden.

l) Zwei Pokale von Bergkrystall, mit eingeschnittenen Amorettengruppen von vorzüglicher Schönheit.

m) Eine der Besichtigung werthe Sammlung von Steintabatieren, Stephrit, Malachit, Bergkrystall, Achat, Jaspis, Lapis lazuli u. a.

n) Eine kleine goldene Grafenkrone zum Gebrauch bei Trauungen und Begräbnissen.

o) Eine überaus bedeutende Anzahl von Oelgemälden, welche fast alle Wände bedecken. Manches treffliche Bild begegnet hier dem Auge des Kenners, besonders manches gute Original aus der niederländischen Schule und es möchte sich wohl der Mühe verlohnen, diese Sammlung nach verschiedenen Kunstperioden zu ordnen. Von Jakob Liepmann in Berlin, der bekanntlich die wichtige Erfindung gemacht hat, Oelbilder durch den Druck nachzuahmen und beliebig zu vervielfältigen, ist ein Rembrandt hier.

p) Die Aussicht aus dem Schreibcabinet des jetzigen Besitzers, in einem halbrunden Thurme angebracht, der die südwestliche Ecke der Burg stützt und in seinem Fundament ehedem zum Burgverließ diente. Ein zweites Burgverließ befand sich unter einem, jetzt zum Milchgewölbe dienenden Ausbaue an der nördlichen Außenseite des Gebäudes.

q) Die Bibliothek. Sie ist an historischen, publicistischen und politischen Werken, so wie an Erzeugnissen der französischen Literatur ziemlich reich und wird fortwährend vermehrt. Man findet auch

einige Inkunabeln und Elzevirs *); eine kleine Familienchronik von der Hand einer Ahnfrau, einer gebornen von Weltheim, das Stammbuch eines Vorfahren aus dem sechzehnten Jahrhundert; — eine Maske Karl XII. von Schweden, nach dem Tode genommen; — einen vortrefflichen Dollond, viele interessante Bilderwerke, und das Stammbuch des Bodenstein. — Beim Blättern in diesem Album finden wir nicht nur Namen von Freunden und Bekannten, sondern auch Namen, welche ganz Deutschland mit Achtung nennt. Mit Vergnügen lesen wir die werthvollen poetischen Ergüsse, mit denen Männer wie Niemeyer, Adrian**), Raupach und Se. Excellenz der Herr Graf von Wintzingerode selbst, das Buch geschmückt haben. Die Gedichte und Gedanken dieser und vieler anderer namhafter Männer, welche sich im Album finden, lassen voraussetzen, daß Geist und Gemüth nicht unbefriedigt aus den Kreisen scheiden, die sich seit einer Reihe von Jahren im Sommer hier zu vereinigen pflegen.

Statt mancher sonst werthvollen, übrigens jedoch überflüssigen Geräthe, besonders statt der großen Menge von Pendeluhren, welche man fast in allen Zimmern antrifft, möchte man dem Bodensteine lieber eine Sammlung alter Waffen wünschen, die hier ganz und wenigstens besser an ihrer Stelle wäre, als wenn man dergleichen in modernen Häusern findet, wo dieselben mit den heterogenen Umgebungen einen wunderlichen Anachronism bilden. Eine früher hier vorhanden gewesene, nicht unbedeutende Sammlung ward von der Wittwe eines früheren Besitzers, während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, auf das Unverantwortlichste verschleudert. Sie zu ersetzen lag nicht im Geschmack des im J. 1794 in den Reichsgrafenstand erhobenen, letzten Besitzers, dessen Neigung zur ausgedehntesten Gastfreiheit, von welcher die fast unverhältnißmäßige Zahl von Gastzimmern zeugt, all seine Mittel in Anspruch nahm, während die Mittel des jetzigen Besitzers, der — nachdem er auch im Würtembergischen Civildienst die höchsten Stufen erreicht hatte — schon seit einer Reihe von Jahren jeden Sommer hier zubringt, theils dieselbe Verwendung zu erhalten, theils der Erhaltung des Vorhandenen, theils der Zukunft seiner Söhne gewidmet zu werden scheinen.

---

*) Die Elzevirs haben immer im besten Ansehen gestanden, Gleim singt:

Ich habe den Horaz von Elzevir, der keinen
Druckfehler hat; von Wolf den göttlichen Homer,
Die Bibel von Hans Luft, und den Virgil von Heinen,
Und wünsche mir nichts mehr.

**) Adrian, Professor der neuern Sprachen und Literatur zu Gießen, seit 1825 Redacteur des rheinischen Taschenbuchs und Verfasser der leicht hingeworfenen, anmuthig stilisirten „Bilder aus England" befand sich längere Zeit als Lehrer des jungen Grafen von Wintzingerode auf dem Bodensteine.

Die zum Bodenstein gehörigen Wirthschaftsgebäude, — der sogenannte Oberbodenstein, — liegen etwa einen Flintenschuß von der Burg entfernt. Nur ein Kornspeicher liegt dicht unter ihrem nördlichen Fuße, im Walde versteckt. Dieses unscheinbare Gebäude ist für den Geschichtsfreund und besonders für den Protestanten, nicht ohne Interesse, denn ihm sollen es der Eichsfeldische Adel und die Einwohner der Herrschaft Wintzingerode zu danken haben, daß sie, trotz der harten Religionsverfolgungen, durch welche die Churfürsten von Mainz den, im Eichsfelde schon allgemein verbreiteten Protestantismus wieder ausrotteten, (cf. Ranke: Gesch. der Ref.), bei der lutherischen Lehre erhalten wurden. Als nämlich nach dem westphälischen Frieden der Cultus überall nach dem status quo von 1624 wieder hergestellt ward, führten die von Wintzingerode, unterstützt von den Herzogen von Braunschweig, (welche, wie oben erzählt ist, fortwährend Anspruch auf die, angeblich nicht an Mainz mit verkaufte Lehnsherrlichkeit über den Bodenstein, und diesen Anspruch bei jedem Lehensfall factisch geltend machten), den Beweis, daß sie im gedachten Normaljahre, so wie früher und später, den Gottesdienst immer, und zwar heimlich in jenem, damals zu einer Kirche eingerichtet gewesenen Kornhause, nach protestantischem Cultus gehalten, und daß ihre sämmtlichen Unterthanen und der ganze eichsfeldische Adel, nur mit Ausnahme der Knorr und der Hagen von Deuna, stets daran Theil genommen hätten. Luther soll selbst einmal hier gepredigt haben.

Hieraus erklärt sich denn nicht blos die Erscheinung dieser isolirten Akatholiken in der katholischen Provinz, unter dem katholischen Regenten, sondern auch die, beim landsässigen Adel sonst ganz ungewöhnlichen jura circa sacra, welche die Familie Wintzingerode, neben peinlicher und bürgerlicher Gerichtsbarkeit, hoher und niederer Jagd, bis zum J. 1803 auszuüben berechtigt war; Vorrechte, deren auch Pütter in seinem deutschen Staatsrecht als merkwürdiger Anomalieen zu gedenken pflegte; Vorrechte, die jetzt zu den Ruinen einer mittelalterlichen Zeit gehören; welche aber die von Wintzingerode — wie ihnen einstimmig nachgerühmt wird, — nie gemißbraucht, sondern nur zum Wohle ihrer Unterthanen angewendet haben, die immer zu den wohlhabendsten und gesittetsten der ganzen Provinz gehörten.

Betrachten wir das alte Schloß durch das Zauberglas der Sage, so

Hallen aus der Vorzeit Tagen
Als das Recht der Stärke wich,
Noch manch dunkle Geisterfagen,
Grauenvoll und schauerlich.

Ritter Barthold, den wir schon oben als tapfern Vertheidiger des Bodensteins gegen die Münzerschen Horden kennen gelernt haben, ist es, der zur Nachtzeit durch die Gemächer und Hallen der ihm theuern Veste schreitet. Er war ein tapferer, aber überaus wil-

der Mann, der mit vielen umliegenden Klöstern und Städten im beständigen Streite lag. (Ein Verzeichniß der Beschwerden, welche z. B. Stadt Worbis gegen ihn bei den Mainzischen Räthen einreichte, findet sich in Wolfs Geschichte von Worbis p. 15. Urk. XXII.). Wild war sein Gemüth und sein Herz hart wie der Fels, auf welchem er nistete. Auf seine Gegner zu lauern, mit seinen wilden Knappen den Burgberg hinabzueilen, die Feinde niederzuwerfen und ihnen Leben oder Freiheit zu nehmen; in dunkler Nacht, wenn der Wind durch die hohen Bäume rauschte und das Gekrächz der Raubvögel erscholl, auf den Fang auszureiten, — das war Barthold's Leben, aber Ruhe sein Tod. Wild wie sein Inneres, war auch sein Aeußeres. Eine starkknochige Gestalt mit blitzendem Falkenauge, das benarbte Gesicht vom schwarzen Bart beschattet, buschige Brauen und eine Adlernase, — Alles verrieth den unverzagten, tollkühnen Ritter, der aus Lust die Mönche ängstigte und die Bürger der nahe gelegenen Städtchen schreckte.

Aber auch seine Stunde schlug. Der wilde Ritter wurde, weil er zu oft den Landfrieden gebrochen, in Mainz enthauptet.

In geweihter, kühler Erde
Wird der kühne Leib begraben;
Nur der Geist, der wilde Geist
Soll noch keine Ruhe haben.

Und schwankt wie ein bleicher Schatten
Nachts bei Sturm und Mondenschein,
Durch die Säle, durch die Gänge,
In dem hohen Bodenstein.

Nachts, wenn der Mond über die dunkeln Bäume emporsteigt und einen silbernen Elfenschleier über die Burg und die Gegend zieht; wenn er mit blassem, geisterhaften Scheine in die Gemächer blickt und phantastisch Licht und Schatten an die Wände gaukelt; da wird es lebendig in den Gemächern, es schallen Tritte aus der Ferne, Sporenklang wird laut und es erscheint die hohe, ernste Gestalt Ritter Barthold's von Wintzingerode. Aus einem unterirdischen Gange steigt er eine Treppe hinan, schaut wild rollenden Auges umher, und wenn er in einem gewissen Zimmer Gäste findet, bemächtigt sich seiner eine grenzenlose Wuth. Mit riesenstarkem Arme ergreift er den Kühnen, der es gewagt hat, in den Kreis zu kommen, in welchem er allnächtlich waltet, wirft ihn mit wildem Hohngelächter die steile Treppe hinab und der Verwegene kann sich glücklich schätzen, wenn er das Leben rettet aus den Händen des gespenstigen Ritters. *)

*) Die Treppe, welche mit einem unterirdischen Gange in Verbindung stand, dessen Eingang noch vorhanden ist, wurde, um den Spuk zu enden, hin-

Ein Burggeist anderer und viel sanfterer Art ist die Ahnfrau des ganzen, jetzt lebenden, — aus siebenzehn, in die beiden Linien Bodenstein und Adelsborn getheilten, mitbesitzenden Gliedern bestehenden — Geschlechts, Anna Susanna, eine geborne von Barby-Coburg. Sie wandelt in stiller Trauer umher und sucht nach einer goldenen Brautkrone die abhanden gekommen ist; schaut aber auch nebenbei um, wie es in dem Schlosse steht, in welchem sie so lange als Burgfrau gewaltet. Mägden, welche still und fleißig ihre Arbeit thun, spinnt sie bei nächtlicher Weile den Wocken ab, und treuen Knechten klopft sie lobend auf die Backen. Einem dieser Knechte schien sie besonders gewogen, denn sie erschien ihm oft und sah ihn mit freundlichen Blicken an. Besonders häufig gewahrte er sie an einem Fenster der Burgmauer neben der Zugbrücke und es mußte auch selbst den Freidenkenden überraschen, wenn er von der Kleidung der spukenden Burgfrau eine, zwar nicht mit ihrem noch vorhandnen Bilde, wohl aber mit dem häuslichen Costume ihrer Zeit übereinstimmende Beschreibung machte, in welcher auch nicht das Geringste vergessen war. *)

Wir verlassen das Schloß mit den Empfindungen des Dankes für die uns gewordenen Kunstgenüsse, deren man sich an keinem Orte der Umgegend in gleichem Maße zu erfreuen haben wird und die uns den Bodenstein stets im freundlichsten Andenken erhalten werden.

Der Schloßgarten ist auf Terrassen nach Mittag und Abend, zwischen die Burg und den steil abschießenden Wald hingelegt. Er zeichnet sich durch nichts Besonderes aus; nur

Dort unterm Schatten, den die Linde breitet,
Spricht uns ein einfach Denkmal an;

ein Monument, welches der Herr Graf ganz kürzlich seiner 1835 verlorenen, aber im Herzen aller derer, die sie kannten, als eines der verehrtesten und liebenswürdigsten Vorbilder ihres Geschlechts fortlebenden, zweiten Gemahlin errichtet hat. Sie ruht in der Familiengruft, welche unterhalb des Schloßberges in stiller Waldeinsamkeit liegt, neben ihrem Schwiegervater und dem ältesten, den schönsten Hoffnungen auch so früh entrissenen Sohne erster Ehe ihres Gemahls.

---

weggenommen. Zornig darüber warf Ritter Barthold nun, sobald Jemand in dem unheimlichen Gemache schlief, sein eigenes Bild mit lautem Gepolter von der Wand; entsagt aber diesem Zeitvertreibe, seit sein jetzt hier hausender Urenkel ihm die Aufführung dieser Scene aus dem Freischütz durch einen soliden Nagel verleidete.

*) Seitdem eine neue, goldene Brautkrone angeschafft wurde, ist auch Frau Anna Susanne nicht wieder sichtbar geworden.

Aus der Sonne ew'ger Liebe
War der schönste Strahl in ihr
Engelrein herabgesandt.

Das Denkmal ist dicht beim Schlosse unter einem, aus einer Terrasse herausgebauten, von einer alten Linde beschatteten Altane angebracht, dessen Säulen, Spitzbogen und Rosetten von zierlicher Arbeit, die Gestalt einer gothischen Capelle gegeben ist. — Der Altan dient der Familie zum gewöhnlichen Aufenthalte im Freien, gewährt eine reizende Aussicht und ladet uns ein, einen Blick in das Thal und in die Ferne zu werfen. Wir blicken in die im Zitterglanze der Sonne schimmernde, reich geschmückte Gegend hinaus. Unter uns liegen in buntem Wechsel Gärten und Wiesen, Felder, Berge und Wälder, und viele Dörfer malerisch in Gebüsch versteckt.

Wie so lieblich hebt zur Seite
Sich das Waldgebirg' empor,
Während rings in bunten Farben
Prangt die Flur im vollsten Flor.

Saatengrün und Schmelz der Wiesen
Trifft vor mir der trunk'ne Blick,
Und den Bergwald seh' ich dampfen,
Wende ich das Aug' zurück.

Der äußerste Horizont wird durch die Berge bei Göttingen und Bornhagen begrenzt. Die Gipfel der Berge sind schon in die letzten Strahlen der Sonne getaucht, jene leichten, ziehenden Wolken im Hintergrunde umsäumt der Abend mit glühendem Golde, die Wipfel der Bäume stehen in feuriger Lohe, das Geräusch des Tages legt sich, nur der Klang der Abendglocken in den schon in Duft gehüllten Dörfern, die den müden Landmann zum Gebet und zur Nachtruhe rufen, und das abendliche Zwitschern der Vögel vernehmen wir noch in unserer stillen Feier der Natur.

An heißen Tagen finden die Bewohner des Schlosses Schatten und Kühle auf einer tiefer gelegenen, mit Blumen und einer kleinen Fontaine geschmückten, auch erst seit Kurzem entstandenen Terrasse unter der Brücke, die einen ihrer Schwibbogen zu einer bequem eingerichteten Moosgrotte hergeben mußte.

Zunächst dem Schlosse ist der Wald wie ein Park mit Wegen durchschnitten und der Spaziergänger findet da manches traulichе Ruheplätzchen und manchen Punkt, der ihn durch seine Aussicht fesselt. Auf einsamen Wanderungen durch diese stillen Waldgänge trinkt das Gemüth stille, aber tiefe Züge der Begeisterung und wird für die Schönheit und Majestät der Natur wahrhaft empfänglich. Die Einbildungskraft verliert sich in Träumereien und Entzückungen; unbestimmte, aber schöne Bilder und Gedanken drängen sich herzu

und wir schwelgen in einer stummen und fast unmittheilbaren Ueppigkeit der Gedanken. — Wenn wir diese schöne, ungekünstelte und darum so anziehende und nie langweilende Natur und das altersgraue Schloß, das mitten in diesem üppigen Waldleben als ein Zeuge vergangener Jahrhunderte dasteht, betrachten; so wird der verzeihliche Wunsch in uns rege, hier die Tage unseres Lebens in heiterer Feier der Natur, unter Schätzen der Literatur und Kunst zubringen zu dürfen. Wir würden dann auch gern eben so gefällig gegen Fremde sein, als der Herr Graf es ist, der den Besuch des Schlosses und seiner Umgebungen zu jeder Zeit mit der größten Bereitwilligkeit gestattet. Ich freue mich immer dieser Gastfreundlichkeit und der gastfreien Grundstücke und Sachen, welche Jedermann besuchen oder betrachten kann, als wenn sie sein eigen wären. Es versöhnt gewissermaßen einen armen Mann mit seinem Schicksale, und, was mehr ist, mit dem bessern Loose seines Nächsten, daß er so Parks, Gärten und Kunstsammlungen zu seiner Erholung offen sieht. Er betrachtet die theuern Gemälde und Bilderwerke, er athmet die reinen Düfte der Blumen eben so frei ein und ruht eben so wohlgemuth im Schatten, als der Herr des Bodens, und wenn er auch nicht das Vorrecht hat, Alles, was er sieht, sein eigen zu nennen, so braucht er auch nicht dafür zu bezahlen und es in Ordnung zu halten.

Seit einer Reihe von Jahren war die nächste Umgebung des Schlosses der Schauplatz eines sehr beliebten Volksfestes, zu dem der würdige Herr Pastor Schmidt zu Kirchohmfeld die erste nur auf seine beiden Gemeinden beschränkte Idee angab, die aber von dem Herrn Grafen und seiner Frau Gemahlin Aeone, lebhaft aufgefaßt und auf alle fünf Dörfer der Herrschaft ausgedehnt wurde, da sie in diesem Feste ein Mittel sahen, der Jugend eine gesittete Freude zu gewähren und sie, so wie durch sie alle Unterthanen der Herrschaft, durch ein neues, freundliches Band mit sich in Berührung zu bringen, nachdem durch Zeitgeist und Gesetzgebung fast alle jene patriarchalischen Verhältnisse zerstört sind, durch welche sie seit Jahrhunderten mit dem Gutsherrn verbunden waren. Allen Schulkindern der fünf Dörfer, wohl über fünfhundert, ward den 3. August ein Fest gegeben, einfach ohne großen Aufwand, aber den Theilnehmern große Freude gewährend durch Sinnigkeit und manche gute Folgen.

Das Fest begann mit der Vereinigung der Kinder auf einem freien Platze unfern des Schlosses. Von hier zogen sie, jede Schule mit einer Fahne versehen, von ihrem Lehrer geleitet, die Mädchen mit Blumen bekränzt, die größern Knaben mit Armbrüsten bewaffnet, Musik voran, die alte Lindenallee der Mühlhäuser Burg hinab, wo die Gutsherrschaft mit ihren Gästen sich unter der offenen Halle versammelt hatte. Hier wurden die Kinder im Halbkreise geordnet und, nach Absingung eines geistlichen Liedes, von dem anordnenden Prediger eine kurze die Feier des königlichen Geburtstages als Zweck des Festes bezeichnende Rede gehalten, und auch wohl von dem Gutsherrn einige bekräftigende Worte hinzugefügt. Dann wallte der

Zug auf die schattige Trift vor dem kleinen Kranzberge, wo die Kinder mit Bier und Kuchen bewirthet wurden, sich mit Tanz, Scheibenschießen und kleinen Glücksspielen vergnügten und wo benachbarte Wirthe unter Laubhütten auch für Erquickung der oft sehr zahlreichen erwachsenen Gäste aller Stände sorgten, die sich aus der Umgegend zu versammeln, sich an der idyllischen Scene zu erfreuen und auch wohl am Tanze Theil zu nehmen pflegten. Gegen Abend erschien dann auch die Gesellschaft des Schlosses wieder, trank unter einem Zelt ihren Thee, mischte sich unter die Menge, ermunterte sie zur Fröhlichkeit, wachte aber mit Ernst darüber, daß die Kinder die Hauptpersonen blieben und kein übles Beispiel erhielten. Ein kleines Feuerwerk mit passenden Transparents, patriotische Lieder und ein weit in die Thäler des Ohmgebirges hallendes „Vivat!" vom Herrn Grafen dem Könige ausgebracht, beschloß die ländlich patriotische Feier.

Der siebente Juni 1840 machte den 3. August seit 1833 zum ersten Male verstummen.

Je gewisser die reichen Gemüths- und noch reicheren Geistesgaben des vierten Friedrich Wilhelm reichen Ersatz für die des Dritten gewähren, je vollgiltiger seine Ansprüche auf gleiche Liebe und Verehrung sind, um desto mehr ist es zu bedauern, daß sich diese Gefühle in dieser rauhen Gebirgsgegend am 15. October nicht auf gleiche Weise mehr ausdrücken lassen. Es wäre daher wohl zu wünschen, daß der Herr Graf einen andern Tag dazu bestimmte, denn das Fest, welches sich der innigsten Theilnahme der ganzen Umgegend zu erfreuen hatte und zum wirklichen Volksfeste geworden war, ganz eingehen zu lassen, möchte für alle Umwohner des Bodenstein gleich bettübend sein. Von vielen Seiten ist bereits der Wunsch laut ausgesprochen worden, daß der 12. Julius jener Tag sein möchte, da er für den Herrn Grafen und für alle Freunde des Wintzingerode'schen Geschlechts von so hoher Bedeutung ist und sich die Feier desselben sehr passend mit einer patriotischen Feier verbinden ließe.

Der merkwürdigen und interessanten Punkte giebt es in der Umgegend des Schlosses mehrere. Wir nennen davon, außer dem Bornberge, von dem schon oben die Rede gewesen, die Katharinenquelle, die ziemlich stark an einem der Berge über dem Dorfe Wintzingerode entspringt, zu den periodischen Quellen gehört und ihren Namen davon erhalten haben soll, daß sie fast immer um die Zeit des Katharinentages zurückkehrt, den Canstein*) ein Felsen mit einer schönen, sehr ausgebreiteten Aussicht, den Kuhstall, eine Höhle am Abhange des Gebirgs, die im dreißigjährigen Kriege

*) Canstein, Chanstein, Hanstein, Honstein, Constein, kommen alle her von chan, althochdeutsch chuoni, hervorstehn, daher kühn, stolz.

den Heerden der Nachbarschaft, das Juttenloch, eine Höhle, die einst einer frommen Nonne zum Zufluchtsort gedient haben soll, vor Allen aber Ober- und Unterwildungen, zwei kleine Meiereien, die am nördlichen Fuße des Gebirgs auf einem theilweise cultivirten Absatze desselben, recht romantisch liegen und wo Gesellschaften aus der Umgegend sich häufig zu Landparthien versammeln. — Wahrlich, manche Gegenden gelten als irdische Paradiese gewissermaßen durchs Privilegium, während andere unverdienter Weise im üblen Rufe stehen. Wer diese ganze Gegend, den Bodenstein und seine Umgebungen, Wildungen u. s. w. in einsamen Stunden durchwandert, bald ruhend in seinen stillen Wäldern, bald von Felsen zu Felsen kletternd, oder von Thal zu Thal irrend, begleitet vom Gesange der Vögel, der wird sich in einer der romantischsten Gegenden Deutschlands glauben. In stiller, nur durch den Gesang der Vögel unterbrochener Einsamkeit liegt die Ruine Wildungen, die letzte Trümmer des schon lange verschwundenen Dorfes Wildungen. Ein malerischer Thurmrest mit einigen Fensteröffnungen starrt noch hoch in die Luft, die eine Seitenmauer ist zerfallen, die übrigen drei Wände sind geborsten und wildes Gebüsch sproßt malerisch in den Ritzen und Spalten. Wehmüthige Gefühle beschleichen unser Herz, wenn wir, auf den schwellenden Rasen gelagert, vom linden Wehen des Westes umfächelt, von duftenden Waldbäumen umrauscht, von Schmetterlingen umgaukelt und Bienen und Käfern umsurrt, uns in die Zeit zurückträumen, wo hier rüstige Menschen sich rührten, wo sie sich hier liebten und haßten, wo sie schafften, strebten und für die Zukunft arbeiteten; — wo auf der Stelle, auf welcher wir uns niedergeworfen haben, ein Tempel des Herren sich erhob, zu dem Tausende in frommer Andacht wallten, wo hier Orgelton, Priesterwort und Festgesang erscholl, wo die Schuldbeladenen eintraten mit demüthigem und hoffendem Herzen, wo ernste Leichenzüge zum stillen Friedhofe schwankten, das Kreuz voran und der Priester mit der glänzenden Monstranz, dann die verhüllten Särge und der Leidtragenden lange, schwankende Reihe begleitet von dumpfen Tönen der Glocken, — und wenn wir nun plötzlich aus dem Traume der Vergangenheit erwachen, Alles öde und einsam finden und nur stille Waldeinsamkeit um uns her erblicken. Aber wo der Anblick der Vergänglichkeit alles Irdischen das Herz zur Wehmuth stimmt, da versöhnt uns wieder die Natur mit ihrem ewig jungen Leben. Nur eines Blickes bedarf es auf das blühende Leben der Natur um Dich her, Du darfst nur das Auge richten auf Deine Umgebungen, und Du wirst getröstet zu der ewigen Bläue emporschauen und die Ruhe, welche über dem letzten Gemäuer von Wildungen schwebt, wird sich wohlthuend um Dein bewegtes Herz legen.

Du hörst allein die linden Weste
Melodisch säuseln durch die stillen Aeste,
Du bist umwürzt von süßem Waldesduft,
Du hörst die Nachtigall, die ferne ruft.

Tief schweigend ruhn die grünen Wiesenhänge
Die Blume schließt den Thau in ihren Schoß,
Und freut sich still an ihrem Frühlingsloos;
Die Vögel sinnen schweigend auf Gesänge.
Fern unten tönt im Thal ein leiser Bronnen,
Als träumte dem Gebirg von einem Quell;
Es glüht im Abendscheine purpurhell
Der Wald, verloren in sprachlose Wonnen.
Wie freudesinnend steht die Lämmerheerde,
Vergessend fast das frische Wiesenkraut;
Still hält der frische Wolkenzug und schaut
Herunter nach der schönen Frühlingserde.
Wir aber wandeln unter dunkeln Bäumen
Der Heimath zu, umspielt von süßen Träumen.

C. Duval.

Goseck.

In einer der anmuthigsten Gegenden Thüringens, in der fruchtbaren Saalaue, die sich von der alten Bischofstadt Naumburg bis Weißenfels, in einer Länge von 3 — 4 Stunden erstreckt und theils mit lachenden Wiesen und Feldern, theils mit herrlichen Obstanlagen und romantischen Wäldchen bedeckt ist, erhebt sich in geringer Entfernung von dem linken Saalufer, in gleichweiter Entfernung von den genannten beiden Städten, auf einer nicht unbedeutenden Höhe das alterthümliche Schloß Goseck. Die Höhe, auf welcher es sich befindet, bildet keinen isolirten freistehenden Berg, sondern es ist vielmehr ein größtentheils bewaldeter Höhenzug, der in der Nähe von Großjena, der ehemaligen Residenz des Markgrafen Eckard I. in südwestlicher Richtung, die Saale und Unstrut zugleich berührt und hier an mehrern Punkten ziemlich steil abfällt, in nordwestlicher und nördlicher Richtung flacht sich derselbe sehr ab, ist hier zum Theil mit Fruchtfeldern bedeckt und endigt sich dicht bei Goseck mit einem ziemlich freistehenden, größtentheils mit Weinbergen und Obstbaumanpflanzungen bedeckten Berge, dem sogenannten Igelsberge. Von dem genannten Berge bietet sich dem Auge des Beschauers eine der herrlichsten Ansichten dar. Man überblickt hier den größten Theil der zwischen Naumburg und Weißenfels befindlichen Saalaue, durch welche der Fluß in vielfältigen Bogenkrümmungen sich windet, bald dicht an dem sowohl auf dem linken als auf dem rechten Ufer befindlichen Gebirgszuge hinfließend, bald plötzlich nach der Mitte sich wendend. Die Ufer der Saale sind hier stundenlang mit Obstbäumen bepflanzt, unterbrochen von kleinen Wäldern von Forst- und andern Bäumen. Ungefähr ¾ Stunden nordöstlich von Goseck macht der Fluß eine ostnordöstliche Wendung nach Weißenfels zu, indem er sich um den gegenüberliegenden Gebirgszug wendet. Letzterer verhindert auch die freie Aussicht nach Weißenfels, so daß man davon nichts als die über das Gebirge hervorragende Augustusburg, wel-

che schon seit mehreren Jahren in die sogenannte Friedrich-Wilhelms-Kaserne umgewandelt ist, erblickt. Im Süden blickt der stattliche und alterthümliche Dom von Naumburg, etwas näher, dicht am Ufer der Saale auf einem Felsen sich erhebend, ernst und stumm der alte Thurm der Schönburg in das Thal hinein. Weniger umfassend, aber im Ganzen noch herrlicher ist die Aussicht von dem Schlosse Goseck selbst. Rechts zur Seite überblickt man fast den ganzen über eine Stunde langen Gebirgshang auf dem das Schloß selbst sich befindet, mit den schönsten Weinanpflanzungen fast ganz bedeckt, auf der Höhe überragt von dunkler Laubwaldung hier und da von Fichtenanpflanzungen unterbrochen, an dem Fuße ziehen sich herrliche Obstanpflanzungen hin, begrenzt von grasreichen Wiesen. Aus dem dunkeln Laubgebüsch des Thales schimmern mehrere stattliche Dörfer hervor, und gegenüber streift der Blick auf die Ruinen der alten Schönburg. Allein die Gegend um Goseck bietet nicht allein des Romantischen viel dar, auch der Alterthumsforscher findet hier mannichfachen Genuß. Der schon genannte, vielfach von Gründen und Klüften durchzogene waldige Gebirgszug, der sich von Goseck nach Großjena hinzieht, scheint mannichfacher Ereignisse der frühern Zeit unserer deutschen Vorfahren Zeuge gewesen zu sein, die wir nicht wissen, die wir nur ahnen können, dies beweist die zahllose Menge von Gegenständen des Alterthums, als steinerne Aexte, Hämmer, meiselartige Instrumente, Messer, Wurfsteine, alterthümliche Sporen, Lanzenspitzen und Aextchen von Eisen, die man hier, größtentheils beim Roden fand, so wie ganze Haufen Urnenscherben, die an verschiedenen Orten der Regen auswäscht, auch fand man auf der Höhe von Goseck vor mehr als 200 Jahren schon mit Steinen ausgesetzte Gräber, wie man sie noch in andern Gegenden sehr häufig findet; — dies Alles deutet darauf hin, daß hier entweder in früher Zeit zwischen verschiedenen deutschen Volksstämmen Kämpfe statt gefunden haben, oder es befand sich hier ein sogenannter heiliger Hain, indem mehrere Alterthumsforscher der Meinung sind, daß jene steinernen Waffen und Geräthe wohl hauptsächlich zum Gebrauche beim Opfer ꝛc. gedient haben könnten; Letzteres gewinnt auch dadurch noch vieles für sich, daß von dem zu Goseck gehörigen Walde zwei Distriete der große und kleine Hayn oder Hagen, welches die Sprache des gemeinen Mannes in Hahn umwandelte, genannt werden.

Was nun das Schloß Goseck selbst betrifft, so erzählt die Sage — urkundlich erweisen läßt sich dieses nicht — daß einst in den ältesten Zeiten, als noch die Sorben den Saalfluß hier beherrschten, eine sorbische Burg, Namens Ponzigk hier gestanden. Hat nun wirklich eine Burg schon in der vorurkundlichen Zeit hier existirt, so geräth der aufmerksame Betrachter auf den Gedanken, daß diese Burg wohl eher zum Schütze der deutschen Bewohner des linken Saalufers wider die Sorben in jener Zeit erbauet sein könnte, als die fränkischen Könige dieser slavischen Nation die sogenannte Ostmark oder denjenigen Theil von Thüringen, den die Sorben diesseits der Saale in Besitz genommen hatten, abgerungen. Goseck liegt

nämlich unter der Höhe des Berges, am Hange desselben, und gewährte von der deutschen Seite her wenig oder gar keinen Schut, wohl aber war es ein sicherer Beobachtungspunkt für die Deutschen selbst als die Sorben auf dem rechten Ufer der Saale noch nicht geschwächt waren und häufige Einfälle in Thüringen wagten. Hier hatte beim Beginn des elften Jahrhunderts, also kurz nach der gänzlichen Unterjochung der Sorben ein edles thüringisches Geschlecht seinen Wohnsitz genommen. Der erste, der von diesem Geschlechte urkundlich erwähnt wird, hieß Friedrich. Sein Vater wird Dietrich genannt, welcher ums Jahr 993 die Würde eines Pfalzgrafen zu Sachsen bekleidete; dieses Schwiegervater war Athalbert, Graf von Sommerscheburg und Pfalzgraf von Sachsen, welches mehrere Chronisten veranlaßt hat, den obgedachten Friedrich aus dem Geschlechte der Grafen von Sommerscheburg abstammen zu lassen. Dietrich starb nach den sächs. Annalisten im Jahr 995. Er hinterließ seinem Sohne Friedrich seine in Thüringen und im Osterlande liegenden Besitzungen*) so wie die pfalzgräfliche Würde und dieser wurde der Stammvater des Geschlechts der Pfalzgrafen von Sachsen auf Goseck. Friedrich I. von Goseck war vermählt mit Agnes, einer gebornen Gräfin von Orlamünda und Weimar, welche im Stifte zu Quedlinburg erzogen worden war. Mit dieser Gemahlin zeugte Friedrich 3 Söhne, Athalbert, Dedo und Friedrich II. und eine Tochter Namens Hilaria oder Uda. Friedrich I. legte hinter dem Schlosse Goseck eine kleine Kapelle an, von der man die Grundmauern noch bemerkt, die er dem heiligen Simeon weihete und in welcher er mit seiner Gemahlin auch begraben worden sein soll. Die Tochter Friedrichs vermählte sich mit Albrecht oder Athalbert, Graf von Sommerscheburg. Sein ältester Sohn Athalbert widmete sich dem geistlichen Stande, stand bei dem Kaiser Heinrich III. in hohem Ansehen, wurde von demselben zu den höchsten geistlichen Würden erhoben und sogar selbst zum Papste vorgeschlagen. Er wurde endlich Erzbischof zu Bremen und theilte nach Heinrich III. Tode mit dem Erzbischof Hanno zu Köln das Amt eines Erziehers des kaiserlichen Prinzen Heinrich IV., der später als deutscher Kaiser sowohl mit dem Papste als mit den erbitterten Sachsen und Thüringern, so vielfältige und schwere Kämpfe zu bestehen hatte. Athalbert wurde von seinem königlichen Zögling vorzüglich geliebt und dem strengen und unfreundlichen Hanno vorgezogen; er schadete jedoch demselben durch allzugroße Nachsicht und soll ihm nicht die besten Grundsätze eingeflößt haben.

Schon unter Heinrich III. Regierung übte Athalbert einen bedeutenden Einfluß auf die Reichsangelegenheiten aus, noch mehr aber unter dem Nachfolger desselben, dem genannten Kaiser Heinrich IV.

---

*) Friedrichs Bruder, Dedo, wurde Markgraf zu Landsberg und wird in den Hildesh. Ann. ꝛc. Comes orientalium genannt.

Friedrichs zweiter Sohn, Dedo, war ein entschlossener und unerschrockener Mann von seltener Einsicht und Kriegserfahrung, und ihm hatte es der Kaiser Heinrich III. vorzüglich mit zu danken, daß der im Jahre 1040 unternommene Feldzug gegen den Usurpator Peter, der sich mit dem Böhmenherzog Brzetislav verbündet hatte, nicht ganz unglücklich ausfiel, sondern am Ende noch Raab genommen und dem Feinde durch Zerstörung mehrerer Städte ein bedeutender Verlust zugefügt wurde. Nach seines Vaters Tode bekleidete er die pfalzgräfliche Würde, zeichnete sich durch Biedersinn und Frömmigkeit aus und war ein Vater der Wittwen und Waisen, welches Lob ihm das Chronic. Gozec. ertheilt. Er scheint mit seinem Bruder Friedrich II. zugleich in den Stammbesitz der Burg Gosek gekommen zu sein, welche schon, ehe das Benedictinerkloster hier fundirt wurde, diesen Namen führte, nicht erst als Kloster denselben erhielt und deshalb ursprünglich wohl eine andere Bedeutung als Gottesek oder Gottesort, wie die gewöhnliche Meinung ist, gehabt haben mag, welche wohl schwerlich in dem Namen Gosigk, Gusigk, Gozeka ꝛc. wie er früher urkundlich aufgeführt wird, zu finden sein möchte. Der jüngste Sohn Friedrichs, Friedrich II., der nachher den Stamm der sächs. Pfalzgrafen auf Gosek fortführte, wurde im Kloster Fulda erzogen, verheirathete sich mit Hedwig von Baiern und succedirte in der Pfalzgrafschaft nach der Ermordung seines Bruders Dedo im J. 1056. Als er sich im Jahre 1075 nebst mehreren der verbündeten thüringischen und sächsischen Edeln dem Kaiser Heinrich IV. bei Spira selbst überlieferte, erfuhr er das traurige Schicksal, wegen seiner Theilnahme an dem Bunde der thüringischen und sächsischen Fürsten und Herren gegen den genannten Kaiser nach Pavia verbannt zu werden, woselbst er auch über ein Jahr in harter Gefangenschaft gehalten wurde. Diese drei Brüder waren es, welche sich entschlossen, die alte Burg Gosek abzubrechen und ein Kloster an derselben Stelle sowohl zum Heile ihrer Seelen, als ihrer Vorfahren und Nachkommen zu erbauen. Die dankbarste Ehrerbietung gegen die Aeltern, welche schon mit demselben Gedanken umgegangen waren, so wie der fromme Glaube ein gottgefälliges Werk zu verrichten und das Heil ihrer eigenen Seele zu befördern, der ermunternde Rath des Bischof Burchard zu Halberstadt, so wie die zu einem Kloster trefflich geeignete Lage des Ortes, waren die Beweggründe zu diesem Entschlusse. Im Jahre 1041 wurde der Anfang mit dem Niederreißen des alten Schlosses gemacht und der Grund zu der Kirche und den noch übrigen Gebäuden gelegt. Die förmliche Einweihung dieses Klosters fand aber erst im Jahre 1053 den 29. Sept. in Gegenwart sämmtlicher Stifter und anderer hohen Personen statt. Der Hauptinhalt der bei dieser Gelegenheit ausgestellten Fundationsurkunde wie wir sie in Schultes Dir. Diplom. Th. 1. p. 165 finden, ist:

> Der Erzbischof Athalbert zu Bremen und seine zwei Brüder, die Pfalzgrafen Dedo und Friedrich stiften das von ihnen aus eigenen Mitteln erbaute, der heiligen Maria und

dem heiligen Michael geweihete Kloster Goseck, Benedictinerordens, und unterwerfen solches dem Erzbisthum Bremen dergestalt, daß zwar der Convent zur eingeschränkten Wahl eines Abtes berechtigt, selbiger jedoch zuvor dem Erzbischof zu Bremen präsentirt und von solchem bestätigt werden solle; sie bestimmen auch, daß der jedesmalige Senior weltlichen Standes aus ihrer Familie die Voigtei hierüber verwalten, im Fall ein solcher nicht vorhanden, der Convent sich einen Schutzvoigt wählen, jedoch von dem Erzbischof bestätigen lassen sollte, wobei übrigens Athalbert zum Andenken an die Einweihung des Klosters 40 Pfund Silber feiner Münze und eine gleiche Anzahl Stücke wollene Tücher aus seiner Kammer jährlich an das Kloster verabreichen zu lassen sich verpflichtet und diesem überdies, mit Genehmigung seiner Verwandten, seine Besitzungen in Nothe, Achistide (Ober- und Niedereichstädt bei Querfurt), Stirnene (unbek.) einen Strich Landes in Gernstedt, 7 Güter in Lachistede (Lauchstedt), 4 Güter in Zcortrege (Schotterei bei Lauchstedt), 15 Morgen Landes in Plaine (Peuna bei Merseburg), 12 Güter in Alfgestide (Alberstedt im Mansf.) und einen Strich Landes in Velteggelethe übergiebt. Zeugen bei dieser Handlung waren: Die Bischöfe Bucco oder Burchard von Halberstadt, Eppo von Zeiz, Winter von Merseburg und einige Domherren aus Bremen; der Markgraf Dedo und dessen Brüder Gero und Thimo von Brene, ingleichen folgende freie Männer: Rudolph von Gostilitz, Friedrich von Lisnec (Leisling)*), He-

*) Unter Lisnec ist mit der größten Wahrscheinlichkeit das Goseck gegenüber am rechten Ufer der Saale liegende Leisling, unter Gostilitz ein Dorf zu verstehen, das ganz in der Nähe von Goseck gelegen hat und dessen Feldmark noch unter dem Namen Gestewitz bekannt ist. Die wahrscheinliche Lage dieses verschwundenen Dorfes war an dem Wege von Goseck nach Naumburg, zwischen den beiden Holzungen der große und kleine Hahn oder Hagen genannt. In früherer Zeit erblickte man daselbst an vielen Stellen noch die Hausfluren und noch jetzt wird man hier und da die Spuren von Gemäuer gewahr; noch jetzt glaubt man die Stätte zu erkennen, wo die Kirche, deren wüstes Gemäuer vor ungefähr 80 — 90 Jahren noch gestanden, sammt dem Gottesacker sich befand, dessen Oberfläche schon seit langen Jahren in Weinberg umgewandelt worden ist, bei dessen Bearbeitung oft Menschengebeine jeder Art zum Vorschein kommen. Wahrscheinlich wurde dieses Dorf Gostilitz oder Gestewitz im Hussitenkriege oder in dem so verderblichen Bruderkriege verbrannt und verwüstet, oder wohl gar noch früher, und die Einwohner wendeten sich sodann in die nahe liegenden Ortschaften. Doch schweigen darüber alle Nachrichten. Noch ist eine Stelle im Walde, ungefähr eine halbe Viertelstunde von der gedachten wüsten Kirche entfernt, welche den Namen des Schlößchens führt, wo man noch Spuren von Gebäuden und ehemaligen Gewölben entdeckt, auch nicht weit davon, ebenfalls mitten im Holze, ein guter ausgemauerter Brunnen, dessen Mauerwerk vor mehr als 100 Jahren erneuert worden ist. Es ist zu vermuthen, daß hier das Stammschloß der Edeln von Gostilitz stand. Dieser ganze Bezirk ist übrigens reich an Sachen aller Art von spukenden Karossen,

linpertus von Widessendorp (vielleicht Wetzendorf an der Unstrut), Sigebot von Stüver. Act. Gozeca. 29. Sept. 1053.

Das Kloster wurde kurz nach seiner Erbauung und noch vor seiner förmlichen Einweihung mit Mönchen und einem Abte versehen. Athalbert verrichtete die Einweihung selbst, hielt eine feierliche, dem Zwecke der Handlung angemessene Rede und las mit lauter Stimme die Stiftungsurkunde. Nach geschehener Einweihung schenkte Athalbert in seinem und seiner Brüder Namen sowohl Kirche als Kloster zu Goseck der Kirche zu Bremen mit der schon bemerkten Verfügung der Wahl eines Abtes für den Convent und der Bestätigung für den Erzbischof zu Bremen, weshalb dieses Kloster auch stets unter der Oberinspection des Erzbisthums Bremen blieb. Außer den schon genannten Gütern, mit welchen das Kloster dotirt wurde, bekam es bei dem Leichenbegängnisse Friedrich III., des Sohnes Friedrich II., von letzterm das Dorf Niendorp (Naundorf bei Merseburg), auch wird demselben nachgerühmt, daß er auch noch andere zu dergleichen Spenden an das Kloster aufgemuntert habe. So gab z. B. ein gewisser Rether aus Thüringen demselben sein väterliches Erbe Holtzegglide. Als Amelung, ein Dienstmann des Pfalzgrafen, durch Albert von Stuberheim seine Augen verlor, mußte sich Letzterer dadurch versöhnen, daß er dem Kloster 9 Hufen Feld schenkte. Siegfried, ein tapferer Mann, besiegte einen heidnischen Sorben und dafür bekam er von dem Pfalzgrafen zum Lohne 3½ Hufe zu Gernstedt, welche er aber wieder an das Kloster schenkte. Rudolf und Hermann zu Gostilitz hatten ungefähr im Jahre 1057 einen Mönch aus dem Kloster Goseck, Namens Eberhard ermordet, und opferten zur Sühne dieser That einen guten Theil ihrer liegenden Gründe dem Kloster. Der Pfalzgraf Friedrich selbst gab diesem Kloster 7 Hufen in Grotleste (Grochlitz?), 3 Hufen in Gidetze, 4 Hufen in Gevendorpe, 2 Hufen in Groß-Locstede (Lauchstedt) und 1 Hufe in Thüringen, als er noch jung war, auch gab ein Pfalzgraf den Weinberg her, welcher unfern der Kirche liegt. Als im Jahre 1088 die Gemahlin des Grafen Wilhelm von Kamburg*) Namens Gepa oder Geva nach der Erzählung des Gosecker Mönchs

---

Mönchen und dergleichen. Ein Wolfin von Gostilitz kommt noch als Zeuge vor in einer Urkunde des Landgrafen Hermann zu Thüringen und Pfalzgrafen zu Sachsen, worin der Letztere zwei verschiedene Käufe bestätigt, nach welchen das Kloster Pforta sowohl von dem Voigt Hermann zu Sanleck und dessen Erben 5 Hufen zu Gernstedt für 80 Mark als auch von Mangold von Rode ein dergl. für 12 Mark erworben. Ob nun dieser Wolfin in naher Beziehung mit unserm Gostilitz steht, ist schwer zu bestimmen, doch eben so wenig das Gegentheil zu behaupten.

*) Graf Wilhelm von Kamburg, einer der Fundatoren des Naumburger Doms, lebte ums Jahr 1078. Derselbe war ein Enkel Dietrichs II., Sohn des Grafen Gero, und Brudersohn der Grafen Konrad und Thimo, mithin ein Verwandter der Pfalzgrafen zu Goseck.

vom Teufel beſeſſen war, wurde ſie von den Mönchen zu Goſeck in dem ſchauerlichen Raume der Gruft oder unterirdiſchen Kirche, oder der ſogenannten Krypta, von ihrer Krankheit geheilt; aus Dankbarkeit ſchenkte ſie dafür der Kirche zu Goſeck 6 (Güter zu) Korbetha, einem Dorfe an der Saale einige Stunden von Goſeck, mit der Bedingung, in der Krypta des Kloſters ein ewiges Licht zu unterhalten. So ſchenkte auch des Pfalzgrafen Schweſter, Uda, dem Kloſter 4 Hufen bei Grodeſſe (Gröſt).

Nur wenige Jahre nach der Einweihung des Kloſters, im Jahre 1056, wurde Pfalzgraf Dedo von einem Mönche ermordet, den ihm ſein Bruder Athalbert wegen eines Vergehens zur Beſtrafung überliefert und der von ihm, der Meinung des Verbrechers nach, zu hart gezüchtigt worden war. Dieſes Verbrechen wurde in dem Augenblicke verübt, als Dedo in der Abtei Palithe oder Poelden, zwiſchen Nordheim und Nordhauſen, vom Pferde ſtieg. Vermittelſt eines verborgen gehaltenen Meſſers wurde der Pfalzgraf von dem gedachten Mönche tödtlich verwundet. Schnell eilten die Begleiter des Verwundeten herzu und ergriffen den Thäter noch auf der Flucht, führten ihn gefeſſelt vor den Pfalzgrafen, damit dieſer ſelbſt beſtimmen möge, welche Strafe dieſer Verruchte für ſeine ſchändliche That erhalten ſolle. Allein der Sterbende, anſtatt den Mörder einem vielleicht grauſamen Tode zu überliefern, betete noch für denſelben: Domine Jesu Christe, accipe spiritum meum et ne statuas illi hoc peccatum. Die Umſtehenden erklärten ſich dieſe Aeußerung auf eine für den rachſüchtigen Mönch günſtige Weiſe und ließen ihn ungeſtraft von dannen. Dedo wurde zu Goslar begraben. — Es war gewöhnlich, daß die Gründer eines Kloſters oder Stiftes auch daſelbſt begraben wurden und an ſo heiliger Stelle ein Begräbniß zu erhalten, mochte wohl häufig zu dergleichen Stiftungen mit die Veranlaſſung geben. Allein zwei Stifter unſeres Kloſters ſind hier nicht beigeſetzt worden, und von Friedrich II. kann es nicht mit völliger Gewißheit behauptet werden. Athalbert, nachdem er ſein Bisthum 28 Jahre lang verwaltet, ſtarb 1072 zu Goslar und wurde in Bremen in dem von ihm errichteten Chore ſeiner Kirche an demjenigen Orte beigeſetzt, den er längſt vorher ſchon dazu beſtimmt hatte. Dedo wurde auf Befehl des Kaiſers Heinrich IV. zu Goslar mit großen Ehren beerdigt. Friedrich II. ſtarb zu Barby 1088; von dieſem Letztern iſt es nicht ganz gewiß, ob er zu Goſeck beerdigt worden iſt. Er war unter ſeinen Brüdern derjenige, welcher Goſeck vorzüglich lieb hatte und ſich am meiſten hier aufhielt; deshalb läßt es ſich wohl vermuthen, daß er zu Goſeck beigeſetzt ſein möchte, da es ſelbſt ſein Wunſch geweſen iſt, womit auch der Autor. Fund. übereinſtimmt, welcher ſagt: ſein Leichnam ſei von dem Abt Friedrich zu Goſeck, dem unehelichen Sohne ſeines Bruders Dedo, weggeführt und beerdigt worden. Neben ihm ſoll ſein im Jahre 1083 entleibter Sohn Friedrich III., ſeine Ruheſtätte gefunden haben. Es iſt indeß unmöglich, die Grabſtätte beider noch zu

bestimmen *), da seit einer so langen Reihe von Jahren manche Veränderung mit den Gebäuden dieses Klosters vorgegangen ist und nur das vornstehende Hauptgebäude aus jener fernen Zeit herzustammen scheint, welches, da es an vielen Stellen mit Einsturz in seinen innern Theilen droht, vielleicht bald einem neuen Schloßgebäude Platz machen muß. Was die Sage von Friedrich III. gewaltsamen Tode und den übrigen dabei obwaltenden Umständen betrifft, so halte ich es nicht für nöthig, dieses zu wiederholen, da bereits im ersten Bande dieses Werks bei der Beschreibung von Reinhardsbrunnen umständlich davon erzählt worden ist und bemerke hierbei nur kurz, wie das Chronic. Gozec. diesen Vorfall erzählt:

Friedrich III. vergnügte sich einst, ein kaum vierjähriger froher Ehemann, mit der Jagd in der Nähe seines Wohnsitzes Applice **). Sein Gefolge hatte sich zerstreut und ihn im Walde allein gelassen; da erhoben sich die beiden Brüder Ulrich und Theodor von Dedenleibe (Todleben, Tottleben, Teutleben) und Reinhard von Rinestide aus ihren Schlupfwinkeln, ermordeten ihn und eilten nach vollbrachter Blutthat davon. Warum und auf wessen Anstiften jene solches begingen, darüber kann ich nicht vollkommen urtheilen. Er selbst hatte sich nicht an ihnen verschuldet. Seine Bedienung gewahrte endlich das ledige Pferd, welches hin und her im Walde herum weidete und auf den Feldern, flog mit verhängtem Zügel umher, um ihren Herrn zu suchen und fand ihn endlich in seinem Blute liegend. Es läßt sich leicht vorstellen, was sie bei diesem Anblick empfunden haben. Man brachte den Leichnam hierher (nach Goseck), welchen der Bischof Werner von Merseburg und der Abt des Klosters, Friedrich, mit allzutiefer Trauer — (als ob Friedrich III. eine solche nicht verdient hätte) — dem Schooße der Erde übergaben.

Friedrichs Gemahlin war Adelheid, eine Tochter des nördlichen Markgrafen Udo I. von Stade, nach dem Annal. Saxo p. 562 und 626; das Chronic. Gosec. nennt sie eine Tochter Udo von Aleslephe (Alsleben). Beide Meinungen vereinigen sich dahin, daß sowohl nach Diethmar p. 343, als nach dem Annal. Saxo p. 330 der Kaiser Otto II. im Jahr 979 den letzten Grafen von Alsleben, Gero, enthaupten ließ, und dessen Tochter Athela den Grafen Siegfried von Stade, Heinrichs, Grafen von Stade Sohn, heirathete,

*) Nach einer vom Vater auf den Sohn zu Goseck sich fortgepflanzten Sage sollen sie in der Krypta, dem jetzigen herrschaftlichen Weinkeller, begraben liegen.

**) Applice, Aplite oder Schippliz, früher Weißenburg genannt, eine halbe Stunde westsüdwestlich von Freiburg, wurde nach Errichtung des Klosters zu Goseck zum Aufenthaltsorte des Pfalzgrafen Friedrich II. und besonders seines Sohnes Friedrich III. Später wurde dieses Schippliz oder Scheipliz in ein Nonnenkloster umgewandelt.

wodurch die Alslebischen Güter an die Grafen von Stade kamen,*) von deren Nachkommenschaft die Adelheid erzeugt worden ist. Daß der Graf Ludwig von Thüringen von der Mitwirkung bei diesem Morde nicht ganz frei zu sprechen sein möchte, bezeugen fast gleichzeitige Historiker, als Chronic. Gozec. p. 114. und Annalist. Saxo p. 487. Der Pfalzgraf Friedrich II. war, als diese Ermordung geschahe, abwesend, feierte aber nach seiner Zurückkehr das Andenken desselben 6 Tage lang und verehrte bei dieser Gelegenheit als Seelengeräthe sein schon früher genanntes väterliches Erbgut Niendorp dem Kloster zu Goseck im Jahr 1085. Adelheid war übrigens, obgleich seit ihrer Verheirathung 1079 kinderlos, bei der Ermordung ihres Gemahls schwanger und gebar einen Sohn, den nachher oft genannten Friedrich IV. Diesem entzog sein Vetter Friedrich I. aus dem Hause Sommerscheburg, während seiner Minderjährigkeit die Pfalzgrafschaft Sachsen, welche zwar der Erstere späterhin wieder an sich bringen wollte, hiervon aber durch seine Freunde abgehalten wurde. Späterhin nannte er sich Pfalzgraf von Putelendorf (Bottendorf). Auch mit seinem Stiefvater, dem Landgrafen Ludwig, gerieth Friedrich IV. in Streitigkeit und öffentliche Feindschaft; Letzterer forderte sogar den Ersteren wegen des ihm angethanen Unrechts, als auch wegen des auf ihm lastenden Verdachts der Ermordung seines Vaters, nach Merseburg zum Zweikampfe im Jahr 1107, welches aber Kaiser Heinrich V., der es damals mit den sächsischen Fürsten hielt, verhinderte. Beide söhnten sich jedoch bald darauf wieder aus und Friedrich IV. überließ seinem Stiefvater gegen eine bedeutende Summe Goldes verschiedene Güter und die Advocatie (Schutzgerechtigkeit) über das Kloster Goseck. Doch bald geriethen beide, da Ludwig wohl nicht allzu redlich an seinem Stiefsohne handeln mochte, aufs Neue in schlimme Händel, wobei es nicht ohne Mord, Brand und Verheerung abging und die armen Unterthanen auf beiden Seiten manche Unbilden zu erdulden hatten. Ludwig, im Bunde mit mehrern sächsischen Fürsten, war seinem Stiefsohne natürlich an Macht überlegen. Da begab sich Letzterer zu Kaiser Heinrich V. und suchte dessen Schutz und Beistand. Dieser leistete ihm die erbetene Hülfe und fügte sowohl dem Landgrafen Ludwig als auch den übrigen mit diesem verbündeten sächsischen Fürsten nicht geringen Schaden zu. Ludwig bekam noch überdies Händel mit dem Abte zu Goseck und hier, sagt die Chron. Gozec. ausdrücklich, war der Zeitpunkt, wo er von dem Kaiser Heinrich V. gefangen genommen und in Arrest behalten wurde. Unter den Gütern, die Ludwig II. von Thüringen von Friedeich IV. erkaufte, war wahrscheinlich auch die Weißenburg (Scheiplitz), welches von der Gräfin Adelheid ungefähr im Jahr 1089 in ein Benedictiner-Nonnenkloster

*) Siehe Schultes Direct. Dipl. Th. 1. p. 201. — Dreyh. Chron. des Saalkreises. Th. 2. p. 831.

verwandelt und dem heiligen Martin gewidmet sein soll. Bei dieser Umwandlung soll es den Namen Supplicium bekommen haben, ein Wort, welches Strafe, oder eigentlich das Niederknien, die Demüthigung vor Gott, auch ein Sühnopfer bedeutet, wornach es Schipplitz (Sciplice), später Zscheiplitz, genannt worden sein soll.

Die Mönche, mit welchen das Kloster Goseck besetzt wurde, ließ Pfalzgraf Friedrich II. aus der weltberühmten Abtei Corvey in Westphalen, welche ungefähr ums Jahr 822, im 18. Jahr der Regierung Ludwig des Frommen, gestiftet worden war, kommen. Die Aebte, deren seit der Gründung des Klosters 15 hier gewesen sind, waren folgende: 1) Benno, muthmaßlich ein Graf von Waldenburg, war Abt zu Goseck ums Jahr 1042. 2) Thiemo, aus Baiern, kam im Jahr 1043 als Abt hier an, zu seiner Zeit wurde die Krypta vor dem Erzbischof Athalbert eingeweihet und zur Unterhaltung derselben die Dörfer Petolitz (Pödelist), Pozieste (Petzde oder Petstedt) und Lauta geschenkt. 3) Hiltinus, ebenfalls ein Baier, kam 1048 hierher und wird wegen seines frommen Wandels gerühmt. Im 5. Jahre seiner Regierung geschahe die förmliche Einweihung des Klosters. Bald darauf legte H. sein Amt als Abt nieder und ging als Bischof nach Dänemark; da er sich aber hier in seinen Erwartungen getäuscht fand, so kehrte er bald wieder nach Goseck zurück; ob er hier und wann er gestorben, ist nicht bekannt. 4) Sindramus oder Sinzo, ein Thüringer, welcher die Güter des Klosters so wie die Klosterbibliothek sehr zu vermehren suchte, aber schon nach kurzer Regierung im J. 1062 starb. Sein Nachfolger war 5) der schon genannte Friedrich, ein natürlicher Sohn des Pfalzgrafen Dedo. Er wird als ein sorgsamer Hauswirth und gefühlvoller, theilnehmender Mann geschildert, der sich besonders um die Verschönerung und Vergrößerung seines Klosters verdient machte und nach langer Regierung 1090 starb. Der 6. Abt war Konrad aus Regensburg, welcher nicht nur die hiesigen Klostergüter auf die unverantwortlichste Weise verschwendete, sondern auch mit denen des Klosters S. Michael zu Hildesheim, über welches ihm die Abtei ebenfalls anvertraut war, gewissenlos umging; er lebte auch mehr in letztgenannter Abtei und so gab er den Mönchen zu Goseck Veranlassung, seine Abwesenheit zu den gröbsten Ausschweifungen zu benutzen. Er mußte auf die Beschwerde des Abtes Friedrich zu Herschfeld seine Stelle niederlegen und blieb zu Hildesheim. Der alte Abt Friedrich zu Herschfeld nahm sich indeß der Verwaltung des Klosters Goseck treulich an. Als dieser 1098 starb, wählten mehrere Conventualen den entsetzten Konrad weil sie sich unter seiner Regierung nach ihrer Weise wohl befunden hatten, wieder. Da er sich aber nicht gebessert hatte und seiner abermaligen Absetzung entgegensehen mußte, so kam er derselben durch freiwillige Entsagung zuvor. Er nahm heimlich die Flucht und mit ihm verschwanden zugleich mehrere kostbare Reliquien, Bücher und

Kleinodien. 7) Sein Nachfolger Anno gelangte durch die Vermittelung des Pfalzgrafen zum Amte. Da diese Wahl ohne Vorwissen des Convents geschehen war, so bezeigte dieser hierüber großes Mißfallen und da dem Abte Anno hiervon nichts Gutes ahnete, so entfernte er sich in aller Stille. Nach ihm gelangte 8) Konrad II. mit List zur Abtei, welcher, um die Gunst der Mönche sich zu erwerben, die Ausschweifungen derselben begünstigte, und in den meisten Stücken nicht besser als sein Vorgänger Konrad I. war. Er verlor endlich, da keine Besserung zu hoffen war, seine Abtei, welche im Jahre 1126, dem ersten Jahre der Regierung Kaiser Lothar II. 9) Berthold, ein Schwabe, welcher schon vorher Abt im Kloster S. Georg zu Naumburg war, erhielt. Die Abtei S. Georg verlor er aber im vierten Jahre der Regierung Kaiser Lothars und zuletzt entwich er ebenfalls aus Goseck, um dem Hasse zu entgehen, den er vielfältig auf sich geladen, und wendete sich nach dem Kloster Lorsch bei Heidelberg im Jahr 1033. Ihm folgte in der Regierung 10) Nevter der Nenther, ein Mönch aus dem pegauer Kloster, nach so vielen schlechten Vorgängern wieder der erste würdige Abt, der viel Gutes für das Kloster wirkte und die aus Mangel größtentheils aus demselben entwichenen Mönche bis auf einen wieder zurückbrachte. Er stand dem Kloster noch im Jahre 1153 vor, wo er als Zeuge in einer Urkunde des Bischof Wichmann zu Naumburg vorkommt. Von diesem Zeitpunkte an bis 1183 findet sich nur 11) Ermenold als Abt zu Goseck aufgeführt in einer Urkunde des Erzbischof Siegfried zu Bremen vom 5. Sept. 1183. 12) Ein Abt Widerold zu Goseck findet sich unter den Zeugen in einer Urkunde des Bischof Konrad zu Halberstadt vom Jahr 1202. 13) Von einem Abt Heinrich findet sich ein Kaufbrief über 7 Höfe nebst Zubehör an den Propst zu S. Mar. Virg. zu Altenburg vom Jahre 1262. 14) Otto lebte 1334, welcher in dem gedachten Jahre als Commissär zu einem Vergleiche zwischen der Aebtin Mathilde III. im Kloster S. Mich. zu Jena und der Priorin im Kloster Laußnitz bei Eisenberg verordnet wurde. 15) Heinrich findet sich im Jahr 1486, indem bis dahin alle Nachrichten von den Aebten zu Goseck mangeln, in welchem Jahre derselbe Hansen von Landwüst mit der Mühle zu Oeblitz und andern Pertinenzien beliehen. Der letzte Abt Hilarius lebte zur Zeit der Reformation 1519. Während seiner Regierung hatte sich die Reformation mit unwiderstehlicher Schnelle in den sächsischen Ländern verbreitet und nur der Herzog Georg von Sachsen konnte den Nachfolger des Hilarius Jacob Teubner durch gewaltsame Mittel in seiner Würde schützen. Kaum hatte indeß Herzog Georg die Augen geschlossen, und sein Bruder Heinrich der Fromme die Regierung von dessen Landen übernommen, als auch das Kloster Goseck im J. 1540 secularisirt wurde. Der Abt Jacob und einige Mönche, welche von dem katholischen Glauben nicht lassen wollten, wurden zeitlebens versorgt und auf dem 1544 gehaltenen Landtage bestimmt, daß alljährlich aus der fürstlichen Kammer der Abt 100 Gulden, Konrad der Küchenmeister 30 Gulden, Heinrich Mieder 6 Gulden, Frater

Matthias 6 Gulden, Fr. Gregorius 6 Gulden und Fr. Killanus ebenfalls 6 Gulden erhalten sollten. —

Von den weltlichen Besitzern, welche Goseck nach der Secularisation besaßen, wird zuerst genannt der Wachtmeister Georg von Altensee, von welchem es sein Bruder Lamprecht von Altensee erbte. *) Nach des Letztern Tode kaufte es der gewesene Kanzler am kursächsischen Hofe Dr. David Peifer, der 1602 zu Leipzig starb. Der folgende Besitzer war Herr Franz von Königsmark und darauf des vorigen Vettern, die Herren Adam und Franz von Königsmark. Nach diesen kam es in Besitz des kurfürstlich sächs. Geheimeraths, Kanzlers und Oberhofrichters Bernhard von Pöllnitz. Dieser war 1569 zu Leipzig geboren und besaß außer dem Gute Goseck, zu welchem er durch seine zweite Gemahlin Frau Katharina, verwittweten von Königsmark, gelangt war, noch die Rittergüter Gröbitz, Lindenkreuz, Münchenbernsdorf, Niederpöllnitz, Neusörga, Nöda, Oberpöllnitz, Renthendorf, Schwarzbach, Uichtritz (bei Goseck) und Wittgenstein. Er wurde nach seinem Tode im Erbbegräbniß daselbst beigesetzt. Nach ihm erbte es im Jahr 1628 sein jüngster Sohn Hans Christoph. Er besaß anfangs dieses Gut gemeinschaftlich mit seinem ältern Bruder Christian, welcher Viceoberhofrichter war. Im 30jährigen Kriege erlebte er auch die Schreckniſſe desſelben, indem das Schloß von den Schweden geplündert und fast das ganze Dorf niedergebrannt wurde; dies geschahe am 9. Februar 1636. In gedachtem Jahre starben, laut der Nachricht des Kirchenbuches zu Goseck 47 Personen, über der fünfte Theil der Bewohner, woraus man auf das große Elend schließen kann, das hier herrschte. Hans Christoph von Pöllnitz starb 1656 zu Oberpöllnitz. Christian Julius und Hans Christoph von Pöllnitz, seine Söhne, erbten hierauf das Gut Goseck. Der Erstere verunglückte 1662 in der alten Elbe dadurch, daß er beim Durchreiten in der Nähe von Pretzsch mit dem Pferde stürzte und ertrank. Sein jüngerer Bruder bekam nunmehr das Gut allein. Dieser war ein Wohlthäter der Armen und überhaupt ein sehr edeldenkender Mann. Er starb 1680 und liegt zu Goseck begraben. Ein noch schlimmeres Schicksal als das des Christian Julius von Pöllnitz hatten die Söhne des Hans Christoph von Pöllnitz, Christoph Bernhard und Christian Julius Heinrich, welche miteinander auf der See verunglückten. Das Schiff nämlich, in welchem sie, auf einer

*) Ersterer liegt in der Dorfkirche zu Goseck begraben, wo sich in der Nähe des Altars noch sein Grab-Monument befindet. Er starb im Jahre 1565 zu Naumburg in dem Gasthause zu den drei Schwänen plötzlich. Lamprecht von Altensee starb 1581. An der Decke der Dorfkirche befindet sich ein schönes Gemälde, das jüngste Gericht vorstellend, wo man den Herrn Lamprecht und seine Ehefrau Frau Margaretha im Vordergrunde im Trauergewande mit gefalteten Händen knieend erblickt. — Außer diesem Gemälde befindet sich an der Decke dieser Kirche ein noch vorzüglicheres und wahrscheinlich weit älteres Gemälde, die schön gemalten Figuren fast in Lebensgröße, das Opfer des Jephthah vorstellend.

Reise begriffen, von Holland nach England überschiffen wollten, wurde, da England und Holland gerade zu der Zeit mit Frankreich Krieg führten, am 3. Juli 1693 von einem französischen Kaper angegriffen und nach hartnäckiger Gegenwehr so zerschossen, das es mit allem, was sich darauf befand, versank. Ihr Begleiter soll jedoch gerettet worden sein um später der Mutter, die als Wittwe auf Goseck lebte, diese trostlose Kunde zu überbringen. Die Mutter dieser Verunglückten, Amalie von Pöllnitz, geborne von Hünicke, vererbte, nachdem sie bald nach dieser Schreckensnachricht auch zweier Töchter beraubt worden war, nach vielfach betrübenden Leiden und Unglücksfällen, als sie 1721 starb, an ihre Enkelin Christiane Henriette Juliane, geborne von Wolframsdorf, deren Gatte Johann Friedrich von Beust, Hausmarschall am koburgschen Hofe war. Dieser ließ es erst durch einen Sequester verwalten, mußte es aber sodann fremden Händen überlassen, und zwar dem kurfürstl. sächsischen Obersteuerrath Gottfried Pfitzner, welches der Sohn eines unbemittelten Landmannes aus dem nahen Dorfe Markwerben war. Unter ihm wurde das Gut, das bisher Mannslehn gewesen war, 1748 ins Erbe gesetzt. Sein Sohn, Hofrath Jacob Heinrich Pfitzner und dessen Sohn, Gottfried Heinrich Pfitzner, waren ebenfalls Besitzer von Goseck und starben, beide sehr jung, ersterer 1737 und letzterer 1758, und liegen beide in der Dorfkirche begraben; worauf die Mutter Gottfried Heinrichs, Charlotte Sophie, geb. Lampe aus Leipzig, wiederverehelichte von Eckhart, erhielt nach einem langwierigen Proceß das Gut und ließ ihren Schwiegeraltern, so wie ihrem Gatten und Sohne in der Gosecker Dorfkirche ein schönes Denkmal setzen. Nach ihrem 1776 erfolgten Tode kam Goseck an ihren Sohn Ludwig Wilhelm von Eckhart, der 1806 den 14. Sept. starb. Nach ihm ward seine einzige Tochter Mariane Karoline Sophie, welche dem königl. sächs. Oberlieut. Christoph Ferdinand von Brandenstein vermählt, Besitzerin von Goseck. Nachdem auch diese am 14. Oct. 1814 verstorben, erbten Beider 4 Kinder, Karoline Christiane, vermählt mit Friedrich August von Schönberg in Hayn; Adelheid Amalie Sophie, vermählt mit Gustav Adolph von Schönberg auf Tanneberg; Antoinette Erneſtine Mariane, vermählt mit dem königl. sächs. Kammerherrn von Heinitz, und Christoph Ludwig Eduard von Brandenstein, verm. mit Therese Henriette Friederike, geb. von Bärenstein aus dem Hause Zweischen, das Gut, welches durch Kauf seit dem Jahre 1840 an Se. Hochgeboren den Herrn Grafen von Zech auf Benndorf, kommen wird.

Von den Gebäuden des Schlosses selbst sind außer dem alterthümlichen Hauptgebäude, das einen engen Hof oder sogenannten Zwinger umschließt, keines merkwürdig als die schöne freundliche Kirche. Sie war seit der Secularisation sehr in Verfall gerathen, weshalb sie der obengenannte Herr Kanzler Bernhard von Pöllnitz im Jahr 1620 wieder herstellen ließ, wobei sie jedoch Vieles an ih-

rer ursprünglichen Größe verlor; sie ist nämlich in Form eines lateinischen Kreuzes gebaut. Bei obgedachter Wiederherstellung wurde der nach dem Schloßhofe gerichtete Vorsprung des Kreuzes ganz weggerissen und die beiden Seitenflügel zum Theil verbauet, so daß von der ganzen ehemaligen Kirche fast nur noch ⅔ zum Gottesdienste eingerichtet sind. Diese Kirche zeichnet sich aus vor vielen andern durch ihre freundliche Lage, die zweckmäßig darin angebrachte Vergoldung und Malerei und durch das kunstreiche, 14 Statuen in Lebensgröße in sich fassende Grabmal der Familie Pöllnitz, so wie durch zwei Hautreliefs in weißen Marmor, die Auferstehung und Kreuzigung Christi vorstellend, aus.

C. A. G. Sturm.

Georgenthal.

Wer von Gotha aus den nordwestlichen Thüringerwald — den schönsten und romantischsten Theil des Gebirges — besuchen will, wählt entweder das Thor von Reinhardsbrunn oder das von Georgenthal zum Eintritt in die grüne herrliche Stadt der Berge. Georgenthal verdient wegen seiner Lage ganz vorzüglich den Namen eines Waldthores, denn es ruht so recht am Eingange in das Gebirge im Thale der Apfelstedt, da wo sich dieses dem Hügellande zu öffnet, auf der Scheide des Todtliegenden und der Bunten-Sandsteinformation. Man muß Nachmittags in Gotha weggehen — ich meine der Fußwandrer, und wer ins Gebirge will, kann nicht anders als zu Fuß reisen — um in Georgenthal oder Tambach zu übernachten, damit man am folgenden Morgen mit frischen Kräften in erster Frühe in die Berge aufbreche. Man geht von der Stadt über Uelleben und Emleben, dann durch den Herzberg (auch Hirzberg), einen waldbewachsenen Vorberg, und dann den Hammerhök, Gehänge des Ziegelbergs, hinab in das Thal der Apfelstedt. Am Hammerhök, der steil abfällt, erblickt man plötzlich das reizende Georgenthal tief unter sich. Die Sonne muß eben im Scheiden begriffen sein, und die beiden großen Teiche, jenseits deren der Ort liegt mit goldnen Flämmchen übersäen, das übrige Thal aber und die Ebene nach der Ohra zu mit den süßen, weichen, blauen Tintenfarben, die das romantische Duftkleid einer schönen Gegend sind, in welchen sie am liebsten den Besuch eines gefühlvollen Bewunderers ihrer Reize empfängt. Diese blaue Abendfärbung ist die Vermittlerin zwischen der tiefen, wehmüthigen Sehnsucht der Menschenbrust und der schönen Natur; sie ist der poetische, verklärende Anhauch der Wirklichkeit.

Georgenthal stellt sich unsern Augen als ein äußerst liebliches Bild landschaftlichen Friedens dar. Es liegt durchaus nichts Großartiges, Ueberwältigendes in diesem Bilde, aber auch nichts Kleinli-

ches, Störendes; es ist ein kleines mild beschränktes harmonisches Ganzes. Die Natur gefällt sich oft darin, solche ganze Bilder auf einen kleinen Raum zu beschränken und sie nun mit all den stillen heimlichen Reizen auszustatten, die die Sehnsucht, das Verlangen nach häuslicher Ruhe und Abgrenzung in der edlen Menschenseele zu befriedigen versprechen, so daß man bei ihrem Anblick unwillkührlich von dem Wunsche überrascht wird: Hier möchtest du wohnen! Es sind dies immer nur idyllische Landschaften, und ihre hohen Vorzüge weiß nur ein Herz zu würdigen, das das Glück wahrhaft empfunden und erlebt hat, welches in einer weisen Beschränkung liegt. Solch ein idyllisches Plätzchen ist Georgenthal. Auf drei Seiten ist es von mehr oder minder hohen Bergen umgeben, die meist steil ins Thal abfallen und mit dunkelm Nadelholz bestanden, auch hie und da mit Felsen besetzt sind, deren Umfang mit dem Ganzen im richtigen Verhältniß steht und von deren Gipfel man einen freundlichen Blick auf den Ort genießt, wie der Sonnenstein an der Nordwestseite. Im Hintergrunde ein enges Bergthal, dessen Character sich etwas dem Romantischen nähert, durch welches die Apfelstedt aus dem hohen Gebirge herabkommt und in welches wieder andere kleinere Thäler mit ihren Bächen münden; auf der Nordseite drei Teiche, wovon die zwei westlich gelegenen von beträchtlichem Umfange sind, und in denen sich die Berge, wie in blanken Spiegeln beschauen. Teiche sind die Augen einer schönen Landschaft. Die beiden georgenthäler Teiche sind die holden zärtlich blickenden blauen Augen einer bescheidenen Gebirgerin. Wirklich gleicht Georgenthal einem reizenden Waldmädchen, das sich seiner Schönheit etwas bewußt ist, und sich deshalb im Schnitte des Kleids ein wenig nach der Stadt gerichtet hat, und dem ein verlangendes starkes Herz in der Brust schlägt. Ja ein Herz! Hör' ich es nicht laut genug klopfen, während ich, noch immer auf dem Hammerhök stehend, der lieben Landschaft da unten allzu tief in die Augen gesehen habe? Lächelt nicht über den Dichter! Es ist freilich nur der Eisenhammer unter mir, der vom Ausfluß des großen Hammerteiches getrieben, so rastlos arbeitet. Im Thale hin schlängelt sich die Apfelstedt, nachdem sie den Ort in zwei ungleiche Theile gespalten, weiter fort durch die Ebene nach Herrenhof und Hohkirchen zu, um die Ohra in sich aufzunehmen; unten am Berge läuft ein zweiter Fluß hin, ein durch Kunst gebildeter, der aus der Apfelstedt in die Leina geleitete Kanal, der Floßgraben genannt. Die hellen Häuser mit rothen Ziegeldächern ziehen sich in beträchtlicher Ausdehnung am Flusse hinauf der Verengerung seines Thales zu. Viele dieser Häuser haben ein sehr freundliches, einladendes, fast alle ein städtisches Ansehen. Es ist ein gar sonniger, lieber Ort, der das Herz fast Aller gefangen nimmt, die ihn besuchen.

Hinab denn! — Unterhalb des Teiches dicht am Berge der alterthümliche Eisenhammer, der Luisenthaler Eisen verschmiedet; nicht weit davon auf dem Uferrande zwischen dem Ziegelberge und dem Hammerteiche der Schützenhof mit dem freundlichen geräumigen

erst vor zwei Jahren erbauten Schießhause. Schade für den lieblichen Platz mit seinen Linden- und Kastanienpflanzungen, mit seinen Spaziergängen am Abhange des Berges, daß der alte Tanzsaal stehen geblieben ist, der die Aussicht aus dem neuen Hause auf den Teich versperrt! Unter dem hohen dunkeln Dach der herrlichen Bäume ist im heißen Sommer ein kostbarer Aufenthalt; die leise Welle des Teichs küßt singend das Ufer, der Blick fliegt über den Teich nach dem Orte hinüber oder springt auf den Spitzen der Berge umher. Gerade gegenüber ragt der Todtenkopf, als höchster Berg des vom hohen Gebirge sich zwischen der Ohra und der Apfelstedt herabsenkenden Zugs, über seine Brüder empor. Den Hintergrund des Apfelstedter Thals füllt am Horizont der lange Sperrhügel, ein beträchtlicher Berg des Hauptgebirges, über welchen der Rennsteig geht. Hinter uns steigt der Ziegelberg empor, weiches saftiges Grün schmückt die Wiesen des Thalgrundes. Auf dem Schießhause trifft man Abends fast immer eine sehr gebildete Gesellschaft hiesiger Beamter und andrer Einwohner, und schwerlich wird der Fremde eine Seite der Unterhaltung anschlagen, die hier nicht ihre Resonnanz fände. Ueber den Damm des Hammerteiches geht man in den Ort und betritt an seinem nordöstlichen Ende die von Gotha über Schwabhausen, Hohenkirchen und Herrenhof nach Tambach und Schmalkalden führende schöne Chaussee, welche Georgenthal seiner Länge nach durchschneidet. Es ist dies eine breite schöne Gasse, mit stattlichen Häusern bepflanzt. Links jenseit der Apfelstedt bleibt das altergraue weitläufige Schloßgebäude liegen, worin sich das Local des hiesigen Justizamtes und die Wohnung des Oberbeamten befindet. Es hat viele leere unbenutzte Räume und sonst nichts ausgezeichnetes. Bemerkenswerth ist noch der große und schöne Gasthof, der das älteste Haus im Dorfe, das ehemalige Hospital des hiesigen Klosters, ist. Jetzt wird man auch gut darin gepflegt vorzüglich mit ausgezeichnetem Bier, das darin gebraut wird und nah und fern sehr berühmt ist. Südöstlich hinter dem Schlosse kommt man zur Kirche und zu zwei andern merkwürdigen Gebäuden, die wie jene zum Kloster gehört haben und endlich noch weiter südlich nach der Höhe, die Pfarrleite*) zu, auf die sehr bemerkbare Stätte der ehemaligen Cisterzienserabtei, welcher der jetzige Ort seine Entstehung verdankt. Ueber die letzten Trümmer dieses sehr umfangreichen und — wie sich aus den ausgegrabenen Bausteinen und Ornamenten schließen läßt — herrlichen, heiligen Hauses ist jetzt Moos und Gesträuch gewachsen, Erlen, Eichen, Ahorn und andere Bäume haben die Stätte in einen Hain umgewandelt, durch welchen der Wandrer sinnend schreitet; denn hier wird er mit großem Nachdruck an das Ende selbst der menschlichen Werke erinnert, die sich keck für göttliche ausgeben. Die Kirche, die all' diese Klosterbauten hervorrief, wird einst unter

*) Im Volksmund „das Patschkläuel" genannt.

den Füßen nachkommender Geschlechter in Staub und Schutt liegen, wie die Abtei Georgenthal unter den unsrigen. Es ist alles Form, was Menschen bauten, um dem Geiste der Liebe eine Hülle zu leihen, der da Abend läßt werden und wieder Morgen, Frühling und Herbst, die Geschlechter erweckt und wieder bettet. Die Formen veralten und sinken in Staub, der Geist der Liebe bleibt ewig jung und groß und überschwenglich herrlich. Eifre ihm nach, liebe menschlich, wie er göttlich liebt, und deine Brust wird sein würdigstes Tempelhaus sein.

Der rohen Barbarenhand der Bauern, welche diese Abtei zu gleicher Zeit mit dem Kloster Reinhardsbrunn zerstörten, entgingen blos vier Nebengebäude, die jetzige Kirche, welcher einer Sage nach der Schafstall des Klosters gewesen sein soll, wahrscheinlicher aber eine Kapelle desselben war, dann der von seiner jetzigen Bestimmung sogenannte Kornboden, ein ebenfalls ganz massives Haus, das den vermauerten Thüren nach mit einem andern Gebäude verbunden gewesen sein muß. Im nördlichen Giebel sieht man eine große runde Fensteröffnung mit einer Steinrose von bewundernswerther feiner und durchbrochener Arabeskenarbeit. Leider ist dieses Meisterstück alter Bildhauerkunst theilweise beschädigt. Der Sage nach soll die Oeffnung, worin sich die Rose befindet, ganz dieselbe Größe haben, wie der Mund der großen Glocke Maria Glorioſa im Dom zu Erfurt. Einige Schritte nordwestlich vom Kornboden steht das dritte alte Gebäude, das sogenannte Hexenthürmchen, ein kleiner steinerner Thurm, der seinen Namen von den zu Anfang des vorigen Jahrhunderts darin gefangen gehaltenen, als Hexen angeklagten Weiber erhalten hat, deren Prozesse im Amte, mit welchem der Hexenthurm zusammenhängt, geführt wurden. Es sollen nicht wenige dieser traurigen Prozesse hier anhängig gewesen sein. Jetzt ist das Hexenthürmchen eine ärmliche Wohnung, dessen Bestimmung zur Zeit des Klosters sich nicht mehr errathen läßt. Vielleicht war es die Wohnung des Pförtners. Oestlich nach dem ehemaligen herrschaftlichen Vorwerke, welches wohl die Oekonomiegebäude des Klosters gewesen sein mochten, nun aber schon seit fast 20 Jahren Privateigenthum sind (sonst befand sich eine herrschaftliche Stuterei hier) steht das vierte steinerne Haus des alten Klosters, die Burg genannt, diesem Namen aber keineswegs entsprechend. Außerdem steht die Ringmauer des Klosters noch großentheils, und beschreibt, den Berg eine nicht unbeträchtliche Strecke hinauflaufend, ein großes Stück Land mit Gärten, Teichen und Brunnen. Die von lebendigem Grün überwucherten Schutthaufen, in welchen man noch die Abtheilungen der untern Räumlichkeiten und Gemächer entdecken kann, haben eine bedeutende Ausdehnung. Noch entdeckt man die Stelle, wo die Küche war mit dem Küchenbrunnen. Mehrmalige Nachgrabungen nach den trefflichen Bausteinen haben das Grundgemäuer stellenweise bloß gelegt. Im vorigen Jahre kam man bei einer solchen Grabung in den ehemaligen Kreuzgang. Hier zogen große Steinplatten die Aufmerksamkeit des Beamten auf sich, welcher die Arbeit leitete; sie wurden gehoben

und man fand ausgemauerte Gräber, worin die vollständigen, wohlerhaltenen Gerippe (wahrscheinlich der Aebte) lagen. Am merkwürdigsten zeigten sich an denselben das vollständig erhaltene Gebiß mit den herrlichsten Zähnen. Fürwahr, man sieht es an ihren Kauwerkzeugen, daß diese Männer von der Natur dazu bestimmt waren, mehr zu speisen, als wir. Einer von den Herren war mit dem Kopfe in einen tief eingehauenen Sandstein gebettet. Von Kleidern oder Moder war keine Spur. Auf diese Weise wurden drei Gräber geöffnet. Man fand auch eine zusammengeschmolzene Metallmasse, die Ribben eines gothischen Spitzbogens und ein großes steinernes Becken mit einem Loche, das vielleicht ein Weihkessel gewesen sein mag. Bei fortgesetzter Grabung würde man gewiß noch auf manche interessante Gegenstände stoßen. Die Abtei konnte fürwahr keine schönere Lage haben, am letzten Absatze des schönen Teichberges unter der waldigen felsigen Pfarrleite, sich lang und prächtig am Berge hin ausdehnend, reich mit Thürmen und Zinnen gekrönt, die Aussicht auf die schön gerundeten Berge, das grüne anmuthige Wiesenthal, den Fluß und die nach Osten sich ausdehnende weite Thalebene, ein paradiesischer Platz! Diese Klosterherren verstanden sich nicht nur auf Speis und Trank, sie wußten auch die schöne Natur zu schätzen.

Südöstlich über dem Orte findet man den sogenannten Theiler, eine hydraulische Merkwürdigkeit. Es ist dies ein eigenthümlich gebautes Wehr in der Apfelstedt, mittels dessen das Wasser getheilt, und die größere Hälfte in den nahen ersten kleinen Teich geleitet wird. Aus diesem ergießt es sich in einem artigen kleinen Wasserfall in den zweiten großen Teich. Dieser schüttet den Abfluß auf die Räder einer dicht an sein östliches Ufer gebauten Mahl- und Schneidemühle, unter welcher er sich in zwei Arme theilt; der links speist den größten oder Hammerteich, und treibt, aus diesem fallend, den Eisenhammer, und fließt dann am Harzberge hin nach Emleben, wo er in den Leinakanal fällt und in diesem nach Gotha geht. Dieser Kanal der Apfelstedt heißt der Floßgraben. Der rechts unter der Mühle abgehende Arm läuft am Orte hin, wird dann zur Bewässerung der großen östlich gelegenen Wiesen benutzt, und vereinigt sein Wasser wieder mit der Apfelstedt, die vom Theiler bis hierher der wilde Graben heißt. Den mit großer Kunst angelegten Floßgraben ließ Herzog Ernst I. der Fromme von Gotha im Jahre 1653 auf den Rath seines Forstmeisters David Schmidt graben, um die Stadt vor Wassermangel zu schützen, und das Holz aus dem Thale der Apfelstedt nach Gotha flößen zu können. Dadurch hat dieser unvergeßliche Fürst der Stadt unberechenbaren Vortheil zu Wege gebracht.

An der Wiege aller Institute des Mittelalters steht die Sage als erste Wärterin und Pflegerin, oft sogar als Mutter, mögen es Völker sein, Corporationen, Städte, Burgen, Klöster; überall schimmert sie als verklärendes Morgenroth, als Vorwandlerin zur Geschichtssonne. Wie wir sie bei der Entstehung des Klosters

Reinhardsbrunn so freundlich schaffen und wirken gesehen haben, so legt sie auch den Grundstein des Klosters Georgenthal. Nur ist sie hier nicht so hochpoetisch, wie dort. Die Sage von der Gründung der Cisterzienserabtei Georgenthal ist folgende:

Zwei Brüder, Eberhard und Adolf, Grafen von Altena und Mark, junge kriegerisch gesinnte Herren, kamen aus unerheblichen Ursachen in Feindseligkeit mit dem Herzog von Brabant und den Grafen von Löwen und Brabant. Gegen die Genannten gingen sie ein Bündniß ein mit dem Herzog von Limburg. Doch war nicht das Recht auf ihrer Seite. Es kam zum Kampfe und es wurde viel Blut vergossen. Dies geschah ums Jahr 1126. Graf Eberhard empfand darüber bald die heftigsten Gewissensbisse; er ging aus der Schlacht als ein reuiger, verwandelter Mann, kehrte nicht wieder nach Hause zurück, sondern irrte als ein Büßender, sein Land und seine Leute meidend, und seinen Stand verläugnend, in der fernen Fremde umher. Um sich aber vor dem Herrn ganz zu erniedrigen, damit ihm Vergebung seiner schweren Sünde werde, ließ er sich sogar herbei, Schweinehirt zu werden. Dies geschah in Champagne in Frankreich. Ein Zufall aber führte zur Entdeckung von Stand und Namen des Schweinehüters, und der Abt der dortigen großen und angesehenen Cisterzienserabtei Morimond (Morimunt) veranlaßte den büßenden Grafen, als Religios in sein Kloster zu treten. Als solcher kam Eberhard in den Cisterzienserorden, und wurde ein äußerst gottesfürchtiger und glaubenseifriger Herr. Bald fand er so viel Geschmack am Klosterleben, daß er aufbrach, um in seinem Vaterlande und in den Besitzungen seiner Verwandten und Freunde Klöster seines Ordens zu stiften. Auf diese Weise entstanden durch ihn mehre Klöster, namentlich Altenberg am Rhein und Asolverod (Asolveroth) am Thüringerwalde. Asolverod war früher ein Dörfchen, das von einem thüringschen Edeln Asolv den Namen erhielt, der hier den Wald gerodet und eine Ansiedlung angelegt hatte, zwischen der Leina und Apfelstedt lag und dem Grafen Sizzo von Käfernburg gehörte. Dieser Sizzo aber war ein Verwandter des Grafen Eberhard von Altena, des eifrigen Cisterzienermönchs, und wurde von demselben auf dessen Fahrt überredet, in der Nähe von Asolverod auf einem waldbewachsenen schauerlichen Berge ein Cisterzienserkloster zu gründen. Die neue Stiftung wurde von Sizzo und dessen Gemahlin Gisela dem heiligen Georg gewidmet, und hieß ebenfalls Asolverod oder auch St. Georgsberg. Graf Eberhard wurde der erste Abt desselben. Noch weiß man den Berg, auf welchem dieser erste jedenfalls kleine Bau gestanden hat; er liegt westlich von Georgenthal, und man gelangt durch den Erfurter Grund dahin; nördlich davon in nächster Nähe steht der Kandelaber an der Stelle der ersten von Bonifacius erbauten christlichen Kirche. Die Waldblöße führt noch immer den corrumpirten Namen Singörgen (St. Görg) und die Stelle, wo Asolverod gestanden, heißt noch das Apfelsroth.

Das Gründungsjahr läßt sich aus Mangel an urkundlichen Nachrichten nicht angeben; doch stand das Kloster bereits 1142, wie aus zwei Bestätigungsbriefen des Kaisers Conrad III. und des Erzbischofs

Heinrich zu Mainz vom Jahre 1144 erhellt. Die ersten Mönche waren aus Morimond, die der erste Abt von dort berufen. Graf Sizzo bedachte das neue Kloster gut mit dem Dorfe Asolverod, einem Stück des Waldes Loibe, Wiesen und Gütern, und behielt sich die Schirmvogtei über dasselbe vor, welche auch bei seinem Hause verblieb, bis sie in der Folge, nach dem Aussterben des Geschlechtes der Grafen von Käfernburg, an das Landgrafengeschlecht überging. Die schauerliche Einöde des St. Georgenbergs (der Confirmationsbrief des Kaisers Konrad nennt ihn „locum horroris et vaste solitudinis") mochte aber den Mönchen nicht behagen, und sie verlegten das Kloster bald an eine höchst anmuthige Stelle des Thals der Apfelstedt, nicht weit von ihrem Dörfchen Asolverod. Die dort emporgestiegene stattliche Abtei nannten sie nun St. Georgenthal. Auf dem St. Georgenberge blieb das kleine Gebäude, wenigstens ein Theil desselben, eine Klause, stehen, deren 1272 gedacht wird. Nun stieg des Klosters Reichthum und Ansehen von Jahrhundert zu Jahrhundert, wurde die Mutter der Klöster St. Georgenzell an der Werra im Hennebergschen und St. Johannisthal bei Eisenach, und zählte sich zu einem der ersten in Thüringen. Es besaß die beiden nah aneinander gelegenen Schlösser Falkenstein und Waldenfels bei Diethartz, dieses Dorf und Tambach, die zu Waldenfels gehörten, ferner die Dörfer Gräfenhain, Herrenhof, Naundorf, Hohenkirchen, Schönau, Katterfeld, Rackersdorf (nahe bei Georgenthal gelegen und frühzeitig untergegangen), Kobstedt. Außerdem besaß es eine Menge Rittergüter, Höfe, Mühlen, Häuser, Ländereien, Weinberge, Gehölze ꝛc. in der Nähe und Ferne. In Gotha gehörten ihm allein 18 Häuser, in Eisenach 7, in Erfurt 6, in Arnstadt 2; es hatte 16 Gärten an verschiedenen Orten, Freiheiten, Trift, Huth, Weide und Wassergerechtigkeiten, viele Rechte, Lehne, Erb- und andre Zinsen. Genug, die Aebte von St. Georgenthal waren kleine Fürsten. Es hat deren 27 gehabt, und nicht ganz vierhundert Jahre bestanden. In dieser Zeit hat es wenig erlebt, was die Geschichte des Aufzeichnens werth gefunden hätte. Mit den Grafen von Gleichen, damaligen Schultheißen von Ohrdruf, gerieth das Kloster wegen eines zu Hohenkirchen 1327 errichteten Marktes in Streitigkeiten, aus welchen ihm viel Ungemach erwuchs. Der letzte Graf von Käfernburg, Günther, starb 1385 im gelobten Lande auf dem Berge Sinai auf einer Bußfahrt, seine Leiche wurde aber nach Thüringen gebracht und in Georgenthal begraben. Ein andres das Kloster berührendes Ereigniß fällt in das Jahr 1509. Die Stadt Erfurt war wegen schlechter Verwaltung in Parteiungen zerfallen, die sich gegenseitig bekämpften. Die Erfurtsche Geschichte bezeichnet diesen stürmischen Zeitraum mit dem Namen des „tollen Jahrs." Der Stadtrath wandte sich mit der Bitte um Hülfe an die sächsischen Fürsten, und diese, Kurfürst Friedrich der Weise und sein Bruder, Herzog Johann der Beständige, versuchten Alles, um den Streit in Güte beizulegen, indem sie sich sogar zu ansehnlichen Geldvorschüssen erboten. Doch die Gemeine wurde darüber nur noch erbitterter, und erzwang, aller Abmahnungen des Stadtraths ungeachtet, daß man sich an Kurmainz wandte. Sechs Bürger wurden dahin geschickt, gnädig aufgenommen und mit einer Mainzischen Gesandtschaft nach Erfurt wieder entlassen. Kaum vernahmen die sächsischen Fürsten diesen ihre Rechte

beeinträchtigenden Schritt, als sie sogleich kräftig einschritten. Die erfurt-mainzische Gesandtschaft übernachtete auf der Herreise zum letztenmale im Kloster St. Georgenthal. Herzog Johann gab dem Marschalk Friedrich von Thüna Befehl, einige Mannschaft von Gotha zu nehmen, das Kloster einzuschließen und die Erfurter gefangen zu nehmrn. Dies erfuhr man wiederum in Erfurt, und die Gemeine führte einen Söldnerhaufen nach Gamstedt. Als die Nachricht davon in der Nacht (15. Juli) in Gotha ankam, wurde dort die Sturmglocke geläutet, und es kamen in derselben Nacht noch auf tausend Mann Fußvolk und dreihundert Reiter unter Anführung des Grafen Siegmund von Gleichen und Caspars von Beumelburg, Amtmanns zu Wartburg und Tanneberg, zusammen. Am Morgen (Sonntags) rückte der Marschalk von Thüna nach Georgenthal, nahm die Erfurter in Haft, und untersagte den Mainzern, die dennoch nach Erfurt aufbrechen wollten, die Weiterreise. Sie mußten eidlich angelobrn, sogleich nach Mainz zurückzukehren, ohne Vorwissen der sächsischen Fürsten deren Grenzen nicht betreten und mit den Erfurtern nichts ausmachen zu wollen. Während dessen lagen alle zu Gotha und Arnstadt zusammengezogenen Truppen im Kloster mehre Tage lang, damit Niemand entfliehen könne. Die gefangenen Erfurter wurden nach Weimar gebracht, hier ihre Papiere untersucht, und sie dann auf die Verwendung des Grafen von Schwarzburg wieder in Freiheit gesetzt.

Sechszehn Jahre später schlug des Klosters Georgenthal letzte Stunde. Es fiel, wie das nur zwei Stunden entfernte Reinhardsbrunn, durch die Hand der rebellischen Bauern, mit der berühmten Benedictinerabtei in denselben Tagen des Jahrs 1525. Der letzte Abt Johannes III. flüchtete mit seinen Mönchen nach Gotha, wo sie, wie die Reinhardsbrunner, im Augustinerkloster aufgenommen und zeitlebens verpflegt werden mußten. Die zum Theil arg zerstörten Gebäude verfielen bald, die Steine wurden zu andern Bauten, vorzüglich zu dem des Schlosses und des damit verbundenen Amtshauses benutzt, welche bald nach der Secularisation des Klosters aufgebaut wurden. So befindet sich auf dem Schloßhofe ein großer Brunnentrog, der ein Weihkessel oder Taufstein des Klosters gewesen ist. Herzog Johann, nach seines Bruders Tode 1525 Kurfürst, verschenkte die Klostergüter, mit Ausnahme des Klosters Johannisthal bei Eisenach und einigen Gehölzes, an seinen ehemaligen Minister Nikol von Ende auf Lebenszeit; dafür sollte ihm dieser jährlich 700 Mfl. zahlen und noch einige andre Obliegenheiten zu erfüllen haben. Aber die Landstände widersetzten sich dieser Verschleuderung der Domainen allen Ernstes; der Kurfürst sah sich genöthigt eine Commission in dieser Angelegenheit zu ernennen, die den Nikol von Ende 1532 zur Zurückgabe der Klostergüter nöthigte. Nun verwaltete sie wieder ein Vorsteher, wie vorher, aus denen bald darauf Amtsschösser und im Anfange des 18. Jahrhunderts Amtmänner wurden.

Zur Zeit der Zerstörung des Klosters war das Hospital das einzige Haus im Orte, welches 1528 des Kurfürsten Hofspeiser Wolf Löwen zu einem Gasthofe einrichtete. Die Verwaltung der Klostergüter machte allmählig die Anwesenheit mehrer Menschen nöthig, und so stieg außer dem Schlosse und Amthause ein Haus ums andre empor; 1574 standen mit Ausnahme des Eisenhammers und Gasthofs schon 4 Häuser, die 1606

auf 14 und 1620 auf 20 gestiegen waren. Aber erst durch Herzog Ernst I. den Frommen, der sich oft hier aufhielt, wurde Georgenthal der bedeutende Ort. Jetzt hat es über 80 Häuser und an 550 Einwohner. — Bis 1558 waren die Bewohner des kleinen Orts nirgends zum Besuch des Gottesdienstes gewiesen, in welchem Jahre sie nach Gräfenhain, das eben einen eigenen Pfarrer erhalten hatte, eingepfarrt wurden. Nun wurde die Klosterkirche, die nicht ganz zerstört war, und links vom Gottesacker, wo die Scheuern des ehemaligen Vorwerks sind, ihren Stand hatte, nothdürftig hergestellt und zum Gottesdienst gebraucht. Herzog Johann von Weimar ließ 1602 oder 1603, als die alte Klosterkirche ganz baufällig geworden war, und abgetragen werden mußte, die jetzige Kirche herrichten, die ihrer alten Mauerconstruction nach eher eine alte Kapelle, als ein Schafstall gewesen sein dürfte. Unter Herzog Friedrich II. erhielt 1720 Georgenthal auch seinen eigenen Pfarrer.

Es wäre sehr zu wünschen, daß der jetzige Herzog von Coburg-Gotha, der schon manches alte schön gelegene Schloß wie ein Zaubrer in einen reizenden Fürstenbau verwandelte, seine verschönernde Hand auch an das Georgenthäler Schloß legen und es zu einer des anmuthigen Thals würdigen Zierde umschaffen möchte.

Ein herrlicher schattiger Waldweg ist der sogenannte Zigeunerweg am rechten Thalgehänge der Apfelstedt, der seinen Namen von den sich sonst hier viel aufhaltenden Zigeunern hat, die jetzt wie von der Erde verschwunden sind. Auf diesem Wege kamen und gingen sie, ein seltsames Räthsel, das wohl nie befriedigend gelöst werden wird. Sie waren die romantische Poesie der zwei letzten Jahrhunderte, die orientalische bunte Bilderwelt in der nüchternen Langweiligkeit Europas, und gewissermaßen eine concrete Fortsetzung des durch die Kreuzzüge uns zugekommenen abstracten Orients. Aber die farbigen Wunder des Morgenlandes sind verblichen und auch die Zigeuner nicht mehr. Auch der Zigeunerweg in Georgenthal war sonst schöner und schattiger als jetzt!

An einem auf den Teich herausgehenden Fenster der Mühle, eines mir befreundeten Hauses, stand ich zuweilen Abends allein und ließ die Blicke über den vom Mond überhauchten Wasserspiegel nach dem geheimnißdunkeln Walde der jenseitigen Berghöhe hinübergleiten, während mein Ohr dem Rauschen des kleinen Wasserfalls lauschte. Gedanken und Bilder gingen durch meine Seele, Vergangenheit und Zukunft knüpften sich dort zusammen; ich empfing Grüße meiner Gestorbenen, und die ich liebe, traten mir im Geiste nah, und Alles wurde zuletzt zur schmerzlich süßen Empfindung, zur weihevollen Empfängniß des Liedes. — Ach, Georgenthal ist lieblich schön und mein Herz hängt mit Liebe daran.

Ludwig Storch.

Schloß Weichlingen.

Freundlich strahlest du auf Bergeshöhen,
Schauest weit auf Gottes Schöpfung hin;
Und entzückt durchdringt uns Himmelswehen,
Rah'n wir dir mit dankbar frommen Sinn.

Wie es die Mönche trefflich verstanden, ihre Niederlassungen da zu begründen, wo viele günstige, örtliche Verhältnisse ihren Unternehmungen einen schnellen Fortgang versprachen, so zeigten auch die Ritter des Mittelalters einen sehr richtigen Takt bei der Wahl derjenigen Stellen, welche sie zur Erbauung ihrer stolzen Burgen bestimmten. Ihnen war es nicht um reiche Unterstützung mächtiger und frommer Wohlthäter zu thun, sie suchten sichre Zufluchtsörter, die ihnen Schutz und Schirm in jenen Zeiten gewährten, wo die Gesetze oft gänzlich ohne Kraft waren, der kühne Ritter sich wenig um das Oberhaupt des Reichs bekümmerte, und in seinem Uebermuthe alle Pflichten und Rechte verachtete. Wo ein Berg sich erhob, dessen freie, steile Lage Sicherheit gewährte und eine weite Aussicht eröffnete, wo schiffbare Flüsse, vielbesuchte Landstraßen und blühende Städte ihren schnellen Angriffen reiche Beute versprachen, für welche sie oft Ehre und Leben einsetzten, da stiegen bald feste Mauern und hohe Thürme empor, deren starker, unerschütterlicher Bau noch jetzo ein Gegenstand der Bewunderung ist, so daß wir es kaum begreifen können, wie diese Ueberreste Jahrhunderte hindurch der Gewalt der Elemente trotzen konnten. Mit Falkenaugen spähte der Thurmwart nach allen Seiten umher, und wehe dem Kaufmann, der mit kostbaren Gütern vorüber zog, oder dem wehrlosen Wanderer, ja selbst dem sorglosen Ritter; unerwartet und schnell sahen sie sich angegriffen, niedergeworfen, beraubt und in die nahe Burg geführt, wo lange

Gefangenschaft, nicht selten ein grausamer Tod ihr gewisses Los war, wenn nicht ein reiches Lösegeld ihre Freiheit bewirken konnte. Das waren die gepriesenen Zeiten des Mittelalters, die allerdings der Poesie mehr Stoff darbieten, als unsere oft nur zu prosaischen Zeiten. Können wir aber jene Herren vom Steigbügel rühmen, die in unserm Thüringen oft so schlimm hausten, daß Kaiser Rudolph von Habsburg 1289 mehr als 66 Burgen zerstören mußte, um ihr freches, den Gesetzen und der Religion Hohn sprechendes Treiben zu zügeln? Wohl uns, daß jene schlimmen Zeiten vorüber sind, und die Urenkel jener Ritter von ihren Höhen herabstiegen und nun nicht mehr Feinde jeder Ordnung und des Rechtes sind, sondern die wohlthätigen Freunde des Guten und des Schönen!

Die edleren Herren und Dynasten folgten bei der Erbauung ihrer Burgen andern und bessern Zwecken; sie verabscheuten Raub und Mord, wollten den Frieden und die Gesetze des Landes bewahren und sichern, nicht bekämpfen und zerstören. Auch sie wählten gern Anhöhen und Berge für ihre Burgen, aber nur um für sich einen sichern Wohnplatz zu gewinnen, und von der Höhe herab auf ihr Besitzthum zu schauen, damit sie jedem kühnen, unerwarteten Angriff sogleich widerstehen und zum Schutz der wehrlosen Unterthanen herbeifliegen konnten. Da hatte der Thurmwart ein besseres Geschäft; denn nicht zum Ueberfall der Schutzlosen sollten sie rufen, wohl aber zur Hülfe und Rettung derselben den edlen Dynasten mit seinen Mannen auffordern.

Die Erreichung dieser Zwecke veranlaßte wahrscheinlich den ersten Erbauer des Schlosses Beichlingen, auf dieser wohlgelegenen Stelle eine Veste zu errichten. Auf einem der südlichen Vorberge der Finne gegründet, in geringer Entfernung von der Stadt Cölleda und drei Stunden von der Stadt Weißensee, schließt sie sich gegen Mitternacht an einen hohen, weit ausgedehnten Wald, von dem sie Gräben, Wälle und Mauern scheiden. Nach den übrigen Himmelsgegenden fällt der Berg steil ab, und eine freie, steile Aussicht eröffnet sich. Gegen Süden zeigt sich in dämmernder Ferne der Höhenzug des Thüringer Waldes, dessen Spitzen bei heiterer Witterung von dem Inselberg bis über die Gebirge an der Saale sichtbar sind. Von Morgen nach Abend zu erkennen wir zahllose Dörfer und Ortschaften in anmuthiger Abwechselung reicher, fruchtbarer Gefilde und kleiner Waldungen, so daß wir unwillkührlich in den bekannten Vers ausbrechen:

Ja! wunderschön ist Gottes Erde
Und werth, darauf vergnügt zu sein:
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Schöpfung freun!

Wer kann aber den Namen jenes Mannes nennen, welcher hier zuerst vor länger als einem Jahrtausend den dichten Wald ausrotten und eine starke Veste erbauen ließ? Niemand wird auf diese Frage eine sichre Antwort geben können, denn aus jenen frühen Zeiten fehlt

uns ja jede sichere Kunde, und Muthmaßungen treten an die Stelle begründeter Nachrichten. Es gehört zu den sonderbaren, fast thörichten Unternehmen mancher Geschichtschreiber, den Ursprung eines Geschlechtes oder die Erbauung einer Burg bis in die früheſten Zeiten hinaufzuführen, wo völlig unsichere Sagen nicht die geringste Gewißheit gewähren. Dieſes Schicksal haben viele edle Geschlechter und viele alte Burgen Thüringens erfahren, und auch Beichlingen schließt sich an dieſe zahlreiche Menge. Nicht genug, daß die Erbauung dieſer Burg in der That in eine sehr frühe Zeit hinaufreicht, es wird auch noch die fabelhafte Behauptung hinzugefügt, daß der erste Erbauer Beichlingens ein Römer gewesen sei, welcher zu den Zeiten Julius Cäsars dieſe Gegenden beſuchte und hier eine Burg erbaut habe. Kaum ist es zu glauben, daß tüchtige Geschichtsforscher dieſe, soll ich nicht sagen thörichte Behauptung aufgestellt haben, da bekanntlich die deutschen Völker damals in beſtändigem Kriege mit den Römern begriffen waren, und die einzelnen Kriegszüge der Römer allerdings bis zur Elbe ausgedehnt wurden, aber nur in großer Eile und ohne Aufenthalt, da ſie in einem unwegsamen und unwirthbaren Lande, von allen Seiten von kühnen und tapfern Feinden umringt, völlig zufrieden waren, wenn ſie nur ohne große Verluſte ihre wohlbefeſtigte Stellung am Rhein wieder erreichen konnten. Sie unternahmen dieſe Züge nach Deutschland nur aus Ehrgeiz; denn es schmeichelte dem Feldherrn weit vorzudringen und den Namen „der Deutſche" zu verdienen; an bleibende Eroberungen in unſern Gegenden dachten ſie nicht, dazu waren dieſe viel zu arm, unfruchtbar und unſicher. Wie wäre es auch möglich gewesen, in ſo kurzer Zeit Burgen zu bauen, welche doch ohne Steine, Kalk und mannichfache Vorrichtungen nicht vollendet werden können, und wozu würden ſie auch genutzt haben, da ſie von den freien Deutſchen noch ſchneller würden zerſtört worden ſein, als ſie erbaut wurden. Es gehört ein großer Glaube dazu, dieſe kühnen Behauptungen für hiſtoriſche Wahrheiten zu halten, und doch iſt es oft geſchehen, und wir leſen noch gegenwärtig über dem Hauptthore des Schloſſes folgende Inſchrift: Beichlingium a Romanis conditum, arcem antiquissimam, et unius ex regiis Saxoniae duodecim viris, sedem Henrici imperatoris etc. (Beichlingen von den Römern gegründet, eine ſehr alte Burg und Eigenthum eines von den königlichen Zwölfmännern, der Sitz Kaiſer Heinrichs ꝛc.). Aber die Angaben dieſer Inſchrift ſind durch keine urkundlichen Beweiſe begründet, und als im Jahre 1553 Wolfgang von Werthern dieſe Inſchrift verfertigen ließ, folgte man nur fabelhaften Sagen.

Eben ſo unwahrſcheinlich iſt die Behauptung, daß ein gewiſſer Erf oder Erp, Herr von Beichlingen, den andre Schriftſteller zu einem Müller an der Gera machen, Erfurt um das Jahr 307 gegründet habe, denn die älteſten Geſchichtsſchreiber wiſſen nichts von dieſem Ereigniſſe. Auch die Anführung in Rixners Turnierbuche, daß Graf Dietrich von Beichlingen an dem Turniere zu Merſeburg, welches der Markgraf von Meißen, Riddag, 968 abgehalten hat,

Antheil genommen habe, und daß eine geborne Gräfin von Beichlingen, Agnes, auf dem Turniere zu Braunschweig 996 den ersten Dank an den Grafen v. Scheyren ausgetheilt habe, sind ohne sichern Grund, da die Unzuverlässigkeit des Turnierbuches von Rixner hinlänglich erwiesen ist.

Wollen wir uns nun zu den wahren und urkundlichen Nachrichten wenden, so können wir mit völliger Sicherheit anführen, daß die Herren von Beichlingen zu den ältesten und edelsten Dynasten in Thüringen gehören, welche schon in früher Zeit angesehn und mächtig waren; jedoch muß hier bemerkt werden, daß erst nach dem Jahre 1000 die geschichtlichen und genealogischen Nachrichten aller gräflichen und fürstlichen Häuser in Deutschland und Thüringen eine größere Sicherheit und Deutlichkeit gewinnen. Wahrscheinlich waren die Herren von Beichlingen unter den fränkischen und carolingischen Königen und Kaisern Gaugrafen des Gaues Engilin, in dessen Umfange Beichlingen lag. Die Burg aber wurde wahrscheinlich als eine Schutzwehr gegen die benachbarte Burg Sachsenburg betrachtet, welche von den Sachsen nach dem Untergange des thüringischen Königreichs an jener merkwürdigen Stelle erbaut wurde, wo die Unstrut, das Gebirge durchbrechend, den natürlichen Paß bildet, welcher Süd- und Nord-Thüringen mit einander verbindet. Da nun der Name Sachsenburg schon 750 erwähnt wird, indem wir der Meinung der neuern bewährtesten Geschichtschreiber folgen, welche darin übereinstimmen, daß die bei den alten Annalisten genannte Saochseburg oder Hochseburg, welche Pipin auf dem Zuge gegen die Sachsen um 750 eroberte, und welche bisher vergeblich in den Ländern zwischen der Weser und dem Rhein aufgesucht wurde, nichts anders als unsre Sachsenburg sei, so reicht das Alter der Burg Beichlingen vielleicht bis in diese frühe Zeit hinauf. Die erste urkundliche Erwähnung von Beichlingen findet sich in einem Verzeichnisse der Güter, welche der Abtei Fulda in Thüringen zugehörten. Der Mönch Eberhard nennt in diesem auch ein Gut in dem Orte Bichelingen in der Provinz Thüringen im Gau Engilehne, worunter nur unser Beichlingen zu verstehen ist. Später kam der verdienstvolle und tapfere Billing, Herzog von Sachsen, der Freund und der Beistand Kaiser Otto's des Großen, zum Besitz von Beichlingen, und die Meinung, daß der frühere Name der Burg in seinen Namen verwandelt worden sei, ist nicht ganz unwahrscheinlich. Auch trägt noch gegenwärtig ein Hügel in der Nähe von Beichlingen, bei dem Dorfe Batgendorf, den Namen Billingshügel. Nach ihm wurde Beichlingen ein kaiserliches Lehn, welches in verschiedene Hände gekommen zu sein scheint. Zu den Zeiten Kaiser Heinrichs des Zweiten besaß es die Gräfin Reinilde, welche ein sehr tragisches Ereigniß bekannt gemacht hat. Der fromme und gebildete Bischof von Merseburg, Dithmar, erzählt in seinen für die vaterländische Geschichte so wichtigen Geschichtsbüchern, daß sein naher Verwandter, Wirinhar oder Werner, Graf von Walbeck, der Sohn des Markgrafen Lothar von Nord-Thüringen, schon seine erste Gemahlin Luidgard, die Tochter des mächtigen und stolzen Markgrafen

Eckhard, 999 aus Quedlinburg, wo sie unter der Aufsicht der Aebtissin Mathilde, der Tochter Otto's des Großen, erzogen wurde, geraubt und sie späterhin nach dem Tode ihres stolzen Vaters als Ehegattin heimgeführt habe. Nach einem frommen Leben, welches dem Dienste Gottes, dem Wohlthun und Fasten gewidmet war, starb Luidgard im November des Jahres 1012 zu Wollmirstedt bei Magdeburg und ward im Kloster Walbeck begraben. Graf Werner scheint den Wittwenstand nicht gern getragen und die harten Demüthigungen, welche ihm sein erster Raub zugezogen, schnell vergessen zu haben, denn schon 2 Jahre nach dem Tode seiner Gemahlin finden wir ihn bei einer neuen Entführung, die ihm aber nicht so glücklich gelang, als die erste, denn sie kostete ihm Ehre und Leben. Der Bischof Dithmar erzählt in seinen Jahrbüchern dieses beklagenswerthe Ereigniß also:

Unterdessen kam mein Neffe, Graf Wirinhar, auf Antrieb seiner schlechtberathenen Jugend, und durch die Künste listiger Frauen umstrickt, an einem Sonntag mit wenig Begleitung nach der Stadt, Biehlingi genannt, und raubte die Besitzerin derselben, Reinilde, um die er früher schon geworben hatte, gegen ihren Willen, nachdem er die Wache bestochen hatte. Denn sie hatte vorher dem Kaiser Heinrich II. fest versprochen, daß sie sich niemals mit einem Manne gegen sein Wissen und Zustimmung verbinden wollte, und wurde nun mit Geschrei und Jammern fortgeführt. Als das die bewaffneten Leute hörten, kommen die Lehnleute zusammen, und einer unter ihnen, Wullerd, wird schwer verwundet. Aber als eine von den Dienerinnen verlangt, daß sie auch weggeführt würde, und Allwin, ein Edler, dazu beauftragt, diese mitnehmen will, wird er von allen Seiten eingeschlossen, und ruft meinen Neffen, der schon aus der Burg war, zur Hülfe zurück. Jener aber wurde leider, ehe er Hülfe erhielt, getödtet und seinem herbeieilenden Gebieter wird der Rückzug abgeschnitten und derselbe schwer von einem der Knechte verwundet. Diesen durchstößt er alsbald mit dem Speer, spießt ihn an die Mauer, und schreckt so die Andern zurück, daß sie ihm nicht zu nahen wagen. Als er nun sahe, daß die Seinigen mit der Geraubten schon lange heraus waren, und daß ihm kein Ausweg offen sei, springt er sogleich vom Pferde, und läßt sich die Mauern herab; aber von einem nachstürzenden Steine schwer getroffen, gelangt er mit Mühe zu seinen trauernden Genossen. Von diesen wurde er bis Wui (jetzt Wiehe) in das Haus des kaiserlichen Hofmeiers getragen, wo er mit wenigen Dienern gelassen wurde; die Geraubte aber führten sie mit großer Eile fort und verbargen sich mit ihr bald hier, bald da, indem sie besorgt auf ihren Herrn warteten. Aber der Hofmeier, voll Betrug, verrieth bald dem Kaiser, der sich damals in Merseburg aufhielt, den todtkranken Gast, dessen Sinn wenig dadurch erfreut wurde. Denn der Hofmeier hoffte, den in seine Gewalt Gefallenen entweder Andern zum Beispiel am Leben

gestraft zu sehen, oder von ihm eine namhafte Summe zu erpressen. Es war schon Nacht, als die Grafen Bernhard, Gunzelin und Wilhelm, vom Kaiser abgesandt, mit ihren Mannen dahin kamen, wo der Kranke lag. Als Werner von den Seinigen erfuhr, daß diese angekommen waren, grüßte er den ihm befreundeten Grafen Wilhelm, den beiden Andern aber sagte er, daß er nimmer in ihre Hände gekommen sein würde, wenn er das Schwert hätte aufheben können. Graf Wilhelm aber verband seine Wunden, und da er wohl einsah, daß er auf keine Weise stark genug sei, um ihn, wie ihm geboten war, nach Merseburg zu bringen, so ließ er ihn von den Seinigen nach dem benachbarten Ort Elerstidi (jetzo Allerstedt tragen, und befahl, ihn in einem steinernen, wohlbefestigten Hause zu bewachen; er selbst kehrte zum Kaiser zurück. An demselben Tage wurden wir von dem Kaiser berufen, und erfuhren von ihm mit schmerzlicher Klage, mit welcher Vermessenheit mein Neffe seinen Willen durchbrochen habe. Denn als Brun von seinem Feinde Milo in seinem eigenen Hause, wo Alle Frieden halten sollen, getödtet war, und dieß von allen Einwohnern dem Kaiser mit Betrübniß bekannt gemacht und er sehr gebeten wurde, daß er nach der Sitte seiner Vorfahren so schändlichen Menschen Besitz und Wohnung versagen möchte, und der Kaiser dieses mit einem Eidschwur zu bekräftigen verordnet hatte, so gelobte er mit emporgehobenen Händen dem allmächtigen Gotte und allen Gegenwärtigen dieses, so lange er leben würde, zu erfüllen. Und da wir wissen, daß es viel besser sei, ein Gut Gott nicht zu geloben, als hernach davon abzugehen, so laßt uns ihn bitten, dem er diese Gelobnisse gegeben hat, wenn er es aus Menschlichkeit oder aus bösem Anmahnen gebrochen hat, daß er durch rechte Besserung wieder eine andere Gesinnung annehme. Nach diesen kaiserlichen Klagen gab jeder der Vornehmen den Rath, daß alle seine Güter mit Beschlag belegt, die Gräfin zurückgerufen, und die Anstifter dieser That entweder gefangen dargestellt, oder wenn sie die Flucht ergreifen würden, bis zum Tode verfolgt werden sollten. Der aber nach überstandener Krankheit sollte, wenn er schuldig wäre, den Kopf verlieren; wenn aber dies alles mit Einwilligung der Gräfin geschehen sei, so möge er in glücklicher Ehe mit ihr leben. Mein Bruder, der Graf Heinrich, wird, um dies auszuführen, dorthin gesandt und beordert, daß Alle nach Alstidi (Allerstedt) zu einem öffentlichen Gespräch kommen sollten. Als jener dorthin eilte, kamen die genannten Grafen herbei, und verkündigten dem Kaiser, was geschehen sei. Am folgenden Tage, das ist am heiligen Martinstage, starb Werner, der bisher alle Uebel mit geduldiger Seele ertragen hatte, den Feinden keinen Gewinn, den Seinigen aber einen unbesiegbaren Verlust zurücklassend. Hierüber ward der Kaiser betrübt,

und Dietrich, sein Feind, vergießt Thränen. Als ich dies erfuhr, bewirkte ich meinem Neffen Dietrich Erlaubniß zur Reise und ließ den Körper meines Freundes durch meine Diener nach Miminleve (jetzt Memleben) wo damals eine Abtei sich befand, und wo der treffliche dortige Abt Reinold mit großer Menschenfreundlichkeit das Nöthige besorgt hatte, nach Helpithi (jetzt Helfte bei Eisleben) führen, wo ich ihn erwartete. Aber da er schon sehr in Fäulniß übergegangen war, ließ ich die Eingeweide sogleich herausnehmen, und befahl sie neben meiner Kirche zu begraben, und folgte ihm dann bis nach Walbeck, wo er an der Seite seiner geliebten Gattin beigesetzt wurde. So weit der ehrwürdige Bischof Dithmar von Merseburg, welcher bald darauf 1119 starb.

Dieser traurige Vorfall läßt uns einen anziehenden Blick in die Verhältnisse der damaligen Zeit richten, und indem wir das unglückliche Ende des tapfern Grafen Werner von Walbeck beklagen, können wir die gerechte Strenge des Kaisers Heinrichs des Zweiten nicht mißbilligen. Aus welchem Geschlechte stammte aber diese Gräfin Reinilde, welche der Bischof Dithmar die Herrin von Beichlingen nennt? Obwohl sie sonst in keinem Geschichtsbuche genannt ist, so läßt doch diese Benennung schließen, daß sie die alleinige Besitzerin dieses reichen Erbes war, so daß Graf Werner vielleicht nicht allein aus Liebe zur Gräfin Reinilde zu dieser für ihn so verhängnißvollen That getrieben wurde, sondern auch durch das Verlangen nach einer reichen Erwerbung. Die Vermuthung, daß die Gräfin Reinilde eine Enkelin des Herzogs Billing gewesen sei, hat sehr viel für sich, und verdient unsere ganze Aufmerksamkeit.

Es ist sehr schwierig, die Reihe der Besitzer von Beichlingen im eilften Jahrhundert richtig anzugeben; denn da weder gewiß bekannt ist, aus welcher Familie jene Gräfin Reinilde stammte, noch wer ihr Erbe war, so läßt sich aus den kurzen und abgebrochenen Nachrichten der Jahrbücher dieser Zeit eine zusammenhängende Folge der Grafen und Herren von Beichlingen nicht herstellen. Nach den Nachrichten, welche Knaut und Tentzel, und nach ihnen der fleißige Leuckfeld geben, war um 1066 der Markgraf Dedo der Zweite von Landsberg im Besitz des Schlosses Beichlingen, welches er stark befestigte, um seinem Gegner, dem Kaiser Heinrich IV. zu widerstehen. Er war durch seine Gemahlin Adela oder Oda, welche früher an den Markgrafen von Meißen und Grafen von Orlamünde, Otto, verheirathet gewesen war, in den Besitz der Grafschaft Beichlingen gekommen. Allein der Kaiser Heinrich nahm diese Besitzung, nachdem er Beichlingen erobert hatte, dem Markgrafen Dedo II. ab, und verlieh sie seinem Freunde und Bundesgenossen, dem Markgrafen Egbert I. von Braunschweig, welcher sie später seinem Sohne, dem Markgrafen Egbert II. hinterließ. Aber da dieser bald darauf in der Mühle zu Eisenbüttel bei Braunschweig meuchelmörderisch erschlagen wurde, so fielen seine Güter an seine Schwester Gertraut. Diese vermählte sich mit dem Grafen Heinrich von Nordheim, dem Fetten,

und übergab, nachdem ihr Gemahl in Friesland, welches er vom Kaiser erhalten hatte, gefallen war, ihrem Schwager Cuno die Grafschaft Beichlingen, welcher späterhin die Gräfin Cunigunde heirathete.

Gebhardi führt in seinen genealogischen Abhandlungen, welche sehr gründlich sind, die Besitzer von Beichlingen ganz anders und gewiß viel richtiger auf. Er nennt den Grafen Wilhelm III. von Weimar und Orlamünde, welcher 1039 starb, als Besitzer von Beichlingen, welches ihm seine Gemahlin Oda zubrachte, die nach seinem Tode den Markgrafen Dedo II. heirathete. Nach ihm besaß es sein Sohn, Graf Otto, und nach dessen Tode, welcher 1067 erfolgte, zuerst dessen älteste Tochter Oda, Gemahlin des erwähnten Egbert II., und da diese keine Kinder hatte, die zweite Tochter Cunigunde. So treffen beide genealogischen Folgen wieder zusammen.

Wir sind nun bis zu dem Zeitpunkte gelangt, wo die Ungewißheit, welche auf der Geschichte Beichlingens ruht, verschwindet, und Gewißheit und Sicherheit an die Stelle derselben tritt. Die Gräfin Cunigunde ist in vieler Beziehung merkwürdig. Als die Tochter des reichen und mächtigen Grafen von Orlamünde und Markgrafen von Meißen, Otto's, fanden sich bald Bewerber um ihre Hand. Zuerst vermählte sie sich mit dem russischen Fürsten Izislav oder Demetrius (von Kramsin Izor genannt), der aber schon 1079 starb. Hierauf reichte sie ihre Hand dem Grafen Cuno, dem Sohne des Grafen von Nordheim, einem Manne, der sich durch Tapferkeit und hohen Muth, wie durch Gelehrsamkeit und Bildung auszeichnete. Er fiel 1103 unter den Händen von Meuchelmördern, leider aus hohem Stande. Es war, wie gesagt wird, Graf Edelger von Ilfeld und Graf Christian von Rothenburg, welche ihre Hände mit Blut besudelten, und ihr Geschlecht mit Schmach belegten. Die Beweggründe, welche diese unglücklichen Männer zu dieser schwarzen That veranlaßten, hat kein Zeitgenosse aufbewahrt. Zu bemerken ist, daß dieser Graf Cuno, der ein so trauriges Ende nahm, der Erste ist, welcher Graf von Beichlingen genannt wird. Von einem schrecklichen Schicksal hart betroffen, stand die Gräfin Cunigunde mit ihren vier Töchtern zum zweitenmal als Wittwe da, in einer Zeit, wo sie die Unterstützung eines Mannes nicht entbehren konnte, und die Ihrigen und ihre Besitzungen Schutz und Beistand nöthig hatten. Der tapfre, durch seine großen Thaten ausgezeichnete Graf Wiprecht von Groitsch bewarb sich um ihre Hand, die sie ihm, durch die Umstände hart bedrängt, nicht versagte. Wir lassen hier die Beschreibung dieses Ereignisses nach der Lebensbeschreibung des Grafen Wiprecht, welche ein Mönch in dem Kloster Pegau aufgesetzt hat, nach einer alten Uebersetzung folgen:

> Im Jahr 1110. Als Graff Wiprecht seines Leides, wegen seines Gemahls absterben, kaum ein wenig vergessen, Hat er die hohe notturfft erachtet, das er sich widerumb verheurate. Ward derhalben schlüssig des Ehewren Fürsten, Herrn Cunonis zu Beichlingen, Nachgelassene Widwe, Cunegund genant, zu freyen. Nun hatte dieselbe jhr fürgenomen, im Widwenstande

zu uerbleiben, Und wolte aus solchem Bedencken anfenglich dieſem anſuchen nicht ſtadtgeben. Als ſie aber folgends jhre Verwanten und Bekandten, Deren ſie dann von jhrem Herrn gnugſam Ererbet, hierüber zu rath gezogen, Hat ſie mehr aus drengender noth, als aus gutwilligkeit darein verwilliget. Denn eben die jenigen, durch welcher betrug jhr Herr, der ſich keines argen zu jhnen verſehen, heimlich vnd wider alle billigkeit war erſchlagen worden, ſatzten jr hart zu. Dieſe waren Edelger von Ilfeld, vnd Chriſtian von Rothenburgk. Derwegen als Graff Wiprecht jhre Bewilligung vernomen, ward er fro darüber, Ließ es auch bey dieſer ſeiner glücklichen Heurath nicht bleiben, ſondern brachte weiter zu wegen, das ſeines Gemahls Tochter, gar ein ſchön Frewlein, mit Namen Cünegund, ſeinem Eltern Sohn Wiprecht vertrawet ward. Hierauff geſchahe das Beylager von beiden Theilen auff eine zeit, ward auch mit groſſem Pracht volzogen. Es hatte aber Frawe Cünegund noch Vier andere Töchter, die wurden den Fürſten in Sachſen und Döringen vermahlet. Zudem geſchahe diſsmal eine vergleichung wegen einer Eheſtifftung, Welche diſs vermocht. Da ſich würde zutragen, das Frawe Cünigund zu erſt mit Tode abgienge, ſo ſolte als denn jhrem Herrn, Graff Wiprechten, vnd deſſelben Erben, jhr Land heimfallen. Es hatte auch mehrgedachte Frawe Cünigund vnter andern Vorwerkken ein Eptey, auff der Grentze zwiſchen Sachſen vnd Döringen, Oldesleben genand. Dieſelbe Befahl ſie jhrem Herrn in ſonderheit.

Da dieſer merkwürdige Mann fünfzehn Jahre hindurch im Beſitz von Beichlingen war, ſo iſt es wohl nicht unpaſſend, die wichtigſten Lebensumſtände deſſelben hier zu erwähnen. Ueber der Abſtammung deſſelben liegt ein dichter Schleier; die Angabe des Pegauer Mönchs, daß er von einem König Wulf von Dänemark abſtamme, iſt völlig grundlos; und viel wahrſcheinlicher eine andere, nach welcher er von dem Grafen von Arneburg in der Altmark ſtammt. Seinem Vater Wiprecht (Vipertus) gab der Markgraf Udo von Stade das Balſamerland, ein Landesſtrich bei Salzwedel; durch ſeine Gemahlin Sigena, des Grafen von Leige Tochter, bekam er Beſitzungen bei Gangerhauſen. Nach dem frühen Tode ſeines Vaters trat Wiprecht unter die Vormundſchaft des Markgrafen Udo, welcher ihm, nachdem er von ihm wehrhaft gemacht worden war, für das Balſamerland das Burgwart Groitſch an der Elſter bei Pegau um das Jahr 1073 ertheilte. Allein hier machte der junge Wiprecht ſich bald durch ſeine Kühnheit und Tapferkeit die benachbarten Edeln zu Feinden, und um ihnen zu entgehen, wandte er ſich zu dem Fürſten Wratislaw in Böhmen, bei welchem er gute Aufnahme fand. Da dieſer Fürſt, um König von Böhmen zu werden, die Unterſtützung des Kaiſers Heinrichs IV. nöthig hatte, ſo trat er auf deſſen Seite, und führte ihm mit dem Grafen Wiprecht zahlreiche Schaaren zu, welche in der Schlacht bei Nägelſtedt an der Unſtrut, bei Flarchheim in der Nähe

von Mühlhausen und bei Grona an der Elster dem Kaiser in seinem Kampf mit dem sächsischen Fürsten die ersprießlichsten Dienste leisteten. Als Kaiser Heinrich 1081 nach Italien zog, um den übermächtigen Papst Gregor VII. zu züchtigen, nahm Graf Wiprecht mit dem Sohne des Herzog Wratislaw, Boriwoi, an diesem Zuge Theil. Er führte mit großer Tapferkeit und Erfolg den Vortrapp bis vor Rom, wo er außerordentliche Beweise eines in allen Gefahren unerschrockenen Sinnes ablegte. Er rettete bei einem Ausfall des feindlichen Heeres aus Rom dem Kaiser das Leben, welchem sein Schwert schon kraftlos aus den matten Händen gefallen war; er zögerte nicht, sein Schwert ihm darzureichen, und drang nun unerschrocken mit seinem Schilde auf die Feinde ein. Mit seinem Diener Raß war er der Erste auf den Mauern Roms, welches nun schnell erobert wurde; auch erstürmte er die Kirche der Apostel, wohin sich viele Römer geflüchtet hatten, und sein schweres Schlachtschwert mit beiden Händen fassend, gewann er nach großem Blutvergießen die Kirche. Freund und Feind erstaunten über diese unbegrenzte Tapferkeit; aber dem leichtsinnigen Kaiser war dies noch nicht genug, sondern er berief den muthigen Grafen zu sich und ließ ihn, der nichts von den Absichten des Kaisers ahnete, unbewaffnet in den Hof eintreten, wo ein großer Löwe ihm entgegen sprang. Aber wie der Chronist sagt: er schmiß, nachdem er seinen Trabanten zurückgestoßen und allein vordrang, so gewaltig auf den Löwen zu, daß derselbe verwirrt aus dem Kampfe wich.

Diese unüberlegte That des unbesonnenen Kaisers brachte den Grafen Wiprecht so auf, daß er das Heer verließ. Reich beschenkt vom Kaiser Heinrich und den vornehmsten Geistlichen, welche den großen Werth seiner Tapferkeit nicht verkannten, kehrt Wiprecht nach Deutschland zurück, und begab sich dann zu dem Fürsten Wratislaw nach Böhmen, der ihn gleichfalls mit Geschenken überhäufte, und ihm selbst seine Tochter Ludmille mit großer Mitgift zur Frau gab. Nach Groitsch zurückgekehrt, wurde er durch viele glückliche Unternehmungen gegen die benachbarten Fürsten und Edelleute so mächtig, daß sein Ansehen und die Furcht vor ihm immer mehr stieg; da aber in diesen Kämpfen viel Blut vergossen wurde, auch einst, als sich seine Feinde in die Kirche St. Jacob in Zeitz flüchteten, diese Kirche in Flammen aufging, so fühlte er oft Gewissensbisse über alle diese blutigen Vergehungen, und auf den Rath angesehener Geistlichen ging er nach Rom, um dort Vergebung zu finden. Glücklich erreichte er diese Stadt, benetzte die Stufen der Peterskirche, die er vor wenigen Jahren mit dem Blute seiner Feinde besudelt hatte, mit heißen Thränen der Reue, und beichtete dem Papste seine Sünden. Dieser gebot ihm, eine Wallfahrt nach Compostella zum heiligen Jacob zu machen, wo ihm, nachdem er im Bußgewande diese heilige Stadt glücklich erreicht hatte, zur Sühne seiner vielen Verschuldigungen auferlegt wurde, dem heiligen Jacob, dessen Kirche er verbrannt hatte, ein Kloster zu bauen, zu dessen Ausschmückung er den Daumen des heil. Jacob erhielt. Ein Wunder veranlaßte ihn, nahe bei der nachmaligen Stadt Pegau dieses Kloster zu begründen, und auf den

Rath der Geistlichen trug er selbst, wie vordem der Kaiser Constantin gethan hatte, an die zwölf Enden des Klosters zwölf Körbe Steine. Im Jahre 1096 ward dieses Kloster feierlichst von vier Bischöfen eingeweiht, und von dem Grafen Wiprecht und seinen Freunden mit Geschenken reich ausgestattet, denn es sollte diese Stiftung ein ewiges Denkmal seiner Frömmigkeit und Freigebigkeit sein. Bald bewirkte er auch, um den Glanz dieser Stiftung zu erhöhen, daß der Papst sie unter seinen besondern Schutz nahm.

Wir finden in den folgenden Jahren den Grafen Wiprecht in mehren wichtigen Angelegenheiten bei dem Kaiser Heinrich oder in Böhmen, wo sein Schwager Boriwui, der 1093 seinem Vater Wratislav folgte, seinen Beistand oft bedurfte. Der unglückliche Kaiser besuchte den Grafen Wiprecht 1105 auf seinem Schlosse zu Groitsch, als er vor seinem Sohne fliehend nach Böhmen eilte. Graf Wiprecht war auch im December dieses Jahres auf jenem berüchtigten Reichstage zu Mainz, als der von Allen verlassene und verrathene Kaiser durch seinen unnatürlichen Sohn Heinrich V. vom Throne gestoßen wurde. Unser Graf erhielt darauf mit vielen angesehenen Geistlichen den Auftrag, nach Rom zu ziehen, um den Papst von diesen Vorfällen zu unterrichten; allein Graf Adelbert von Tyrol wies sie wieder zurück. Kurz darauf ereigneten sich zwei Vorfälle, welche dem Grafen Wiprecht sehr schmerzlich waren; seine treue Gattin Ludmilla starb den 17. September 1106 in seiner Stadt Bautzen, und sein Schwager, Fürst Boriwui, ward durch seinen Gegner Suatopulk verdrängt, der die Gunst des Kaisers Heinrichs V. zu erwerben wußte. Wiprecht und sein Sohn, der seinen Namen trug, hielten treu zu ihrem nahen Verwandten Boriwui, und ließen nichts unversucht, um ihn wieder zu dem väterlichen Besitz zu bringen.

Obwohl Graf Wiprecht sich schon im vorgerückten Alter befand, so sah er sich doch nach einer zweiten Gattin um, die ihm seine treue Ludmilla ersetzen könnte; was er wünschte, wurde ihm auch bald in der verwittweten Gräfin Cunigunde von Beichlingen zu Theil, was schon oben erwähnt ist. An dieses glückliche Ereigniß reihete sich bald ein anderes; ein naher Verwandter, Vizo, Herr von Vitzenburg bei Nebra, der an diesem wohlgelegenen Orte ein Nonnenkloster gestiftet hatte, setzte ihn zum Erben aller seiner Güter ein. Seine Mutter Sigena, welche zum zweitenmal Wittwe geworden war, trat in dieses Kloster ein, wo sie aber bald ihr Leben endigte. Hierauf, durch das unordentliche Leben der Nonnen veranlaßt, verlegte er das Kloster nach dem nahen Reinsdorf, besetzte es mit Mönchen, und ließ es späterhin (1121) durch Bischof Otto von Bamberg, dem er es übergab, weihen. Unterdessen fiel in Böhmen, wo die Unruhen fortdauerten, der junge Wiprecht in die Hände des Kaisers, der ihn auf die Veste Hammerstein, von welchem Schlosse noch jetzo die Ueberreste bei Andernach gesehen werden, als Gefangenen schickte, und nur durch die Herausgabe vieler Güter, mit welchen der Kaiser sogleich den jungen Grafen Hoyer von Mannsfeld belehnte, konnte der Vater die

Befreiung des Sohnes bewirken. Als Entschädigung verlieh Kaiser Heinrich dem jungen Wiprecht kurz darauf Eckardsberga und versprach ihm noch andere Besitzungen, so daß er sich nun ganz auf die Seite des Kaisers neigte. Bald gerieth aber auch Graf Wiprecht der ältere mit dem Kaiser, welcher den Herzog Latislaw, den Gegner seines Schwagers Boriwoi, begünstigte, in Krieg; allein vergeblich belagerte der Kaiser die Burg Groitsch, obwohl selbst der jüngere Wiprecht auf der Seite des Kaisers stand. Hierauf entstand ein langwieriger Krieg um den Besitz von Weimar. Odalrich oder Ulrich, Graf von Weimar und Orlamünde, starb im Jahre 1112, ohne Kinder zu hinterlassen; die nächsten Ansprüche darauf hatte der Pfalzgraf am Rhein, Siegfried, der durch seine Mutter Adelheid nahe mit dem weimar-orlamündischen Hause verbunden war. Der Kaiser Heinrich V. war aber gar nicht abgeneigt, diese Erbschaft als ein anheimgefallenes Lehn zu behalten. Darum eilte der Pfalzgraf Siegfried nach Thüringen, um sein Recht geltend zu machen, und fand unter den Fürsten, Grafen und Bischöfen vielen Eingang, auch bei unserm Graf Wiprecht. Der Kaiser Heinrich fing 1113 den Krieg an, da die Verbündeten auf dem Tage zu Erfurt nicht erschienen waren. Er züchtigte zuerst den Bischof von Halberstadt, indeß der tapfere, kühne Feldherr des Kaisers, Graf Hoyer von Mannsfeld, die Verbündeten, welche in Barnstedt, einem Dorfe bei Querfurt, sich unterredeten, so glücklich und so plötzlich überfiel, daß der Pfalzgraf Siegfried erschlagen, Graf Wiprecht schwer verwundet und gefangen wurde, und nur Landgraf Ludwig der Springer Gelegenheit zur Flucht fand. Wiprecht wurde vom Kaiser Heinrich auf dem Reichstage zu Würzburg zum Tode verurtheilt; aber ein glückliches Ereigniß rettete ihn von dieser Schmach, und sein Sohn bewirkte durch die Uebergabe von Groitsch und aller Erbgüter seines Vaters die Erhaltung seines Lebens, aber nicht seine Freiheit, denn drei Jahre mußte er in der Reichsveste Drifels, wo 80 Jahre später der hochherzige Richard Löwenherz auch schmachten mußte, und deren feste Mauern und Thürme noch jetzo in dem anmuthigen Thale von Anweiler in Rheinbaiern aus dem dichten Wald sich erheben, als Gefangener zubringen. Durch diese Härte des Kaisers aufgereizt, fiel sein Sohn Wiprecht von demselben ab, opferte alle seine Besitzungen für den Vater auf, und irrte als Verbannter bei seinen Freunden umher, nur auf sein Schwert und seine guten Freunde sich verlassend. Bald entstand eine neue Verbindung der sächsischen Fürsten gegen den Kaiser, und der Krieg begann wiederum. Der Kaiser zog mit seinem Heere von Wallhausen an der Helm nach dem Mannsfeldischen. An dem Wolfsholze an der Wipra bei Gerbstedt trafen beide Heere auf einander am 11. Februar 1115. Lange zögerten sie; da trat der kühne Mannsfelder, der tapfere Graf Hoyer, hervor, ihm gegenüber stand kampflustig der junge Graf Wiprecht, bereit, seine und des Vaters Schande zu rächen. Nach einem ernsten Zweikampfe sank Graf Hoyer tödtlich verwundet auf die Wahlstatt. Der Tod dieses tapfern Mannes, der so oft gesiegt hatte, entschied die Schlacht; zwar wehrte sich das kaiserl. Heer noch

eine Zeit lang muthig, doch das Vertrauen war hin, und die Flucht ward bald allgemein.

Für den jungen Grafen Wiprecht war dieser Sieg sehr vortheilhaft. Glückliche Züge und Eroberungen machten den Namen des Grafen so furchtbar, daß der Kaiser Heinrich endlich, nachdem auch sein Liebling Heinrich mit dem Haupte gefangen worden war, durch die Umstände genöthigt, seinen Vater frei gab, und ihn mit allen seinen Gütern aufs Neue belehnte. Ja er stieg nach und nach wieder so hoch in der Gunst des Kaisers, daß derselbe ihm sogar die Markgrafschaft Lausitz übergab, ein Besitz, um welchen viele Fürsten den Grafen beneideten. Sein Glücksstern strahlte immer heller, denn 1118 wurde er auch Burggraf von Magdeburg, wodurch sein Ansehen einen neuen großen Zuwachs bekam. Ein Jahr vor seinem Tode erhält Graf Wiprecht durch den Kaiser auch die Markgrafschaft Meißen, nachdem der junge Markgraf von Meißen, Heinrich, durch Gift von unbekannter Hand sein Leben auf eine beklagenswerthe Weise früh beschlossen hatte. So vollbrachte nun Graf Wiprecht die letzten Jahre seines thatenreichen Lebens in großer Macht und Ansehen, bis ein unglückliches Ereigniß seinen Tod beschleunigte. Der Pegauer Mönch berichtet dieses also:

> Ungefähr wie er auff dem Dorffe Halle (die Stadt Halle), alda er Gedinge gehalten, zu Winterzeit benächtigt, trug sich vmb Mitternacht zu, da jederman im tieffen Schlaff gelegen (denn am Tage war man guter Dinge gewesen), das das Fewer auffm Heerde die Ströe oder Sprewe, welche vmb der Kriegsleute Lager, durch derselben Nachlessigkeit, zu Abents waren herumb verstrewet worden, erreichet, vnd als der Brunst vberhand genommen, ist nur der Fürst erwacht, Der seumete sich nicht lange, Sondern machete sich auff halb Nackent, vnd vnterstunde sich mit blossen Füssen das Fewer zu dempffen, endete auch solchs, das niemand weiter dauon etwas erfuhr, vnd legt sich darnach, wie er schier halb versenget gewesen, widerumb zu Ruhe. Er ward aber hieuon so schwach, das er von dannen niemals recht gesundt gewesen. Als es tag worden, befandt man allenthalben die nachspür, wie es war zugangen. Darob menniglich sich nicht allein verwundert, sondern auch ein gros mitleiden getragen? Darnach ließ er sich gen Groitzsch führen, doch das er zuuor seiner gewonheit nach auf Pegaw zukomen. Alda muste man jhn bey der Handt leiten, Vnd als er mit grosser andacht sein Gebet vollbracht, damit er das Convent seiner Schwachheit halben nicht weiter bemühete, zog er stracks weges auf Groitzsch.
>
> Nun ward den Winter vber die Krankheit immer heftiger, Derwegen er, Marggraff Wiprecht, dieses mühseligen Lebens sath worden, vnd richtete all seine Gedankken auff Gott den Allmechtigen, Welcher allein die Sündliche gebrechen heilen kan, damit er nach diesem Trübsal die ewige Seligkeit erwerben möchte. Er beschickte auch ferner seiner Mutter Sohn,

Erzbischoff Rüger zu Magdeburgh, desgleichen andere benachbarte Geistliche Prelaten, vnd weil denn dieselbigen gesehen, das mit jm keine hoffnung mehr zum Leben gewesen, bezeigten sie sich mit allerhand mitleiden, vnd trost, endlich aber gaben sie den rath, Er solte den Orden annemen. Wie willfertig und andechtig Marggraff Wiprecht hierzu sich bezeiget, ist aus folgendem Bericht leichtlich zuermessen. Denn als er in gegenward dieser Bischoffe, mit vberreichung seines Schwerts, aller Krieges vnd Welthendel verzicht gethan, Ließ er sich bald neheſt folgenden Tag gen Pegaw führen, Ward auch alda vom Conuent mit grossem mitleiden angenommen, vnd da er sich nun Einkleiden lassen, That er in grosser andacht sein gelübte den Orden zuhalten für dem hohen Altar, in Beysein des gantzen Conuents. Nach dieser zeit sol er sich, wie man dauon sagt, zum gehorsam mit solcher folge bezeigt haben, das er keine Speise oder Tranck zu sich genommen, auch keinen Menschen, ja seinen Leiblichen Son nit für sich gelassen, er hette denn das zuuor erlaubniß bekomen. Bliebe derhalben in grosser stille vnd gehorsam biß an sein Ende. Er lebte aber nicht lang darnach, Vnd ward von vielen Bischoffen und Layen das Begengnis gehalten, also das ein jeder Bischoff teglich für jhn Messe gelesen. Die Leiche ward mit grossen ehren mitten im Closter, gerade zwischen seinem Gemahl vnd Sohn zur Erden bestattet.

So vollendete Graf Wiprecht im Jahre 1124 seine wechselsvolle, irdische Wallfahrt; gewiß eine sehr merkwürdige, welche uns die damaligen Zeiten in einem wahren und belehrenden Bilde erkennen läßt. Das Urtheil, welches Böttcher in seiner Geschichte von Sachsen über ihn fällt, ist ein sehr richtiges. Wie sich sein Leben, sagt er, in den schroffsten Gegensätzen gefällt, — Pilger und Fürst, Mönch und Feldherr, Gefangener und auf dem Richtplatz, Räuber und Mörder und Beter, Kirchenzerstörer und Klostererbauer, Freund des Kaisers und Rebell, — ist es ein treuer Abdruck seiner rohen, gewaltigen Zeit. Rom und Compostella, Polen und Böhmen nennen seinen Namen, und doch war, seine Klöster abgerechnet, nach wenigen Jahrzehnten fast jede Spur seines Daseins verschwunden.

Wie er bei den öffentlichen Ereignissen seiner Zeit oft erwähnt wird, und eine einflußreiche Rolle spielte, so häufig erscheint auch sein Name bei den zahlreichen Schenkungen, welche er vielen Klöstern zuwandte, denn er theilte die allgemeine Meinung seiner Zeit, daß ein schuldbeladenes Leben am gewissesten durch Errichtung oder Unterstützung von Klöstern gesühnt werden könne. Der jüngere Graf Wiprecht, welcher dem Vater an Heldensinn so gleich war, scheint kurz vor ihm gestorben zu sein, dessen Gemahlin aber, Cunigunde, schloß mit dem Grafen Theobald von Vohburg eine zweite Ehe. Ein jüngerer Sohn Wiprechts, Heinrich, trat zwar in den Besitz der väterlichen Güter ein; allein der gewaltige Geist seines Vaters ruhete nicht auf ihm, und schon 1136 beschloß er seine ruhmlose Laufbahn.

Mit ihm ging das Geschlecht des Grafen Wiprecht aus, und Schild und Helm wurde dem Grafen Heinrich in das Grab nachgeworfen.

Zum drittenmal stand die Gräfin Cunigunde als Wittwe allein da; die wechselsvollen Erfahrungen, welche sie in ihrer dreimaligen Eheverbindung machte, veranlaßte sie, den Rest ihres Lebens in Zurückgezogenheit hinzubringen. Sie blieb eine große Gönnerin der Klöster, was viele noch vorhandenen Urkunden beweisen; am meisten genoß ihre Stiftung Oldisleben ihrer frommen Unterstützung. Sie starb in einem hohen Alter im Jahre 1140. Da weder sie noch ihre Tochter Cunigunde, des jungen Grafen Wiprecht Gemahlin, männliche Nachkommenschaft hinterließ, so fiel Beichlingen an den Sohn der ältesten Tochter, der Gräfin Mathilde von Käfernburg. Der älteste Sohn derselben, Graf Sizzo III., erhielt das väterliche Erbe Käfernburg und Schwarzburg, dem zweiten Sohne Friedrich wurde Beichlingen zu Theil.

Von diesem Grafen Friedrich, welcher 1144 Beichlingen erhielt, stammen alle spätern Grafen von Beichlingen in gerader Linie bis auf den letzten Grafen Bartholomäus, welcher 1567 starb; eine Nebenlinie, die anfänglich nicht den Grafentitel führte, erhielt sich noch länger.

Graf Friedrich I. lebte bis 1180. Er war ein Mitglied des obersten thüringischen Gerichtshofes in Mittelhausen bei Erfurt, an dessen Sitzungen er eifrigen Antheil nahm. Seine Güter im Radenzgau in Franken, welche wahrscheinlich von seiner Gemahlin Helimburg herrührten, verkaufte er an den Bischof in Bamberg. Das Kloster Sittichenbach wurde von ihm mit mehrern Gütern in Lovinge (jetzo Leubingen an der Unstrut) beschenkt. Mit dem Landgrafen Ludwig den Eisernen gerieth er 1170 in Uneinigkeit, als die Landgräfin Jutta, welche oft von der Wartburg auf die Neuenburg bei Freyburg reiste, auf einer Anhöhe, wo jetzo die Stadt Weißensee liegt, ein Haus, mit einer Mauer umgeben, bauen ließ, ohne den Grafen Friedrich, zu dessen Besitz diese Gegend gehörte, darum anzugehen. Als die Landgräfin, ohne auf die Einrede des Grafen zu achten, fortbauen ließ, so beschwerte sich der Graf bei dem Kaiser Friedrich I., welcher sich damals auf dem Reichstage zu Regensburg befand. Der Kaiser untersagte zwar dem Landgrafen, fortzubauen, allein dieser gab heimlich seiner Gemahlin einen Wink, daß sie sich nicht an das Gebot des Kaisers stoßen sollte, und Graf Friedrich sah sich endlich gezwungen, einen Vergleich einzugehen. Einen solchen Anfang nahm die Stadt Weißensee.

Graf Friedrich I. starb 1180; sein Sohn, Graf Friedrich II., nahm seine Stelle ein. Die Geschichte erzählt von diesem Grafen nichts Bedeutendes, jedoch erscheint er oft in den Urkunden. Wahrscheinlich befand er sich auch auf jener verhängnißvollen Versammlung in Erfurt im Jahre 1183, wo König Heinrich, der Sohn Kaiser Friedrichs, eine Streitigkeit zwischen dem Landgrafen Ludwig und dem Erzbischof Conrad von Mainz schlichten wollte. Der Landgraf erschien in Begleitung aller seiner Edlen in dem Versammlungssaal;

aber der Boden desselben gab plötzlich nach, riß den unteren Boden auch mit fort, so daß der größte Theil der Versammlung in die Keller und Cloaken fiel. Viele wurden schwer verletzt und sechs Grafen und Herren erstickt oder von den Balken erschlagen. Der älteste Sohn des Grafen Friedrich II., Dietrich, zeichnete sich durch Tapferkeit und Muth sehr rühmlich aus; er begleitete den Kaiser Friedrich II. 1228 auf seinem Zuge ins gelobte Land, und ward bei seiner glücklichen Rückkehr von dem Papste Innocenz in Rom sehr ausgezeichnet.

Die Regierung seines jungen Sohnes, des Grafen Friedrich III., welcher von 1220—1275 an der Spitze der Familie stand, war eine sehr glückliche, indem die Grafschaft Lohra und Rothenburg ihm zufielen. Schon Graf Reinbod, Graf Friedrichs I. Sohn, besaß, es ist ungewiß auf welche Weise, beträchtliche Güter in der Grafschaft Lohra und Klettenberg; als nun mit dem Grafen Ludwig von Lare oder Lohra diese ganze Familie ausstarb, so kamen die Grafen von Beichlingen zum Besitz dieses Erbes. Bald darauf, ebenfalls ungewiß in welchem Jahre und auf welche Weise, ob durch Erbschaft, Schenkung, Kauf ꝛc., fiel ihm auch die Grafschaft Rothenburg zu mit dem Stammschlosse gleiches Namens, dessen hohe Trümmer noch jetzt ein Schmuck der Umgegend sind. Die Grafschaft Lohra übergab Graf Friedrich III. bald seinem Sohne, Friedrich IV., hingegen die Grafschaft Rothenburg behielt er für sich, da sie in der Nähe von Beichlingen lag. Es war wohl ganz natürlich, daß durch diese wichtigen Erwerbungen das Ansehen der Grafen von Beichlingen immer höher stieg, und in diesem Jahrhundert war keine Grafschaft in Thüringen so glücklich an Erwartungen als Beichlingen. Wir finden die Namen der Grafen häufig in Urkunden, namentlich auch in jener für die Grafschaften Thüringens so wichtigen vom Jahr 1249, als sich viele der angesehensten Grafen in Thüringen, nach dem Tode des Landgrafen Heinrich Raspe, für den Markgrafen Heinrich von Meißen erklärten.

Aber so viele Besitzungen auch den Grafen von Beichlingen durch die Gunst der Umstände zugefallen waren, und so reichlich die Einkünfte von so großen Gütern auch sein mußten, so zeigen sich doch bald mannichfache Verlegenheiten, so daß nur zu früh größere oder kleinere Stücke Landes abgetreten werden, und zuletzt das Besitzthum der Grafen gewaltig zusammenschmilzt. Graf Friedrich III. übergab schon 1268 das Rathsfeld und das Kammerholz, welches zu Rothenburg gehörte, für 150 Mark Silber der Abtei Walkenried, um sich oder vielmehr die von ihm gestellten Geißeln aus der Gefangenschaft zu befreien. Späterhin wiederholen sich diese Verkäufe und Schenkungen nur zu häufig. Oft geschah dies, um sich aus dringenden Verlegenheiten, durch kriegerische Unternehmungen veranlaßt, zu retten, oft um geistliche Stiftungen in der Nähe und Ferne zu beschenken, oft auch aus allzu geringer Sorge für das Bestehen und Erhalten der Familiengüter, dann auch durch die im Mittelalter nur zu oft vorkommenden Theilungen und Zersplitterungen der Besitzungen. Zahlreiche

Urkunden bestätigen es, wie der fromme Sinn der Grafen nicht nachließ, viele Klöster, sie mochten Stiftungen ihrer oder anderer Familien sein, reichlich zu begaben, und wenn wir dadurch den großen Reichthum der Familie bestätigt finden, so drängt sich doch unwillkührlich der Gedanke auf, daß diese allzugroße Freigebigkeit zuletzt Erschöpfung, ja Armuth bewirken mußte.

Graf Friedrich III. starb 1275, und ward in der Kirche des Cistercienser-Nonnenklosters zu Frankenhausen beerdigt. Er hinterließ drei Söhne; der älteste, Graf Friedrich IV., welcher von dem Vater die Grafschaft Lohra erhalten hatte, gab diese nun seinem Bruder, Graf Friedrich V., nachdem vorher beide Brüder die Familiengüter so getheilt hatten, daß der ältere, Graf Friedrich IV., die Grafschaft Rothenburg und Lohra für sich und seine Nachkommen empfing, dem jüngern, Friedrich V., aber die Grafschaft Beichlingen zu Theil wurde.

Durch diese Theilung geschah es nun, daß die ältere Linie Beichlingen verlor, und den Besitz von Rothenburg und Lohra vorzog. Die Geschichte dieser Grafen von Beichlingen und Rothenburg ist schon in einem frühern Hefte erzählt worden, und ich bemerke hier nur, daß mit dem Grafen Gebhard 1381 dieser Stamm ausging, nachdem die Besitzungen desselben durch Verkauf in verschiedene Hände gekommen waren.

Die Nachkommen des Grafen Friedrich V., des jüngern Sohnes des Grafen Friedrich III., welcher bei der Theilung Beichlingen erhielt, setzten ihren Stamm bis 1567 fort, erfuhren aber auch das Schicksal der rothenburgischen Linie, indem auch ihre Besitzungen aus den vorhin angegebenen Gründen nach und nach verloren gingen.

Graf Friedrich V., welcher außer Beichlingen auch die Hälfte von Frankenhausen und einen Theil der Grafschaft Lohra erhielt, hinterließ 1283 vier Söhne. Da der älteste derselben, Graf Friedrich VI., früh starb, so erhielt Graf Heinrich, nachdem der dritte Bruder, Graf Günther, in den geistlichen Stand getreten und Domherr in Halberstadt geworden war, das väterliche Erbe. Auch er mußte wieder einen Theil seiner Besitzungen von Lohra an die Grafen von Hohenstein verkaufen, da er 1304 einen unglücklichen Zug gegen Fulda unternommen hatte. Als dieser Graf 1320 starb, so folgten ihm seine beiden jüngern Söhne, Friedrich VIII. und Heinrich II.; der älteste Sohn, Friedrich VII., hatte den geistlichen Stand erwählt. Wie die Grafen von Rothenburg eine Zeit lang kaiserliche Burggrafen des Schlosses Kyffhausen waren, so erlangten die Grafen von Beichlingen, wahrscheinlich durch den Landgrafen Friedrich, die Belehnung mit dem Schlosse Sachsenburg, welches Graf Heinrich II. zu seinem Wohnsitze wählte. Friedrich VIII. behielt Beichlingen; auch er war kein guter Haushalter, denn 1339 verkaufte er an die Grafen von Schwarzburg seinen Antheil an Frankenhausen um 2000 Mark Silber und 1341 für immer das Rathsfeld.

Nach dem Tode Friedrichs VIII. fiel seinem ältern Sohne, Heinrich III., Beichlingen, dem jüngern Sohne Sachsenburg zu, da die

Söhne des Grafen Heinrich II. früh starben. Dieser Graf Heinrich II. erhielt Kindelbrück von dem Landgrafen Friedrich Pfandweise; allein er fing die Bewohner des Ortes so gewaltig zu bedrücken und zu belasten an, daß sie sich mit der Bitte an den Landgrafen wandten, er möge der Bedrückung ein Ende machen. Der Landgraf verwandte sich auch für sie beim Grafen, worüber dieser so aufgebracht wurde, daß er 1359 mit Unterstützung der Erfurter, Mühlhäuser und Nordhäuser den Ort gänzlich verwüstete und die Einwohner tödtete oder gefangen fortführte. Der Landgraf empfand diese kühne, unmenschliche Handlung des Grafen sehr übel, und dieser mußte hart dafür büßen. Graf Heinrich III. von Beichlingen bewährte sich auf eine andere ungleich vortheilhaftere Art; seine Klugheit und Rechtschaffenheit verschaffte ihm bei Hohen und Niedern ein großes Ansehen, und der Name seines Hauses hob sich durch seine glänzenden Eigenschaften. Er hinterließ 1384 bei seinem Tode seinem einzigen Sohne Friedrich X. nicht nur seine Besitzungen, Beichlingen mit Sachsenburg, welches er nach dem Tode des kinderlosen Heinrich II. erlangt hatte, sondern auch seine Tugenden und seinen hochgeachteten Namen. Landgraf Friedrich machte ihn zu seinem heimlichen Rath, und gebrauchte ihn als Schiedsmann bei vielen verwickelten Händeln. Auch besuchte der Graf mit seinem Sohne Friedrich XI. das Concil zu Costnitz. Im Jahre 1423 erhielt er mit Hohenstein die Belehnung mit der Herrschaft Heldrungen und Wiehe. Der unglückliche Kampf mit den Hussiten stürzte ihn leider in einen frühen Tod. Denn als der Kurfürst Friedrich von Sachsen dem Kaiser Sigismund Hülfsvölker nach Böhmen gegen die Hussiten zuführte, so waren viele der angesehensten und edelsten Männer in Thüringen nicht säumig, an diesen Kämpfen Theil zu nehmen. Als die Hussiten im Jahre 1426 mit vereinigten Kräften auf die Deutschen losgingen, und diesen alle festen Plätze bis auf Aussig abnahmen, so versammelten sich bei Freiberg, auf Antrieb des Kurfürsten Friedrich und seiner heldenmüthigen Gemahlin Katharina, zahlreiche Haufen sächsischer und thüringischer Ritter mit ihren Mannen, um Aussig zu entsetzen; unter ihnen befand sich auch unser Graf Friedrich, welchem die Anführung der Ritter und aller zu Pferde dienender Mannschaft anvertraut wurde. Aber die Hussiten bewiesen auch hier, was Begeisterung, vorzüglich aus religiöser Quelle entsprungen, vermag; das deutsche Heer wurde gänzlich auseinander gesprengt, und der größte Theil desselben fiel unter den wüthenden Schwertern der Hussiten. Unter ihnen lag auch unser Graf Friedrich mit seinem ältesten Sohne Friedrich XI., zur unendlichen Trauer der Seinigen.

Er hinterließ eine Wittwe und vier Söhne. Der älteste derselben, Graf Günther, trat als Vormund seines Neffen, des Grafen Johann, des hinterlassenen Sohnes seines bei Aussig gebliebenen Bruders, Friedrichs XI., so wie seiner jüngern Brüder, der Grafen Busso, Gerhard und Friedrich auf. Er überließ 1432 den Ort Hechendorf bei Wiehe unter gewissen Bedingungen dem reichen Kloster Pforte, und sahe sich 1448, wo sein Neffe schon mündig geworden

war, genöthigt, die bedeutende Herrschaft Frohndorf für 22,000 rhein. Gulden an die Grafen Botho von Stolberg und Heinrich von Schwarzburg zu verpfänden, und bald darauf, 1467, völlig zu verkaufen. Da zu dieser Herrschaft außer Frohndorf auch die Dörfer Groß- und Wenigen-Arnoldshausen (jetzo Orlishausen), Groß- und Wenigen-Nehausen (jetzo Neuhausen), Ollersleben (jetzo Ellersleben), Bachera, Balleben (jetzo Backleben), Rettinghausen (jetzo Rettgenstedt), Bethindorf (jetzo Battgendorf), Termisdorf (jetzo Dermsdorf), Schillingstedt, Alten-Beichlingen, Hemleben, Herwerterode (Hauderode), nebst den Zinsen und Renten in dem Städtchen Cölleda gehörten, so verloren dadurch unsere Grafen den besten Theil ihres Besitzes und ihrer Einnahmen, und es konnte damals schon mit großer Wahrscheinlichkeit vorausgesehen werden, daß die übrigen Güter bald ein gleiches Schicksal wie die Herrschaft Frohndorf erfahren würden.

Unter diesen großen Verlusten gereichte es der Familie zu einiger Entschädigung, daß ihr von einer andern Seite eine Auszeichnung zu Theil wurde, die ihren sinkenden Glanz auf eine Zeit lang wieder aufleuchten ließ. Graf Friedrich XII., der jüngste Sohn Graf Friedrichs X., gelangte 1445 zum erzbischöflichen Stuhl von Magdeburg, und zwar, was merkwürdig genug ist, als Laie. Dieser Graf Friedrich XII. hielt sich am Hofe seines nahen Verwandten und Vorgängers, des Erzbischofs Günther von Magdeburg, aus dem Geschlechte der Grafen von Schwarzburg, auf. Er mochte wenig daran denken, einst der Nachfolger seines Verwandten zu werden, denn er überließ sich allen Zerstreuungen und Vergnügungen, und genoß an dem Hofe des Erzbischofs, wie das größte Vertrauen, so die größte Freiheit. Auf seinem Todtenbette empfahl der sterbende Erzbischof den trauernden und um einen würdigen Nachfolger besorgten Freunden seinen Oberhofmeister und vertrauten Rath, den Grafen Friedrich von Beichlingen. So geschah es, daß er am 19. April 1445 einstimmig zum Erzbischof erwählt wurde, und in einer neunzehnjährigen Verwaltung bewies er, daß sein Vorgänger sich nicht in ihm getäuscht habe. Von dem Tage seiner Erwählung und seines Regierungsantrittes an schien er ein anderer Mensch geworden zu sein; früher nur dem Eitlen und der Lust ergeben, lebte er nun ganz den Pflichten seines hohen Amtes, und suchte mit dem größten Eifer zu erfüllen, was seine Vorgänger so oft zum Schaden der Religion und zum Nachtheil des Erzstiftes versäumt hatten. Zuerst übte er sich im Lesen und Schreiben, so wie in der lateinischen Sprache, worin er, nach der Gewohnheit seiner Zeit, noch sehr zurück war, und fing nun, nachdem er alle geistlichen Würden schnell empfangen hatte, mit entschlossenem, festen Sinne an, die äußere und innere Lage seines Stiftes zu verbessern. Er tilgte die große Schuldenlast, worin das Erzstift durch die Unordnung und Verschwendung der frühern Erzbischöfe gerathen war, löf'te die versetzten und verpfändeten Güter wieder ein, verbesserte und vermehrte sie, so daß die Einkünfte des Stiftes von Jahr zu Jahr zunahmen. Gegen sich selbst streng und eifrig in Erfüllung der Vorschriften des geistlichen Standes, begnügte

er sich mit Wenigem, und suchte wahre Religiosität, Sittlichkeit und christliche Tugenden auf jede Weise zu befördern, und trat kühn dem Aberglauben und der Sittenlosigkeit entgegen. So viele Schwierigkeiten und Hindernisse ihm bei der Reformation der Klöster und geistlichen Stifte entgegentreten mochten, so führte er doch dieses eben so heilsame als nothwendige Werk zu seiner großen Freude aus. Mit den auswärtigen Fürsten suchte er stets in Frieden zu bleiben, was ihm auch in den meisten Fällen glücklich gelang. So geschah es durch seine rastlosen Bemühungen und seinen unermüdeten Eifer, daß der Zustand des Erzstiftes sich so verbesserte, wie man es kaum erwarten durfte. Viel zu früh für das Wohl des Erzstiftes vollendete er am 11. November 1464 sein segensreiches Wirken. Das Urtheil des päpstlichen Legaten, des Cardinals Nikolaus von Cusa, welcher 1451 nach Deutschland kam, um das Kreuz gegen die Türken, welche Constantinopel so hart bedrängten, zu predigen, und auch in Magdeburg erschien, war für ihn sehr ehrenvoll. Ich habe, sagte der Cardinal, in ganz Deutschland nur einen rechtschaffenen Bischof getroffen, den Erzbischof von Magdeburg. Seiner Familie soll er viel zugewandt haben, was ihr jedoch keinen nachhaltigen Nutzen brachte. Obwohl viele Glieder der beichlingischen Familie den geistlichen Stand erwählten, und einer von diesen, Graf Albert, um 1360 als Bischof von Yppus und Weihbischof von Mainz angeführt wird, so blieb doch Erzbischof Friedrich bei weitem der Ausgezeichnetste.

Graf Johann, der Sohn Friedrich XI., regierte bis 1485. Er war Zeuge und Theilnehmer an jenem unheilvollen Bruderkriege, welcher zwischen dem Kurfürsten Friedrich und seinem Bruder, dem Herzoge Wilhelm, von 1445—1450 zum großen Nachtheil von Thüringen geführt wurde; denn da es kein ordentlicher Krieg, sondern mehr ein Rauben, Plündern und Morden war, so litten die Einwohner um so mehr durch diese harten Bedrückungen. Graf Johann trat auf die Seite des Kurfürsten, weil ihn die Anmaßungen des herzoglichen Günstlings Apel Vitzthum verdrossen, und war auch bald so glücklich, mit Herrmann von Harras das Schloß und die Stadt Wiehe, ein Eigenthum Vitzthums, zu erobern. Auch nahm er bald darauf an der Beschirmung Erfurts Theil, welches die wilden Böhmen, von Herzog Wilhelm in Sold genommen, bedroheten. Er hinterließ bei seinem Tode 4 Söhne; Graf Adam, der älteste derselben, ging, nachdem er in Erfurt seine Studien beendet hatte, mit dem Herzog Ernst von Sachsen 1486 nach Frankfurt zur Krönung Kaiser Maximilians, der ihn darauf in Aachen zum Ritter schlug. Auch befand er sich im Gefolge des Kurfürsten Friedrich des Weisen, als dieser 1493 „aus sunder Innigkeit und Andacht, auch redlicher Ursach" eine Pilgerreise nach dem heiligen Lande unternahm. Der berühmte Maler Lucas Kranach war auch ein Theilnehmer dieser Reise, um für den Kurfürsten die merkwürdigsten Orte abzuzeichnen. Die frommen Pilger erreichten glücklich Jerusalem, und kehrten nach einer Abwesenheit von einem halben Jahre wohlbehalten zurück. Durch die Unterstützung des Kurfürsten wurde er 1507 bei dem durch Kaiser Maximilian

errichteten Landkammergerichte Beisitzer desselben, und 1521 sogar oberster Kammerrichter, ein rühmliches Zeugniß seiner Tüchtigkeit. Weniger Lob verdient er durch seine Haushaltung; eine kluge Einschränkung scheint er nicht gekannt zu haben, und da auch seine zweite Gattin, die Prinzessin Catharina von Hessen, eine Verschwenderin war*), so sah er sich genöthigt, 1519 auf dem Schlosse zu Wiehe die Grafschaft Beichlingen an Hans von Werther zu verkaufen, was Herzog Georg von Sachsen, der einen frühern Verkauf an den Grafen Ernst von Mannsfeld untersagt hatte, bestätigte.

Für einen Theil des erhaltenen Kaufgeldes erlangte 1522 Graf Adam von dem Herzog von Sachsen das Schloß und den Flecken Gebsee mit dem Hause Krayenburg, ein geringer Ersatz für den frühern Besitz. Graf Adam starb hier 1538. Von seinen sieben Söhnen widmeten sich die meisten dem Soldatenstande, einige erwarben geistliche Würden. Der Letzte unter ihnen, Bartholomäus, beschloß 1567 die Reihe der Grafen von Beichlingen. Bis zum Jahre 1733 erhielt sich noch ein Nebenzweig, der den Adeltitel führte, und eine Zeit lang die Stadt Cölleda besaß. Die Mitglieder dieser Familie zeichneten sich in verschiedenen Staatsämtern aus, vorzüglich Wolf Dietrich, der Sohn des Oberconsistorial-Präsidenten Gottfried Herrmann von Beichlingen. Dieser stand eine Zeit lang bei dem König August von Polen in großer Gunst, wurde Großkanzler und erlangte den gräflichen Rang wieder. Allein er fiel bald in Ungnade, und mußte sogar auf den Königstein. Es wurde ihm unter anderm zum Verbrechen angerechnet, daß er in seiner Genealogie, die er durch die Geschichtschreiber Knaut und Tenzel, die auch ihre Aemter verloren, anfertigen ließ, sein Geschlecht von dem Herzog Wittekind ableitete. So mußte er schwer für seine Eitelkeit und seinen Stolz büßen!

Die Freiherren von Werthern besitzen nun über 300 Jahre Beichlingen. Der Ursprung dieser Familie fällt in eine sehr frühe, also auch sehr dunkle Zeit, wo die Lichtstrahlen der Geschichte noch sehr schwach sind. Mit Wahrscheinlichkeit wird angenommen, daß die Herrschaft Werthern bei Nordhausen und das Erb-Kammer-Thürhüter-Amt, wozu auch einige Güter gehörten, durch Kaiser Heinrich IV. um 1086 an Herrmann von Werthern übergeben wurde. Seine Nachkommen bewiesen nicht nur im Staatsdienste eine hohe Befähigung, sondern auch einen weisen Eifer in Erhaltung und Vermehrung ihrer Güter. Dietrich von Werthern kaufte 1452 von dem Grafen Heinrich von Schwarzburg Stadt und Herrschaft Wiehe, und die Schutzgerechtigkeit über das Nonnenkloster Donndorf; sein Sohn, Hans, vermehrte noch ansehnlicher diese Besitzungen, denn er kaufte 1487 das halbe Schloß Allerstedt, 1501 Schloß und Herrschaft Brücken, 1505

*) Einige Schriftsteller beschuldigen diese Gemahlin, sie hätte die Grafschaft Beichlingen in Aalraupenteichern, deren Genuß sie um jeden Preis suchte, verzehrt.

die Herrschaft Frohndorf mit 22 Dörfern, 1519 die Grafschaft Beichlingen und 1528 das Dorf Leubingen. Späterhin wurde auch der Familie die Lehnsherrlichkeit über die adeligen Vasallen der Grafschaft zu Theil. Die Söhne dieses Freiherrn Hans, welcher oft der Reiche oder Glückliche genannt wurde, und 1533 als eifriger Katholik in Wiehe starb, Dietrich und Johann, stifteten die beiden Linien Beichlingen und Wiehe, aus welchen späterhin noch mehrere Nebenlinien hervorgegangen sind. Die meisten Mitglieder dieser Familie widmeten sich dem Staatsdienste, wodurch sie nicht allein zu hohen Ehrenämtern gelangten, sondern auch die Erhaltung ihrer angekauften Güter bewirkten. Viele unter ihnen erwarben sich das Vertrauen ihrer Fürsten in einem so hohen Grade, daß ihnen die Leitung der wichtigsten und schwierigsten Angelegenheiten anvertraut wurde. Schon dem Freiherrn Hans wurde in Anerkennung dieser Verdienste vom Kaiser Max und Karl V. die Reichsgrafenwürde angetragen, so wie späterhin noch mehrern andern Gliedern der Familie, welche aber diese Auszeichnung nicht annahmen; jedoch wurde der Freiherr Georg, welcher bei dem König August das höchste Vertrauen genoß, durch Kaiser Leopold I. in den Grafenstand erhoben, so wie in unsern Tagen dem jetzigen Besitzer von Beichlingen, Freiherrn Ottobald v. Werthern, bei der Krönung Friedrich Wilhelms IV. diese hohe Auszeichnung zu Theil wurde.

Mehr aber als diese reichen Besitzungen und hohen Ehrenstellen verdienen jene wohlthätigen Stiftungen erwähnt zu werden, welche dem menschenfreundlichen Sinne der Werthernschen Familie ihren Ursprung verdanken, und schon so vielen Segen gestiftet haben. Das Nonnenkloster zu Donndorf, eine Stiftung der Grafen von Orlamünde, und zuletzt unter dem Schutz der Herren v. Werthern stehend, wurde 1540 aufgehoben, und die Gebrüder Christoph, Heinrich und Georg v. Werthern erwarben sich das hohe Verdienst, die Güter desselben nicht zu ihrem eignen Nutzen, sondern zum Besten einer Schulanstalt anzuwenden, die noch jetzo Segen verbreitend fortblüht. Ein anderes Institut ward in Beichlingen zur Uebung und Ausbildung im Gesange begründet.

Es gereicht der Familie von Werthern zum großen Ruhme, die Stiftung und Erhaltung dieser wohlthätigen Anstalten mit mancher Aufopferung bewirkt zu haben; möchte die schützende Hand Gottes ferner über ihnen ruhen, und der späteste Nachhall Zeugniß geben von dem edlen, für Menschenwohl thätigen Sinn, der diese Familie auszeichnet.

Ende.

Landsberg.

Erste Abtheilung.

Die alte Burg.

Eine Stunde weit von der Stadt Meiningen in nördlicher Richtung erhob sich einst eine Ritterburg auf steilem isolirten Bergkegel, dessen Höhe 1223 Fuß über dem Spiegel der Nordsee beträgt, und beherrschte das freundliche Thal, durch welches die Werra mit malerischen Krümmungen zwischen weit ausgebreiteten grünen Wiesenmatten hinzieht. Das Gestein dieses vordem kahlen, jetzt aber zum Theil durch junge Anpflanzungen geschmückten Berges ist dichter Kalk.

Weit geringer und dürftiger, als wir sie von andern vaterländischen Burgen, Burgruinen und Burgplätzen haben, sind die vorhandnen Nachrichten über die Burgruine Landsberg.

Es fehlen alle authentischen Nachrichten über die bauliche Beschaffenheit der alten Burg, wie über deren ersten Aufbau, mit hoher Wahrscheinlichkeit ist jedoch anzunehmen, daß sehr bald die höchst günstige Lage des Berges zur Erbauung eines festen Wohnsitzes reizte.

Der Tradition nach zog einst die Landstraße durch das tiefe und enge Thal der Haßfurt, das am Fuß des Landsberges in das Thal der Werra ausmündet; es ist ferner anzunehmen, daß der Hauptweg aus Norden nach Meiningen nicht wie jetzt über die felsigen Anhöhen bei dem Jerusalem ging, sondern am Fuß des Landsberges vorbei über den einstigen Ort Oefertshausen, der jetzt eine bedeutende Wüstung mit eigner Gemeinde ist, führte, wie noch jetzt der alte Weg von Waldorf; so beherrschte die Burg drei Straßen, eine nach Süden, eine nach Norden und eine nach Westen; sie war der Schlüssel zu Franken, wie man Meiningen einst die Porta Franconiae nannte. Stadt und Burg standen vielleicht in der Frühzeit mit einander in

engerer Beziehung, als man jetzt zu glauben geneigt sein dürfte, und gerade der Umstand, daß so gar wenig streng Geschichtliches sich von der Burg Landsberg nachweisen läßt, berechtigt zu der Annahme sehr frühen Entstehens, sehr hohen Alters derselben. Eine Menge Burgstätten und Trümmer liegen in Deutschland, und selbst in unserer nächsten Nähe verstreut, von deren Erbauung weder Sage noch Geschichte uns eine Kunde zuflüstern. Nur von der Zerstörung tönt insgemein ein sagenhafter oder geschichtlicher Nachhall bis zu den spätesten Zeiten fort, und an der öden Stätte schlägt das geheimnißvolle Walten der Volkspoesie sein lustiges Gezelt auf.

Der Landsberg hieß in frühern Zeiten der Landeswehrberg, Landswehrberg, und die Burg hieß Landswehr. In Schannats Traditiones Fuldenses wird unter den Orten des Grabfeldgaues ein Lantfrideshus aufgeführt, und Weinreich vermuthet in seiner Hennebergia numismatica, die dem henneb. Kirchen- und Schulenstaat angehängt ist, daß darunter Landsberg bei Waldorf verstanden sei; da aber dieser dort aufgeführte Ortsname durchaus nicht volksthümlich geworden ist, um so mehr, da die Benennung Landfriedhaus zu der Benennung Landwehr im strikten Gegensatz steht, und schwerlich eine Burg Friedberg und Streitberg zugleich heißen kann und je geheißen haben mag. Die Bezeichnung Landwehr, Landeswehr in ihrer ursprünglichen und natürlichen Bedeutung bedarf kaum einer Auslegung. Die alten Franken bezeichneten mit dem Wort vueri den Angriffs- wie den Vertheidigungskrieg, daher der Ausdruck lantvueri bald eine Heeresfolge, zum Einfall des Königs in ein andres Gebiet oder Land, bald die Vertheidigung des eigenen Vaterlandes besagt; die Stammworte des Sprachlautes Wehr sind sich innig verwandt, altdeutsch heißt Krieg wer, englisch war, altbelgisch werre, französisch guerre, barbarisch-lateinisch guerra und werra, und wer weiß, ob nicht davon eher, als von dem entfernter sprachverwandten wirren der Name unseres Flusses, der Werra, herzuleiten wäre? Wie nun Wehr den Krieg selbst bezeichnete, so bezeichnet dasselbe Wort auch bis heute noch das Kriegsgeräthe, die Waffen. Auch hier die urthümliche Sprach- und Begriffsverwandtschaft: altgermanisch ger ein Schwert (ob das griechische γέρρον, die Gerte, und das lateinische ferrum hieher auch deute, wollen wir unerörtert lassen), was noch im Namen Gerhard erhalten ist. Daher auch Gewehr, Brustwehr, wehrhaft, Schutzwehr, welches letztere Wort den Urbegriff pleonastisch ausdrückt, denn Wehr in diesem Sinn ist an sich schon Schutz. So ging der Begriff auf Ortsnamen über, Landwehr u. s. w., bis er die allerengste Sicherheit in den Worten verwahren, Gewahren, bezeichnete. Mit Landwehr wurde eine sichernde und schützende Grenze bezeichnet, dergleichen es in ehemaligen henneberger Landen viele gab. Der kriegerische Sinn der Nation und unruhige Nachbarn machten sie nöthig. Im Jahr 1424 errichtete Landgraf Wilhelm zu Thüringen, als Besitzer der Pflege Koburg und der Aemter Hildburghausen und Heldburg, mit dem Grafen Georg von Henneberg-Römhild einen Vertrag, gemeinschaftlich

auf ihren Landesgrenzen einen fortlaufenden tiefen Graben zu ziehen und zu erhalten, und an den Passagen Schlagbäume aufzustellen, um die Lande gegen feindliche Ueberfälle und Räubereien einigermaßen zu schützen. Die Urkunde steht in Schultes Diplomat. Geschichte von Henneberg. Theil 1. S. 550. Dieser Graben ist noch sichtbar und heißt noch die Landwehre. Eben so ging eine Landwehre zwischen den Hennebergischen und Frankensteinischen Besitzungen gerade über das Grenzschloß Todtenwart, wo auch ein bewachter Schlagbaum stand. Als 1515 Fürst Wilhelm von Henneberg schmalkaldische Ritter, die Wölfe genannt, mit der Todtenwart belehnte, heißt es ausdrücklich: es sollt einer von ihnen auf der Tatten-Warte persönlich sitzen, die Warte und Land-Währe daselbst mit auf- und zuschließen, im redlichen Wesen halten und versehen ꝛc. — So haben wir in unserer nächsten Nähe die obere und die untere Landwehre, alte Weichbildgrenzen und Abmarkungen, breite und tiefe Gräben, einer von der obern Landwehrkuppe (jetzigen Donopskuppe) bis herunter an das Marktwasser, der andre vom Drachenberg herab bis an das ehemalige Siechenhaus. Manche wollen unter der Benennung obere und untere Landwehrkuppe die Stellen der Habichtsburg und des Landsbergs verstanden wissen, was wir für irrig und aus Namenverwechslung entstanden zu halten geneigt sind. Schloß Landswehr wurde in den frühesten Zeiten als eine Schutz- und Trutzburg des Landes erbaut, und erhielt als solche den geeignetsten und passendsten Namen.

Vorhanden, fertig, bestehend erscheint in der Geschichte diese Burg. Nirgend steht, wer sie erbaut, wer sie in den frühesten Zeiten besessen und bewohnt. Wir wissen nicht, ob sie bereits stand, als Meiningen und Waldorf noch nichts weiter, als königliche Villen waren. 1350 wird ihrer urkundlich erwähnt; damals stand sie mit Meiningen und dessen Zugehörungen unter Würzburgischer Hoheit, und theilte das wechselvolle Loos dieser Stadt bei Verkäufen, Vertauschungen, Verpfändungen, wie bei Krieg und Frieden. Im angeführten Jahr nahm der Bischof zu Würzburg, Albrecht von Hohenlohe, den Grafen Johannes von Henneberg zum Erbburgmann auf Landswehr und Meiningen an, und verschrieb ihm zu einem Burglehen 50 Pfund Heller von der Bethe zu Meiningen und Landswehr. Die Urkunde darüber vom 12. März 1350 ist in Schultes Werk Theil 2 S. 133 ff. abgedruckt, und es heißt darin:

„Wir Albrecht von Gotis Gnadin erwelter ꝛc. bekennen ꝛc. daz wir dem edeln Grafen Johanse von Hennenberg tzu vnser vnd vnsers Stifts Erbe Burgmann entpfangin vnd genumen haben, entphahen und nemen auch mit diesen Brife ende haben auch denselbin Grauen Johanse vnd sine Erbin, die Sune sin, tzu denselben Burglehin, daz sie vnsers und vnsers Stifte vesten vnd stat tzu Landeswer oder tzu Meyningen verdienen sollen ꝛc."

Im Jahre 1404 wurde Meiningen und Schloß Landswehr mit Vorbehalt der Wiedereinlösung an den Ritter Eberhard von Buchenau und die Margaretha von der Than zum Hutsberg verkauft. Während diese Schloß Landswehr besaßen und von Burgmännern bewohnen ließen, wurde es im Jahr 1413 am 13. August ein Raub der Flammen, denn ein starkes Gewitter, welches in der Gegend vielen Schaden that, und auch in Meiningen den großen Thurm der Burg entzündete, wo das Dach sammt dem Obergebäude bis auf das Gemäuer abbrannte, schlug auf Schloß Landswehr ein, und steckte es in Brand.

Endlich gelangte durch den bekannten großen Tausch und Kauf das Amt Meiningen an Henneberg, und wurde von den Grafen Burgmännern anvertraut, ja selbst an diese verafterlehnt. Aber schon in früherer Zeit findet sich einer, Namens Wolf, der sich nach der Sitte der Zeit Wolf von Landswehr schrieb, wie sein späterer Verwandter, vielleicht Nachkomme, auf der Todtenwart sich Wolf von Todtenwart nannte. Dies ist der natürliche Ursprung und das Aufkommen des von vor den meisten adeligen Geschlechtsnamen; das Wort zu, zur, zum, wie zur Todtenwart, zur Landswehr, wurde in von verwandelt, beibehalten und vererbt. So steht in dem Kaiserlichen, der Todtenwartischen Familie verliehenen Wappenbrief und Adelsbestätigung nie die Wolfen von sondern stets zur Todtenwart. Diese Familie hatte im Mittelalter ansehnliche Lehengüter, so zu Utendorf, Melkers, Wasungen, Waldorf u. a. Jener Wolff von Landswer war Burgmann zu Wasungen und Landsberg. 1331 übergaben Volckenand Wolff von Landswer und dessen Gemahlin Agnes ihre Güter zu Melkers dem Grafen Berthold von Henneberg zu Lehen. 1398 empfingen die Ritter Kunz und Kaspar Wolff von Bischof Gerhard zu Würzburg ein Mannlehen, darunter ein halbes Haus in der Burg zu Meiningen, ein dazu gehörendes Burggut, eine halbe Hofstatt vor der Burg und das Burggut zu Landswehr, desgl. ein Vorwerk zu Waldorf ꝛc. 1401 wurden diese sämmtlichen Lehen und noch andre dazu, darunter das Schloß zu Waldorf, von Bischof Johannes dem Ritter Kunzen Wolffen von Landswer (dieser schrieb sich also auch nach dem Schloß, seinem Wohnsitz) übergeben und bestätigt. Als sich vorher zwischen den Rittern Betz und Adolph, den Truchsessen (welchen, ist nicht angeführt) und den Rittern Kunz und Eberhard Wolff Streitigkeiten über die Lehen erhoben hatten, schlichtete derselbe Bischof Quasimodogeniti 1400 diesen Zwist; in der desfallsigen Urkunde wird ein „Burggut zu Landswer hinter dem Thurn" erwähnt. Obschon 1404 der vorhin erwähnte Verkauf stattfand, so setzte sich der Würzburgische Bischof Johannes von Brünn doch gar bald wieder in den Besitz der Güter, und selbst nachdem 1434 die Meiningischen Aemter abermals aus Geldmangel verpfändet wurden, findet sich doch wieder eine Urkunde vom Jahr 1456, welche den Wolffen die vorhin genannten Mannlehen, darunter ein Haus zu Landeswer, drei Hofstätten daselbst, sieben Acker Wiesen bei Waldorf, ein Burggut zu

Landeswer hinter dem Thurm, den Rupberg und vieles Andre verleiht und bestätigt. Das Geschlecht der Wolffe, die sich von Landeswehr schrieben, starb mit einem spätern Kunz um 1496 aus, und seine Güter kamen an die von Diemar und Heßberg. In dem verderblichen Bauernkriege wurde auch die Burg Landswehr von ihrer Katastrophe ereilt, sie konnte keine Wehr des Landes mehr sein. Die aufrührerischen Bauern, die aus dem Buchenlande und aus Eisenach das Werrathal aufwärts zogen, und die Burgen und Klöster Frankenstein, Allendorf, beide Breitungen u. a. brachen und verwüsteten, hatten sich mit denen von Broterode, Schmalkalden und der benachbarten Gegend vereinigt, zerstörten die Maienluft über Wasungen, und endlich auch auf ihrem Zuge die Burg auf dem Landsberg. — Der Hennebergische Bauernkrieg, zwar weniger grausam und blutig, wie der schwäbische, fränkische und nordthüringische unter Thomas Münzer, aber doch sehr interessant und für die Geschichte des Landes ewig denkwürdig, erwartet noch seinen gründlichen Historiker.

Von da an lag Schloß Landeswehr in Trümmern, nur der starke Thurm, mit dessen Abbrechen die Bauern keine Zeit verlieren konnten und durften, blieb stehen. Nachdem Meiningen in der bekannten Ländertheilung an Sachsen-Altenburg gefallen war, und später das Glück hatte, in Herzog Bernhard, dem Sohn Herzog Ernst des Frommen, den Stammvater eines eignen Regentenhauses zu erhalten, welcher seine bisherige Residenz zu Ichtershausen mit der der hiesigen Stadt vertauschte, legte der Herzog den Grund zur Erbauung seines neuen Residenzschlosses, der Elisabethenburg, und ließ den größten Theil der brauchbaren Steine jener Burgruine nach der Residenz schaffen, wo sie bei dem Schloßbau verwendet wurden. Damals, 1685, wurde der Thurm mit Pulver gesprengt, wobei sein unterer Theil in zwei Hälften borst und sich in die schräge Lage neigte, in der er noch steht.

Was den Canzleilehnbaren Hof Landsberg (jetzt eine herrschaftliche Schweizerei, dicht am Fuße des Burgberges nach Meiningen zu) betrifft, so ist eine Beschreibung desselben in statistischer und cameralistischer Beziehung in dem Meiningischen Taschenbuch von 1803 S. 137 zu lesen, die jedoch nach einem Zeitraum von 37 Jahren nicht mehr ganz richtig befunden werden dürfte.

Wie immer und überall die Sage des Volkes an Ruinen haftet, und unter ödem Trümmergemäuer ihr unvergängliches Leben fortlebt, so auch hier auf dem Landsberg. Große Schätze sollen noch in den unterirdischen Kellern verborgen liegen, die Glücksblume soll zu Zeiten dort blühen, so wie in der nahen Haßfurt. Es hat auch bereits Schatzgräber gegeben, welche auf dem Landsberg ihr Glück ge- und versucht haben, ob sie es gefunden, weiß man nicht.

Einst wollte, so berichtet die Sage, der Landesherr zur Jagd reiten mit seinem ganzen Hofstaat, und zwar sollte in den Waldbergen der Haßfurt, die sich fast bis zum Fuß des Landsbergs ziehen, das Jagen gehalten werden; die Jäger waren schon voraus, und die

Bauern waren schon zum Treiben aufgeboten. Da sandte der Fürst einen Kammerherrn, daß dieser sein Kommen anmelde, und sorge, daß alles in Bereitschaft sei, wenn der Hof nahe. Der Kammerherr fand alles in Ordnung, und die Jagd konnte jeden Augenblick beginnen. Hierauf ritt er ein Stück zurück, sah aber auf der ganzen Strecke bis zur Residenz noch nichts von dem fürstlichen Jagdzug, und es wandelte ihn eine Lust an, einstweilen hinauf zu steigen auf den Berg, und sich die Ruine zu besehen. Als er solcher Lust ein Genüge geleistet, und immer noch nichts gewahrte von der Herrschaft, überkam ihn eine Müdigkeit, und er legte sich auf den warmen frischgrünen Rasen, und entschlummerte. Gleich hatte er einen Traum, daß ein grüner Zwerg aus dem alten schiefstehenden Thurme kerzengerade heraus und auf ihn zutrete, und zu ihm rede: „Siehst Du die Glücksblume? Nicht weit von Dir blüht sie, und wer sie findet, dem thut sie Augen auf und verschlossene Thüren, hinter denen die Schätze liegen, wie sie einer haben will. Wer klug ist, nutzt den Augenblick!" Als der grüne Zwerg so gesprochen, schritt er zum Thurmgemäuer zurück, und alsbald erwachte der Kammerherr, und glaubte den Zwerg noch wachend stehen zu sehen; doch als er besser hinsah, bemerkte er, daß es nur ein grüner Zweig war. Aber nicht weit von ihm stand eine schöne goldgelbe Schlüsselblume von ungewöhnlicher Größe, und der Kammerherr dachte: Diese und keine andere kann die Glücksblume sein. Und er ging hin und brach die Blume, einige aber sagen, er habe sie ganz herausgezogen, und in ihren Wurzelfasern einen uralten Schlüssel gefunden. Da sah er plötzlich im Gemäuer eine alte Eisenthüre, ganz verrostet und mit Kupfernägeln beschlagen, und ging darauf zu; als er die Blume oder den Schlüssel daran hielt, sprang sie auf, und drinnen im Gewölbe funkelte es wunderbar von Gold und Edelsteinen, nebst andern angenehmen Dingen. Eben wollte der Kammerherr zulangen, da schmetterten unten am Berg die Hörner, und die Herrschaft war da, und es war, als höre er von dem fürstlichen Herrn und Gebieter sich laut bei seinem Namen rufen, worauf er eilig zurücksprang, und die Blume nur noch in aller Eile auf den Hut, den Schlüssel in die Tasche steckte, und von dannen eilte, seiner Pflicht zu genügen.

Lustig ging die Jagd weiter, und als sie vorbei war, und der Kammerherr seines Dienstes erledigt, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als wieder auf den Landsberg zu reiten, und die Thüre zu suchen, die, wie er sich erinnerte, von selbst wieder zugefallen war. Er fand auch alles wieder, wie er es verlassen, nur just die Thüre nicht, und als ihm einfiel, daß er wohl dazu die Blume werde in die Hand nehmen müssen, fand er noch mehr, nämlich: daß er die Blume verloren habe. Den Schlüssel hatte er noch, aber die Thüre blieb weg, und keine zweite Glücksblume wuchs auf der Ruine. Der Kammerherr suchte sehr, und hätte gern seinen goldnen Schlüssel für das Schloß gegeben, das der alte von Erz aufthat, aber es war vergebens. Der Geäffte zog traurig von dannen, und hatte nun zwei Schlüssel für einen, und zu keinem ein Schloß. Dieser alte Schlüssel des Kammerherrn ist

hernachmals herrenlos geworden, und auf die Herzogl. Kammer, von da aber in das Naturalienkabinet gekommen.

Eine andere volksthümliche Tradition sagt Folgendes aus:

Die drei grünen Berge in dem Hennebergischen Wappen, auf denen die schwarze Henne steht, bedeuten die Burgen Henneberg, Hutsberg und Landsberg, und darum hatte man vor Alters den Spruch: Henne huts Land. (Henne, hüte das Land.)

Die Aussicht vom Landsberg ist nicht ausgedehnt, aber mannichfaltig. Gen Süden blickt in Stundenweite aus dem Kranze seiner Alleen, Gärten und ausgedehnten Parkanlagen freundlich ein Theil der Stadt Meiningen mit dem Herzogl. Residenzschloß und andern meist neuen, stattlichen Gebäuden, darüber ragt auf der oben erwähnten Landwehrkuppe der Donopsthurm recht malerisch, wie eine alte Warte empor. Der Drachenberg setzt mit mächtiger Ausdehnung seinen Fuß in das Werrathal, und der Blick verfolgt unter ihm die nach Norden ziehende, theils mit Obstbäumen, theils mit Pappeln bepflanzte Landstraße, und weilt mit Wohlgefallen auf der von dem verstorbenen Staatsminister von Könitz erbauten heitern Villa Jerusalem und ihrer umfangreichen Parkanlage, so wie auf dem idyllisch gelegenen Dörfchen Welkershausen, unter welchem sich ein Mühlbach als malerischer Wasserfall über Felsen und durch Buschwerk herabstürzt. Ueber Welkershausen erheben sich kahle und unfruchtbare Berge, auf deren vorderen Gipfel man noch einen wallähnlichen Einschnitt gewahrt. Es soll ein Raubschloß dort, dem Landsberg gegenüber, gestanden haben, welches, zuletzt von einem Ritter Gottfried von Erdorf besessen, durch Bischof Otto II. zu Würzburg im Jahr 1340 berannt, erobert und der Erde gleichgemacht worden sein soll. In der That findet sich auf dem Berge auch nicht die mindeste Spur eines vorhanden gewesenen Baues.

Den Hintergrund bildet die gigantische Vorwarte des Thüringerwaldes, der Dolmar. An bewaldeten Bergen hin streift, immer der Straße nach Norden zu folgend, das Auge, und ruht dann auf der Stadt Wasungen, über der ein mächtiger Ruinenthurm des alten Hennebergischen Bergschlosses Maienluft, am hohen Berge emporragend, herübergrüßt. Dort schließt sich die Aussicht in das Werrathal, in welchem am nördlichen Fuße des Landsbergs der häuserreiche Ort Waldorf mit einigen adeligen Schlössern, und einer stattlichen, auf pitoresker Anhöhe liegenden, ummauerten Kirche sich ausbreitet.

Im tiefen Hintergrunde ragen blaue basaltische Bergkuppen empor, und der König der Thüringerwaldberge, der Inselberg. Westwärts ruht majestätisch hingelagert die Geba mit ihren Saatfeldern und grünen sonnigen Matten, ihrem Gipfelhäuschen und mehreren Dörfern, an ihrem Fuße das friedliche Thal der Herpf, die bei Waldorf in die Werra fällt.

Endlich grüßt noch ein nahes düstres Waldthal, durch das ein einsamer Fußpfad, der Philosophengang, sich windet, der in die

Haßfurtwaldung und zu der Trümmerstätte der Haßburg oder Habichtsburg leitet, die einst über der alten Frankenstraße wie ein Adlerhorst auf hohen Felsen ruhte.

Von den Ruinen der alten Burg steht nur noch das schräg nach Norden geneigte, weit gespaltene Trümmerfragment des gesprengten Thurmes. Die übrigen Mauerreste, deren sich die Zeitgenossen noch erinnern, waren unerheblich und nicht malerisch, etwa einen kellerartigen Schwibbogenraum ausgenommen, der gegen die Geba hin offen, das sich nach dieser Seite darstellende Landschaftbild lieblich einrahmte.

Wir waren so glücklich ein altes Bild aufzufinden, welches die Ruine von Burg Landsberg darstellt, wie sie sich ausnahm, als der Thurm noch stand. Man gewahrt auf demselben nächst diesem Thurm, der immer eine Höhe von 80—100 Fuß gehabt haben mag, eine vom Thurm aus nach Norden ziehende hohe und starke Umfangmauer, aber nichts mehr von den ehemaligen eigentlichen Gebäuden. Das Burgthor war dicht am Thurm, und dieser zeigt ein spitzes Steindach, nebst mehrern Schießscharten und Luglöchern. Aus dem Wall empor wachsen Bäume und Buschwerk.

Jetzt aber ziert den alterthümlichen Berggipfel die Pracht eines bald ganz vollendeten stattlichen Fürstenbaues im reinen gothischen Styl, welcher der ohnehin freundlichen Gegend Schmuck und Zier verleiht, und dem wir in der zweiten Abtheilung eine besondre Beschreibung und Abbildung widmen wollen.

Ludwig Bechstein.

Die Sage von der Kinder Kreuzzug.

Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts wanderten, wie z. B. in Achillis Primini Gassari Annales Augstoburg: apud Mencken T. I. p. 1443. erzählt wird, die Kinder in Schaaren aus Frankreich und Deutschland, namentlich aus Sachsen und Thüringen aus. Insbesondere zog im Jahre 1212, wie Falkenstein in seiner Historie von Erfurt, Theil I. S. 75. anführt, ein Knabe in Sachsen durch die Städte und Dörfer und sang ein Lied, dessen Inhalt war, daß Christus das heilige Kreuz, welches damals die Saracenen mit der Stadt Jerusalem erobert hatten, den Seinen wieder zustellen möge. Alle Knaben, die das Lied hörten, wurden davon bethört. Sie rotteten sich zu großen Haufen zusammen, um nach Palästina zu ziehen und das heilige Kreuz zu holen. Weder Bitten und Vermahnungen, noch Schläge und Bande konnten sie zurückhalten. Sie zogen durch die Schweiz und Italien der Meeresküste zu. Dabei sangen sie nach Ludwig Bechstein's thüringischem Sagenschatz, Theil III. 54 f., unter andern ein Kreuzfahrerlied, daraus nachstehende Strophe:

Nun waltet hin geliche
Daz wir das himmelriche
Erwerben sicherliche
Bei duldiglicher Zehr.
Gott will in Huldes Handen
Dort rächen seinen Anden
Sieh Schaar von manigen Landen
Den heilig Geist hehr!

Viele starben schon auf dem Landweg vor Hunger und Frost, diejenigen aber, die noch zu Schiffe gingen, wurden fast alle von den stürmischen Wogen verschlungen. Nur wenige erreichten das gelobte Land und fanden dort ihr Grab. Diese Sage hat von drei thüringischen Schriftstellern drei Bearbeitungen erfahren, von welchen des Raumes wegen nur folgende mitgetheilt werden kann:

Einſt zog am Pilgerſtabe
Ein wunderſchöner Knabe
Wohl ohne Raſt und Labe
Dahin durch's deutſche Land,
Der ſprach mit Schmeichelgabe:
»Laßt, Kinder, Spiel und Habe,
»Folgt mir zum heil'gen Grabe,
»Helft's retten aus der Heiden Hand.«

So lockt der wunderſamme
Trotz Fleh'n und Zornesflamme
Von Vater, Mutter, Amme,
Trotz Wächter, mit Gefahr
Aus jedem deutſchen Stamme
Zu ſeiner Oriflamme
Lichtreinem Gotteslamme
Unſchuld'ge Knaben, Schaar auf Schaar.

Vereint zum großen Heere,
Zieh'n ſie zu Chriſtus Ehre
Mit Kreuzen, Schwert und Speere,
Bei der Lawinen Fall
Hinan die Alpenwehre,
Taub für des Unglücks Lehre
Hinunter bis zum Meere,
Und gehn zu Schiff mit Jubelſchall.

Und wie vom Zug der Frommen
Schon Tauſend umgekommen,
Als ſie durch Eis geklommen
Auf ſteiler Alpenbahn,
So ſind, die fortgeſchwommen,
Nicht wieder heimgekommen,
Und nie hat man vernommen,
Ob ſie den Strand von Joppe ſah'n.

Entfernt vom Vaterlande,
Zerſtreut ruh'n all' im Sande,
Im Schnee, auf hohem Rande,
In tiefer Meereskluft,
Vielleicht im Sonnenbrande
An Paläſtina's Strande.
Nicht Eltern und Verwandte
Benetzen weinend ihre Gruft. —

Ihr Jungen und Ihr Alten,
Umgaukeln Euch Geſtalten,
Die ſchwärmeriſch entfalten
Den Schein der Heiligkeit,
Dann mag ein Gott Euch halten,
Daß Euch des Truges Walten
Nicht lockt zu Höh'n und Spalten,
Wo nichts vom Untergang befreit.

Adolf Wube.

Gernrode am Unterharze.*)

So roh die Empfindungsweise unserer Vorfahren vor tausend Jahren in vielen andern Stücken war, so bemerkt man häufig doch eine tiefe Gemüthlichkeit und einen hohen Schönheitssinn in der Auswahl der Gegenden, in denen sie auf Bergen und in Thälern ihre Wohnsitze aufschlugen. Bei Anlage ihrer Bergvesten mochten sie oft mehr auf eine zum Rauben günstige Lage und auf Festigkeit bedacht sein, so daß eine malerische romantische Umsicht nur etwas Zufälliges war; doch welche anmuthige Thäler wußte die Bigotterie jener Zeiten nicht aufzufinden, um in deren stillen heimlichen Mitte Klöster und Bethallen für ein den rauhen Stürmen der Zeit zu entrückendes beschauliches Leben zu gründen! Auch Gernrode hat solche herrliche, das stille Gemüth höchst ansprechende Lage. An dem nördlichen Abhange des Unterharzes, in einem Thalkessel, wo ein Dorf Rode schon gestanden haben soll, wurde ums Jahr 960 von Gero, Markgrafen der Lausitz, das berühmte und reiche kaiserlich freie weltliche Stift erbauet, und Dorf und Stift nun Germroth genannt. Wie der Name andeutet, bedeckten Wälder damals noch diese Thalgründe. Die Axt lichtete sie aber, und eben so anmuthig und noch frischer als aus dunkeln Buchenhainen erheben die ehrwürdigen Thürme der alten Stiftskirche jetzt ihr Greisenhaupt aus reichen Obstgärten, welche das rothbedachte Städtchen wie ein freundliches frisches Antlitz mit grünem Kranze umschmücken. Steigt man beim nahen Dorfe Süderode den Harz herab, und hört von Gernrode dessen schönes Glockengeläut herübertönen, so erinnern der sonore Klang und die altersgrauen Doppelthürme, verbunden mit der anmuthigen

*) Auch im Eichsfelde giebt es ein Gernrode, dessen im 2ten Bande dieses Werkes schon gedacht wurde.

überraschenden Lage des Ortes, noch immer recht lebhaft an die alte Abtei. Von dieser Seite ist aber auch die einzige Oeffnung der Thalschlucht, durch welche das Auge nicht blos vom Städtchen aus eine freie Aussicht nach dem Regensteine und Hoppelnberge sich erringt, sondern durch welche der Ort sich dem betrachtenden Wanderer wie in friedlicher Ruhe an den Berg gelehnt recht malerisch darstellt.

Markgraf Gero I., auch wohl der Große benannt, 890 aus einem Harzgeschlechte geboren, hatte unermüdet das Vaterland gegen die immer erneuerten Anfälle der vordringenden Slaven vertheidigt, und hatte, weil ihm vom Kaiser Heinrich I. auch die Oberbefehlshaberstelle des Grafen Siegfried von Merseburg übertragen war, zugleich reiche Eroberungen für sich daran geknüpft. So gehörte ihm die ganze Ostmark oder Oberlausitz, und indem er auch die Landschaften Lusici und Selpuli oder die Niederlausitz und den Miseco, Herzog in Polen, mit allen seinen Unterthanen dem Kaiser unterwarf, hat er nicht wenig zur Begründung der deutschen Herrschaft unter den slavischen Völkern mit beigetragen.*) Die errungene Macht, die 938 besonders anhebt, sollte aber auf keinen seiner beiden Söhne, Siegfried und Gero, übergehen; denn auch den allein noch übrig gebliebenen Siegfried mußte er auf dem Schlachtfelde tödtlich getroffen im kräftigen Mannesalter an seiner Seite niedersinken sehen. Da stürzten auch des greisen Helden kühne Eroberungspläne zusammen, und das Vaterherz brach unter dem eisernen Panzer, und lebensmüde vertauschte er Helm und Schlachtschwert in Rom vor dem Altare des Apostel Petrus mit dem Mönchskleide und dem Breviere. Er erhielt vom Papste Johann XII. den Arm des heiligen Cyriacus, und hierauf übergab er sich mit Allem was er hatte dem Herrn. In die Buchenhaine deutscher Heimath aber zurückgekehrt, stiftete er nun die Abtei und das Nonnenkloster Gernrode, womit auch das 954 von ihm schon gegründete Kloster Frohse am ehemaligen Aschersleber See noch vereint wurde. Der Bischof Bernhard von Halberstadt, in dessen Sprengel das Stift lag, weihete es ein, so wie er auch dessen erste Aebtissin Hathui, die von Gero erwählt war, ordinirte; doch wurde das Stift dem Bischofe nicht untergeordnet, sondern stand unmittelbar unter dem Papste.**) Die Zahl der Conventualinnen

---

*) So soll er unter Andern 30 wendische Ritter, die sich gegen ihn verschworen hatten, zur Tafel bei sich haben einladen lassen, und nachdem sie durch starke Getränke sich berauscht hätten, habe er sie in der Nacht überfallen und getödtet. So erzählen es wenigstens folgende alte in der ehemaligen kurfürstlichen Bibliothek zu Wittenberg gefundene Verse:

Zu Laußnig erster Fürst was ich,
Dreißig wendische Herren tödtete ich,
Stiftet Gernrode von eigener Habe,
Daselbst man siehet noch heut mein Grabe.

s. v. Rohrs Denkwürdigkeiten des Unterharzes p. 405.

**) Das Diplom der Fundation steht in Lünigs deutschem Reichs-Archiv im 2ten Th. seines Specileg. ecclesiast. p. 77. Der in Poppenrod. annalib.

bestimmte Gero auf 12 Jungfrauen aus hohem und edelm Geblüt, denen er außer der Aebtissin eine Pröbstin und eine Decanissin vorsetzte. Als Schutzheiliger wurde der heil. Cyriacus gewählt, jedoch soll der heil. Metronus ein Mit-Patron dieses Stiftes und ihm auch ein eigner Altar gewidmet gewesen sein.*) Reich begabte er das Kind seiner Frömmigkeit; denn nach einer Urkunde von 964 (s. Beckmanns Anhalt. Gesch. I. 169. und Popperode annal. Gernrod. Bd. III. 37.) hätte das Stift in nicht weniger als in 76 Ortschaften Kirchen und Güter besessen; ja auffallend ist es, daß das Verzeichniß mit den Worten schließt: „und die ganze Landschaft Surimunt." Außerdem erhielt die Stiftung 1046 auch noch Güter vom Markgraf Eberhard, und vom Kaiser Heinrich IV. 1064 in Ratere und Pichalingen (Bicklingen s. unten). Verwundern muß es, daß die päpstlichen Bestätigungen weit weniger Güter aufzählen. Die von Leo VIII. nennt nur Gernrod, Alslevu, Waladal, Egolon, Fraso, und die vollständigere von Papst Innocenz III. 1206 nur 35 Dörfer, als Gernrode, das Kloster Frose, Groß- und Klein-Alsleben, Egelen, Walendal, Padeburn, Hetteborn, 4 Dörfer Polege mit der Kirche*, Nacterstede, Jezere, Strenze, Drogebul, Bernecinagerod (Bernrode), Ethelbelingerot (Elbelingen unfern Güntersberge), Behem, Wellebeka, Genecendorp, Baleberge, Benendorp, Avelaborn, Hackeborn, Heinrikesdorp, Plecege (Plötzkau)*, Aekendorp, Westerhegeln, Groningen, Blekendorp, Ammendorp, Hetgetstede*, Westerhusen, Reinestorp, wovon nur die bezeichneten in der großen Urkunde fehlen. Kaiser Otto I. bestätigte die Stiftung schon 961, und Otto II. ertheilte dem

---

Gernrodens. aufgenommene und in deutscher Sprache abgefaßte Stiftungsbrief macht sich aber schon seines deutschen Styles wegen der Falschheit sehr verdächtig. — Frose ist jetzt ein großes rings von Aeckern und Wiesen umgebenes Dorf zwischen Hoym und Aschersleben. Das Stift Frase, Fraso, Fruose, Vrose im Schwabengau war Anfangs von Gero als Mönchskloster gegründet und dem heil. Cyriacus geweiht, bis es nach seiner Vereinigung mit Gernrode auch zu einem Nonnenkloster umgewandelt und jenem untergeordnet wurde. Nach der kaiserlichen Bestätigungsurkunde besaß es zwei Pfarrkirchen, St. Stephani und St. Sebastian, die Pfarrkirche in Nachterstedt, Walberge, Altenburg, Mülendorf und in vielen andern Dorfschaften. Die Nonnen, deren es hier auch wie in Gernrode ihrer zwölf gab, und denen eine Pröbstin, Decanin und Schatzmeisterin vorstand, hatten das Recht, die Aebtissin zu Gernrode mit zu wählen, so wie auch dieses Stift, als freies weltliches, unmittelbar unter dem Papste stand. Zu Zeiten nahmen sich jedoch auch die Bischöfe von Halberstadt und der Erzbischof von Magdeburg desselben an. Nach der Kirchenverbesserung hatte es das Schicksal von Gernrode, und bei der Theilung der Anhalt-Bernburg. Lande kam es 1638 an die Nebenlinie Harzgerode, mit deren Ländern es 1709 wieder an die Hauptlinie zurückgefallen ist. Die alte Stiftskirche St. Cyriaci, die 1685 von Fürst Wilhelm erneuert und der heil. Dreieinigkeit gewidmet wurde, hat in der Bauart große Aehnlichkeit mit der Gernröder Stiftskirche. Auch das ehemalige Wohnhaus der Klosterfrauen ließ Fürst Wilhelm neu einrichten, doch wurden die Klostergebäude auch hier wie in Gernrode zu ökonomischen Zwecken verwendet, wozu sie noch dienen.

*) Siehe Beckmann's Historie von Anhalt Tom. VI. Cap. V.

Capitel in einer zweiten Urkunde desselben Jahres die Freiheit, eine Aebtissin aus ihrer Mitte zu wählen, und einen Schutzvogt nach dem Bedürfniß des Stiftes anzunehmen. Auch diese Urkunde erwähnt als Stiftsgüter nur Gernrode, Badeburn, Fruosa, Alslevu, Gruoningen, Nien-Alslevu, Egulon und Nienburg mit allem Zubehör.

Nachdem Gero selbst fünf Jahre zwischen diesen stillen Mauern gelebt hatte, umschlang den 19. Mai 965 der Tod den 75jährigen Greis mit seinem kalten Arm, und legte ihn in seines Klosters heiligen Räumen zur Ruhe von so vielen heißen Kämpfen in den kühlen Erdenschooß. Die Aebtissin Hathui (Hathuvi, Hatwich, Hidda, Hedwig) haben wir schon bei der Gründung des Klosters Dagmarisfelth kennen gelernt. (S. B. I. p. 161.) Daß sie die Mutter zweier Söhne, Gero II. und Ditmar I. gewesen ist, darin stimmen alle Geschichtschreiber überein; ob sie aber Gero's Schwester oder Tochter oder Schwiegertochter war, darin weichen sie so von einander ab, daß es unmöglich ist, hierüber eine Gewißheit zu erlangen. Wir wollen daher den Bischof Dittmar von Merseburg, einen Zeitgenossen der Hathui, der aber auch sie bald Schwester, bald Tochter Gero's nennt, und also selbst schwankend gewesen zu sein scheint, in seiner Chronik von ihr reden lassen:

„Am 26. April, erzählt er, verschied meine Muhme Mathildis, welche in Gernrode bei der Aebtin Hathui, mit der sie nahe verwandt war, lange Zeit ihre Verpflegung gehabt hatte. Die ehrwürdige Frau hatte sie sich immer zu ihrer Nachfolgerin gewünscht. Sie war daher bei ihrem Tode ganz untröstlich, beweinte sie bitterlich, und folgte ihr auch bald am 2. Juli 1020 nach. Nur ganz kurz will ich hier Etwas von ihrem lobenswürdigen Leben sagen. Sie, die Aebtin Hathui, war eine Muhme der Königin Mathildis*), und schon in ihrem dreizehnten Jahre mit Sigifried, des Markgraf Gero Sohne, verheirathet, mit welchem sie aber nur 7 Jahre in der Ehe lebte. Nach seinem Tode ging sie aus Liebe zu Gott und zur Beruhigung ihres betrübten Schwiegervaters in das Kloster, und ließ sich von dem Bischof Bernhard als Nonne einkleiden. Nicht lange hernach ward sie Aebtin und blieb es 55 Jahre**). Im Dienste Christi war sie eben so eifrig wie Anna, wohlthätig wie die Wittwe von Sarepta, keusch und enthaltsam wie Judith. Die ihr anvertraute Kirche hat sie auf mancherlei Weise verschönert. Folgendes Zeichen verkündigte ihren Tod: „Der Teich, welcher vor der Stadt gegen

*) v. Rohr sagt pag. 406, sie sei die Enkelin von Kaiser Heinrichs I. Gemahlin gewesen.

**) Beckmann, der ihren Geburtstag 940 und ihre Ernennung zur Aebtissin in das Jahr 961 stellt, verlegt ihren Tod auf den 4. Juli und sagt, sie habe dem Stifte an 60 Jahre vorgestanden. Beckmann Tom. III. B. 1. Cap. VII. und Calvörs Saxonia inserior antiqua Cap. XVII.

Morgen liegt, sahe bis am Mittag wie Blut, und hierauf verwandelte sich das in eine grüne Farbe. Vielen kam es vor, als hätte meine Muhme vorzüglich durch dieser ihr Verdienst den Preis der Jungfrauenschaft vor ihr behauptet. Das Begräbniß dieser auserwählten Braut Christi besorgte Bernhard der Bischof in der alten Stadt, nicht aber an derjenigen Stelle, wo sie es begehrt hatte, sondern wo es sich ihre klagenden Nonnen ausbaten, nämlich mitten in der Kirche vor dem Altare des heil. Kreuzes, da wo nachher durch ihr edelstes Verdienst der allgewaltige Gott einem gebrechlichen Manne, welcher lange Zeit an Krücken mehr kroch als ging, die Gesundheit wieder gab, daß er aufrecht einhergehen konnte."

Derselbe Schriftsteller gedenkt auch noch eines Vorfalles, der, weil er in das Leben Gero's und der Hathui fällt, und deren Zeit recht charakterisirt, doch noch hier angeführt zu werden verdient:

„Der Erzbischof von Halberstadt, Arnulf, Bruder des Kaisers Heinrich, kam nach Gernrode. Die ehrwürdige Aebtin Hethuvi hatte ihn hierher auf das Fest des heil. Märtyrers Cyriacus zu einem Gastmahle eingeladen. Als er an diesem heiligen Tage nach der Messe aus der Kirche spatziren ging, traf er einen Geistlichen an, welcher einen Habicht auf der Hand sitzen hatte. Der Bischof gerieth hierüber in Eifer, faßte ihn beim Arme und führte ihn mit sich fort, nicht in der Absicht, ihn zu bestrafen, sondern in der Stille einen Verweis zu geben. Das Gerücht hiervon breitete sich schnell aus. Die Hofleute des Markgrafen rotteten sich zusammen. Hugal, ihr Anführer, kam zu dem Bischofe und fragte ihn, was ihn bewege, seinen Herrn also zu beschimpfen? Der Bischof antwortete: Was habe ich denn gethan? Ich sahe einen heidnischen Greuel, und da ich ihn eben in meines Bisthums Sprengel gewahr ward, konnte ich ihn nicht dulden. Es ist ja nichts Uebeles geschehen. Bestimmt einen Tag, welcher euch beliebt, finden mich dann unsere gemeinschaftlichen Freunde schuldig, so will ich es, wenn ich gefehlt habe, gern auf eine anständige Weise wieder gut machen. Hugal antwortete ihm: Das soll nicht sein, das darf nicht geschehen. Entweder heute noch rechtfertigt Euch mit einem Eide, oder versprecht hier auf der Stelle, daß Ihr meinem Herrn und uns Genugthuung verschaffen wollt. Der Bischof versetzte hierauf: Zu schwören verbietet mir die Feier dieses heiligen Tages, Euch aber auch einen Eid anzunehmen, und überhaupt ist es zum Erbarmen, daß Ihr lediglich nur mir keine Gerechtigkeit wollt widerfahren lassen. Hugal ging zornig davon. Man brachte, ohne daß der Markgraf darum wußte, eine bewaffnete Mannschaft zusammen, und als sich der Bischof eben zu Tische setzen wollte, sahe man sie schon angezogen kommen. Seine Leute schlossen alsbald das Haus fest zu, in welchem er sich befand, und damit es seinen Gegnern nicht

so leicht würde, hinein zu kommen, verammelten sie alle Zugänge so gut sie konnten. Als jene Miene machten, das Haus zu bestürmen, sagte man ihnen für gewiß, der Bischof müsse sich ohnfehlbar an einen andern Ort geflüchtet haben, denn hier sei er nicht zu finden. Sie suchten ihn überall im Kloster und zuletzt auch in der Klosterkirche. Er war aber inmittelst durch göttliche Fügung, ohne es sich für eine Schande halten zu dürfen, an einem Orte verborgen, wo ihn Niemand fand, er aber Alles mit ansehen konnte. Da die Wuth sich legte, gingen sie in das Gasthaus des Klosters, und endlich voll Verdruß nach Hause. Am folgenden Tage ließ Arnulf seine Soldaten herbeikommen, tröstete die Aebtin, welche sehr weinte, und ging in seinen bischöflichen Sitz zurück. Der König (d. i. der Kaiser) erfuhr den ganzen Handel und befahl sogleich, daß diese Rebellen sich vor ihm stellen sollten. Der Markgraf Gero merkte wohl, daß der König sehr aufgebracht wäre, er bemühete sich daher, ihn wieder durch treue Gesandte zu besänftigen. Jedoch nur unter dieser Bedingung versprach ihnen der König Gehör, wenn sie erst an das Bisthum 300 Pfund Silbers bezahlten, und wenn diejenigen, welche in dieser Sache am meisten schuldig befunden würden, entweder 11 von ihren Freunden schwören ließen, daß sie unschuldig wären, oder aber dem Bischofe so, wie es die geistlichen Rechte mit sich brächten, Genugthuung verschafften. Die Einigkeit zwischen beiden Partheien ward damals wieder hergestellt, der Entscheidungstermin aber auf Ostern anberaumt. Unsere und ihre Freunde kamen dann hier zusammen. Ich (Dittmar) war auch mit zugegen. Die vorhin bestimmte Geldsumme ward erlegt. Der Bischof Arnulf kam in die Domkirche und setzte sich auf den erhabenen bischöflichen Stuhl an der Abendseite. Nur allein der Markgraf beschwor seine Unschuld ganz glaubwürdig. Seine Hofschranzen dagegen demüthigten sich nach der Weise der Büßenden (d. h. mit bloßem Haupte, barfuß, mit schlechter Kleidung und mit Ruthen in den Händen) unter die Hand des Bischofs. Dieser legte einem jeden von ihnen ein besonderes Fasten auf mit solcher Bedingung, daß, wenn er sie nach Befinden noch härter zu bestrafen genöthigt wäre, sie auch dem sich unterwerfen wollten."

So Dittmar. Es wurde aber Hathui wegen ihres achtungswerthen Charakters überhaupt viel durch hohe Besuche geehrt, was aus einer frühern Stelle des Dittmar hervorgeht. Dort heißt es nämlich:

„Mich (Dittmar) hatte der Erzbischof Tagino von Magdeburg gebeten, daß ich ihn auf seiner Reise nach Augsburg begleiten möchte. So reiste ich nun in seiner Gesellschaft wieder zurück. Wir kamen nach Gernrode, und wir feierten hier mit der ehrwürdigen Aebtin Hathui den Palmensonntag."

Gero's Erben und Nachfolger waren aus der Familie des Markgrafen Christian von der Ostmark, von dem einige Geschichtschreiber selbst behaupten wollen, er sei der Gemahl der Hathui gewesen, und zunächst erbte die Herrschaft auf Hathui's beide Söhne, vornämlich auf Dittmar I., weil Gero II. Erzbischof von Cöln, also Geistlicher wurde.

Daß es dem Stifte unter solchen Verhältnissen nicht an Begünstigungen aller Art fehlen konnte, liegt nahe. So erhob der Kaiser Otto III. 999 durch ein Diplom dieses Stift zu gleichem Range mit den kaiserlichen Reichsstiften Quedlinburg und Gandersheim. Papst Leo VIII. nahm es vermöge einer Bulle in seinen und des heiligen römischen Stuhles Schutz, und befreiete es von aller anderen Jurisdiction. Auch die Kaiser Conrad II. (1029) und Heinrich III. (1044) ließen es nicht an ihrem Schutze fehlen, und Heinrich VI. schenkte ihm, wie schon bemerkt, sein Landgut, das er aus der Jutta künftigen Verlassenschaft zu erwarten hatte, so wie Papst Eugen III. 1152 durch eine Protestations-Bulle alle Privilegien bestätigte, sich zugleich aber auch dafür jährlich 1 Mark Silber nach Rom zu schicken ausbedung.

Wir übergehen, um den geehrten Leser nicht mit Nachrichten zu langweilen, welche kein allgemeines Interesse haben dürften, von den Aebtissinnen, welche auf Hathui folgten, 24 und gehen in der Zeit vorwärts, bis zu dem Jahre 1469, in welchem die edele Scholastica als Aebtissin folgte, die durch ihre Tugenden selbst eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, und bei der wir deshalb etwas verweilen müssen. Sie, die Tochter Fürst Georg I. von Anhalt, erhielt ihre Erziehung und Bildung im Kloster Helfta bei Eisleben, wo ihres Herzens Reinheit schon im hellsten Lichte strahlte. Sie hatte hier so viel Geschmack am Klosterleben gewonnen, daß sie auch die vortheilhaftesten Anträge zu Vermählungen ausschlug. Nachdem sie von ihren Eltern von dort weggenommen war, begab sie sich zur Aebtissin nach Quedlinburg, von der sie 1469 mit einstimmiger Bewilligung des ganzen Klosters im 18ten Jahre ihres Alters zur Aebtissin von Gernrode gewählt wurde. Es wird von ihr gerühmt, daß sie ihrem Stifte mit Ernst und Würde vorgestanden habe. Heinrich Busse, ein alter Historiker, rühmt von ihr, daß sie über ihre Kirchengebräuche sehr geklagt, und freimüthig bekannt habe, wie sie zwar auf selbige hätte schwören müssen, indessen aber doch fände, daß viele derselben der heiligen Schrift zuwider und der Lehre der heil. Väter und ersten Kirchensatzungen gar nicht gemäß wären. Da sie nun viel Kummer darüber in ihrem Gewissen gelitten hätte, so habe sie deshalb ihren Vetter Fürst Wilhelm Ludwig, Franziskaner-Ordens, zu Rathe gezogen, und dieser habe sich bemühet, sie auf jede Weise durch Beredung und durch Autoritäten zu beruhigen, auch versprochen, deshalb ferner mit ihr schriftlich zu verhandeln. Ob es ihm aber gelungen sei, sie zufrieden zu stellen, steht zu bezweifeln.*)

*) S. Beckmann Tom. VI. Cap. 6. §. 1.

Scholastica war auch sehr gutthätig gegen Arme und Gebrechliche. So ließ sie einen lahmen und mißgestalteten Mann zu Zeiten neben sich bei Tafel sitzen und pflegte ihn ihren Bräutigam zu nennen. Auch bemühete sie sich, einer taubstummen jungen Frauensperson die Hauptlehren des Christenthums und die gewöhnliche Ehrerbietung bei den damals üblichen Kirchengebräuchen durch die Zeichensprache beizubringen, so daß sie zum Genuß des heil. Abendmahles zugelassen werden konnte. Dies ist vielleicht das älteste Beispiel dieser Art von Unterricht, der sich in unsern Tagen so sehr vervollkommnet hat. Ferner weiß man von ihr, daß sie einen hohen Grad christlicher Geduld und Sanftmuth besessen habe, weshalb sie einst, als sie gefragt wurde, wie sie zu so großer Demuth und Geduld käme, antwortete: „Ein jeder vernünftiger Mensch, der in seinen eigenen Busen sieht, und seine Geschicklichkeit, Gaben und Tugenden mit Fleiß erwägt, wird allezeit dagegen so viel Gebrechlichkeit an sich finden, davor er sich zu entsetzen und gegen Andere billig zu demüthigen habe. Und weil er gern will, daß man mit ihm Geduld trage und etwas übersehe, wird er sein dabei lernen, mit andern Leuten auch Geduld zu haben." Wie getrost und glaubensstark sie gewesen sei, beweist Folgendes: Als zu ihrer Zeit eine ansteckende Krankheit, von den Aerzten pestis inquinaria genannt, sich auch in ihrer Nähe zu verbreiten begann, und ihr Bruder, Fürst Georg II., sie ermahnte, auf ihre Stiftung bedacht zu sein, gab sie diesem zur Antwort: „Es sei ferne von mir, meine mir anvertrauten Schäflein bei solcher Gefahr zu verlassen, und muß dafür halten, daß, wo ich es thäte, mich Gott dafür strafen würde, dahergegen wenn er mich will leben lassen, er auch mächtig genug ist, mich bei meiner Kirche zu erhalten; will er mich auch abfordern, so bin ich versichert, daß ich unter den Händen meiner Töchter und Mitschwestern selig abscheiden werde." Sie starb den 31. August 1504 und wurde den 3. September beerdigt.

Ihre Nachfolgerin war die Aebtissin Elisabeth von der Weide, die berühmteste aller Aebtissinnen dieses Stiftes. Vielleicht mag sich schon ihrer Erwählung manches Hinderniß in den Weg gestellt haben, denn Papst Julius II. ertheilte dem Probste zu Halberstadt ein Commissoriale, daß er sie, wenn er sie zu solcher Würde tüchtig befände, in seinen und des heil. römischen Reichs Stuhls Namen in des Stifts Regierung einführen und bestätigen sollte. Wie nun das Licht der gereinigten Christuslehre durch Luthers Auftreten seine Strahlen über Deutschlands Gaue ausbreitete, da war auch die edele Elisabeth von Weida eine der Ersten, die als treue Verehrerin Luthers die neue gereinigte Lehre als das wahre Christenthum mit lebhaftem Eifer ergriff. Die Kirchenverbesserung fand daher 1521 in diesen Gegenden schon Eingang, und da Gott einen kräftigen Streiter für seine Sache durch Berufung des Stephan Müller (Molitor) von Wittenberg auch hierher stellte, so predigte dieser eifrig wider die päpstlichen Mißbräuche, verkündigte das Evangelium treulich, und ließ es sich nach aller Möglichkeit angelegen sein, Jedermann mit Lehre und Leben zu erbauen, auch rieth er der Aebtissin zugleich eine

Schule und ein Hospital zu stiften. Anfeindungen konnten daher nicht ausbleiben, doch die ruhmwürdige Aebtissin erwies sich wider alle Drohungen der Päpste und Gefahren sehr standhaft. Als nun Viele im Stifte die alten päpstlichen Greuel und Irrthümer vertheidigen wollten, ließ sie das ganze Capitel zusammenrufen, und stellte ihnen in einer herrlichen Rede vor, wie sie es doch für eine besondere Wohlthat Gottes ansehen und dankbar dafür sein sollten, daß sie die Zeit erlebt hätten, in welcher der papistische Sauerteig ausgefegt und das Licht des Evangeliums rein und lauter gepredigt würde. Sie bat daher Jeden selbst mit Thränen in den Augen, sie sollten dies doch wohl zu Herzen nehmen, und sich vor dergleichen Irrthümern auf alle Weise hüten. Ihre Vorstellung fand aber nicht den gewünschten Eingang, sondern sie zog sich im Gegentheile sowohl den Haß aller Vornehmen des Capitels, als auch der benachbarten Grafen, Bischöfe und Edelleute auf den Hals, die sie auf das Beweglichste ermahnten, sie sollte doch bei der Religion verharren, in der ihre Eltern und Vorfahren geboren, aufgezogen und gestorben wären. Demungeachtet blieb sie standhaft, fürchtete keine Gefahr, lebte ohne allen menschlichen Schutz und sagte: „Sie wollte ihres Thuns und Lassens wegen vor Gott Rechenschaft ablegen, und zöge den Ruhm Christi allen irdischen Sachen vor."

Als 1525 bei dem Bauernaufstande auch ihre Bauern sich unterfingen den Hof anzufallen und die abteilichen Güter an sich zu ziehen und zu vernichten, so hatte sie den Muth, daß sie ihnen mit ihren Klosterfrauen entgegenging, ihrer Wuth Einhalt that, die Ungehorsamen mit Worten strafte und diejenigen, die tumultuiren wollten, wieder zu ihrer Pflicht zurückbrachte. Ihr Bruder, Heinrich von Weiden, wollte die aufrührerischen Bauern mit scharfer Strafe belegen, und den Schimpf, den sie seiner Schwester angethan, rächen. Sie legte aber eine Fürbitte für sie ein und sagte, daß sie Ihnen Alles verziehen und vergeben hätte. Selbst als sie ihren Tod herannahen fühlte, bat sie die Ihrigen nochmals recht dringend, sie möchten sich ja angelegen sein lassen, die wahre Religion nach Möglichkeit zu erhalten und fortzupflanzen, und die Gottesfurcht allen Dingen in der Welt vorzuziehen. Als der Todesengel daher mit seinen Fittigen sie umschlungen hatte, ward sie von allen ihren Unterthanen und Bedienten heftig und innig beweint, und in der Kirche auf der Seite begraben. Das schönste Denkmal hat sie sich selbst aber damit gesetzt, daß sie zuerst in Anhalt, ja man kann sagen in Deutschland, die Reformation begonnen hat, wie dessen das fürstliche Haus in einem Schreiben an die evangelischen Stände 1631 auch ausdrücklich gedenket.

Ihr folgten Anna geborne Burggräfin zu Meißen, Gräfin zu Hartenstein und geborne von Plauen, Fürst Wolfgangs von Anhalt Schwester Barbara Tochter. Edel und freisinnig wie ihr frommer Ohm Wolfgang, gab sie ihm dem Geächteten und von Land und Leuten Vertriebenen in ihrem Stifte ein Asyl, bis er, aufgespürt, nach Warmsdorf in eine Mühle flüchtete. Sie starb 1548, und ihre

Nachfolgerinnen waren Anna Baroneſſe von Kitlitz, die 85 Jahre alt 1558 den 26. Juni entſchlief, und Eliſabeth II. Gräfin von Gleichen, die 32 Jahre alt ſtarb, durch ihre Unfähigkeit aber das Stift in Armuth ſtürzte. Nach dem Tode der letztern 1564 wurden nach einander 7 Anhaltiſche Fürſtinnen größtentheils im zarten Kindesalter Aebtiſſinnen. Die Verwaltung führten die Fürſten ſelbſt, die früherhin auch ſo lange Zeit die Schutzvoigte der Abtei geweſen waren. Dieſe vertraten ſie auch auf den Reichs- und Kreistagen, führten dort ihre Stimme, entrichteten die Reichsabgaben und hatten ſie ſomit ſchon vor dem Weſtphäliſchen Frieden ſeculariſirt. Da aber nach dem Friedensſchluß die vor 1624 eingezogenen Kirchengüter den Fürſten verbleiben ſollten, ſo kam auch die Abtei unbeſtreitbar zu Anhalt, und wurde mit ihren Beſitzungen in Waldau (Bernburg) und Groß-Alsleben zu den Senioratsrechten geſchlagen. Bei der Theilung derſelben kam Gernrode 1669 an Fürſt Friedrich von Harzgerode, der zu Waldau gehörige Aebtiſche Hof in Bernburg an Fürſt Victor Amadeus und Groß-Alsleben an Fürſt Johann Georg II. von Deſſau. Zwar hatte ſich ein katholiſcher Pater Stricerius 1630 Gernrodes mit Waffengewalt bemächtigt, aber die Zeitumſtände vertrieben ihn 1631 ſchon wieder, und ſetzten die Fürſten von Anhalt von Neuem in den Beſitz, worin ſie geblieben ſind.

So weit das Geſchichtliche dieſer Abtei. Wir betrachten das freundliche Städtchen nun in ſeinem jetzigen Zuſtande, um zu ſehen, was ihm von Merkwürdigkeiten aus alter oder neuer Zeit noch übrig geblieben iſt.

Von den alten Stiftsgebäuden iſt das merkwürdigſte und ſchönſte die Stiftskirche, die in allen ihren Theilen noch wohl erhalten iſt.*) Sie iſt rein im Byzantiniſchen Style erbauet, und kann zum Verſtändniß der Eigenthümlichkeiten dieſes Bauſtyles vor Allem in dieſer Gegend dienen. Sie nimmt daher unter den Reſten des Alterthums einen ausgezeichneten Platz ein, und es iſt jetzt auch Hoffnung vorhanden, daß die einzelnen ſehr ſchönen Theilen lang entzogene Aufmerkſamkeit und Sorgfalt ſolchen durch zweckmäßige Renovationen ohne Koſtenerſparniß baldigſt gewidmet werden ſoll. Dahin gehören vorzüglich die ſchönen zwiefach übereinandergeſetzten Kreuzgänge. In der Kirche ſind mehrere Grabmähler. Das merkwürdigſte darunter iſt das des Markgrafen Gero. Man ſieht ihn hier geharniſcht in Stein gehauen liegen mit der Umſchrift: Anno Dmi DCCCCLXV die XIIII Cal. Julii obii illust Dux et Marchio Gero huj. ecoles. sundator. Das Grabmahl iſt aber von Fürſt Auguſt († 1653) vielleicht im frommen Andenken an den Gründer erſt 1645 errichtet und neuerlich von ſeinem erſten Standpunkte am Hochaltare, wo es den Platz verſperrte, weg und an die Seite gebracht. Bei Oeffnung deſſelben hat man nur Schutt darunter gefunden und Spuren, daß

*) Eine ſchöne Zeichnung liefert Dr. Puttrich in ſeinem Werke über altdeutſche Baukunſt in Sachſen.

früherhin Menschenhände schon ein Mal hier gewühlt haben müssen. Die übrigen Monumente gehören größtentheils ehemaligen Aebtissinnen an. So befindet sich unfern von Gero's Denkmahle (wo es ehedem stand) das Monument der Aebtissin Gertrud von Boventhen nebst ihrem Bildniß und Umschrift, ferner das der Anna von Plauen nebst Umschrift, dann nach dem Chore zur linken Hand das der Fürstin Scholastica nebst Bildniß in Lebensgröße und in Nonnentracht mit Umschrift. Unterwärts nach der Orgel zu, in dem Gange zur linken Hand, ist das Monument der Anna von Kitlitz mit Inschrift, weiter in dem Gange nach der Orgel zu, rechter Hand, das der Elisabeth, Gräfin von Gleichen mit Inschrift, ferner neben der vorigen das der Katharine Gräfin von Gleichen mit Inschrift.*) Letztere war 14 Jahre hindurch Pröbstin des Stiftes, und starb 1562 den 18. October 38 Jahre alt. Außer diesen ist noch im Kreuzgange der Leichenstein einer Baronesse von Kitlitz, aus dessen Umschrift ersichtlich ist, daß sie 1529 Ostern als Pröbstin des Stiftes gestorben sei. Aus neuerer Zeit ist links am Eingange ein Monument von dem 1764 verstorbenen Oberconsistorialrath Gotthelf Trabe. Dieser machte der Kirche ein Vermächtniß von 200 Thlr. mit der Bestimmung, daß die Interessen theils an die Geistlichen der Kirche für eine jährlich zu seinem Gedächtniß zu haltende Predigt gegeben, theils solche unter die Armen vertheilt werden sollten. An der Kirche befinden sich auch mehrere Capellen: zuerst die Capelle zu Jerusalem, welche der Papst Innocenz VIII. 1485 den 26. März mit 100tägigem Ablaß für diejenigen versah, die solche an gewissen Festtagen besuchen und Almosen dahin geben würden. Gleichen Ablaß verlieh Papst Sixtus IV. 1475 den 24. December auch der Capelle St. Mauritius. Der Aebtissin Rikenze Document von 1205, auch einige Documente der Aebtissin Adelheid von 1355 und 1366 reden auch von einer Capelle St. Maria, und eine Capelle St. Johannis hat Bischof Rudolph zu Halberstadt 1136 den 8. October eingeweihet. Den Altar des heil. Metronus soll 1500 ein gewisser Bernhard Schreiber besessen haben; die beiden schon erwähnten Reliquien, die Gebeine vom heil Cyriacus und den Dorn aus der Dornenkrone Christi betreffend, sind erstere aber zu Fürst Friedrichs von Harzgerode Zeiten begraben, und letzterer mag der Vergessenheit wohl übergeben sein.**) Von den an der Kirche befindlichen Doppelthürmen wurde der gegen Nordwesten stehende wegen gedroheten Einsturzes 1766 abgetragen, und 1786, nachdem er fast 20 Jahre in Verfall gelegen, wieder aufgebauet, auch 1792 wieder mit einem Knopfe versehen. Das Schloß, der ehemalige Sitz der Aebtissin, hat auch nachher bisweilen fürstlichen Personen noch zur Wohnung gedient, und Fürst Wilhelm von Harzgerode († 1709)

---

*) Die sämmtlichen Inschriften sind nachzusehen in Beckmann Tom. III. B. 1. Cap. VII.

**) S. Beckmann Tom. IV. Cap. III. §. 9.

ließ deshalb noch einen neuen Theil erbauen. Der Hr. von Rohr schreibt daher 1736 von ihm: „Das Schloß, welches der Frau Gräfin von Ballenstedt, als des verstorbenen Fürsten zu Bernburg Carl Friedrich hinterlassenen Wittwe, zu ihrem Sitze angewiesen, liegt etwas höher als das Städtchen, und von außen hat es kein sonderlich Ansehen; aber die Bauart ist doch trefflich nach der alten Façon, und drinnen sind die zu einer (d. h. damaligen) Hofhaltung erforderlichen Gemächer anzutreffen." Späterhin sind aber sämmtliche Gebäude mit den bei dem Stifte befindlichen Aeckern als herrschaftliche Domäne dem Pächter in Nutzung gegeben, von dem sie auch in die Hände des jetzigen Besitzers, Herrn Amtmann Henneberg, übergegangen sind, welcher 1832 als letzter Pächter die ganze Domäne käuflich erhalten hat. Auch die übrigen alten Klostergebäude stehen noch sämmtlich, und sowohl in dem sogenannten, mit einem Kreuzgewölbe versehenen Mönchssaale, als auch in dem Eselsstalle, wo ein Mönch neben einem Esel in Stein gehauen zu sehen ist, ohne die Bedeutung zu kennen, in diesen wie in fast allen Gebäuden erkennt man deutlich noch die klösterliche Bestimmung.

Außer der alten jetzt zur Parochialkirche umgewandelten Stiftskirche hat das Städtchen noch eine Kirche St. Stephani, der 1346 schon bei der Aebtissin Gertrud v. Heßnim gedacht wurde, und die deshalb auch ein ziemlich hohes Alter besitzt. Sie war die frühere Parochialkirche des Städtchens, und wenn gleich räumlich, so ist sie doch viel kleiner als die Stiftskirche. Sie ist vermögend, und sonntäglich hört man auch noch ihr schönes Geläut von ihrem Thurme, allein Gottesdienst wird regelmäßig schon längst nicht mehr darin gehalten, und nur von 1780 an mehrere Jahre hindurch, wo sie den damals 210 Köpfe zählenden Lutheranern zu ihrem Gottesdienste eingeräumt wurde, ist vierteljährlich darin gepredigt und communicirt, außerdem aber sie nur zu Leichenpredigten benutzt worden.

Das jetzige Städtchen Gernrode, das beide Kirchen umschließt, liegt an dem Oster- und an dem Klattenberge, und zählt in 300 Häusern etwa 2100 Einwohner. Lange bestand es trotz mancher städtischen Privilegien nur unter dem Namen eines Fleckens, und erst 1539 ertheilte Anna von Plauen dem Rathe und der Gemeinde ein eigenes Siegel, so wie der Ort 1681 erst von Fürst Wilhelm einen Jahrmarkt bekam. Die Einwohner nähren sich von den gewöhnlichen städtischen Gewerben und von Handarbeit, doch ist auch außer einem viel benutzten Möbelmagazin die schon längst berühmte Morgenroth'sche Gewehr- und eine chemische Streichholz-Fabrik hier, in der viele Menschen, besonders Kinder, starke Beschäftigung finden. Nicht minder besteht auch noch das von der Aebtissin Elisabeth von Weiden gestiftete Hospital St. Johannis und eine späterhin mit einer Spinnerei verbundene gute Armen-Versorgungs-Anstalt. Vor etwa 200 Jahren gab es auf dem Osterberge auch berühmte Bleigruben, welche nach einer alten Nachricht das Blei zu den Dächern der Kirchen zu Halberstadt ꝛc. geliefert haben sollen, und wo sich im Krystallberge der Edelstein Iris — wahrscheinlich ein Bergkrystall — gefunden

haben soll. In der Mitte des 18ten Jahrhunderts waren diese Bergwerke zuletzt im Betriebe, und die ergiebigsten Gruben des Osterberger oder Ungerberger Zuges sollen der Gernröder Glückshafen, der güldene Bär und die höfliche Zeche gewesen sein. Nach Spangenbergs Angaben soll schon Kaiser Lothar 1134 diesen Bleibergwerken Freiheiten ertheilt haben, allein bis 1492 fehlen dann alle Nachrichten von dem Bergbau in Anhalt. Gernrode ist schon lange durch seinen Obstbau und durch die Güte seines Obstes berühmt, und wirklich zeichnet sich das Obst dieser Gegend vielleicht durch die geschützte Lage und durch einen recht passenden Boden vortheilhaft vor vielem andern und namentlich vor dem Obste an der mittäglichen Seite des Harzes aus. Das ganze Städtchen nicht blos ist daher schon von Gärten umschlossen, sondern jeder Weg, jeder Anger und kahler Berg ist mit Obst, wenigstens mit Kirschbäumen bepflanzt, welche die auf sie verwendete Mühe reichlich lohnen. Auch viele Wallnüsse giebt es bei Gernrode. Von außerordentlichen Schicksalen, die dasselbe betroffen haben, möchte blos eine große Wasserfluth herauszuheben sein, welche 1789 den 18. und 19. September den Ort in Folge starken anhaltenden Regens betroffen hat. Die Fluthung stürzte mit solcher Gewalt die Berge herab, das sie Mühlen wegschwemmte, die Keller mit Wasser füllte und Straßen, Aecker und Wiesen mit Schutt, ja selbst mit den größten Felsstücken überdeckte. Zu dem malerischen Effect, den das Städtchen auf Jeden macht, der von Nordwesten sich ihm nähert, trägt der grüne Hintergrund bewaldeter Berge ungemein viel bei, an deren Fuß sich dasselbe im Mittag sanft anlehnt, und recht freundlich blickt aus deren Mitte besonders der Stubenberg auf das Städtchen hernieder.

Eine alte Sage, welche Geschichtschreiber früher geglaubt und deshalb noch mehr ausgeschmückt haben, verlegt ehedem auf die Spitze dieses Berges einen dem alten Götzen Stuffo geweiheten Altar, und Viele haben sich in dieser Annahme noch durch die verderbte Schreibart Stufenberg anstatt Stubenberg bestärken lassen. So wenig die Verehrung eines solchen Götzen überhaupt bis dahin aber erwiesen ist, eben so wenig und noch weniger Wahrscheinlichkeit hat die Annahme eines Altares desselben auf diesem Berge, der nicht Stufenberg, sondern als Eigenthum der in Gernrode befindlichen Badstube einzig richtig nur Stubenberg heißt. Weil die Aussicht von seinem Gipfel über die davor liegende Landschaft mit den Städten Quedlinburg und Halberstadt aber wirklich reizend ist, und in mancher Hinsicht selbst die des Ballenstedter und Blankenburger Schlosses noch übertrifft, so ließ Fürst Victor Friedrich die Spitze des Berges ebenen, und 1754 das noch stehende russische Haus, Herrenhaus genannt, dort aufbauen. Schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts befand sich auf dem Berge eine durch mehrere Einwohner in Gernrode angelegte Rasenbank. Sonn- und Festtags trug man wohl Speise und Getränk dorthin, und belustigte sich eben so sehr durch ländliche Spiele und Musik, als die reizende Aussicht Naturfreunde aus der Nähe und Ferne schon hierherzog. Dieser zunehmende Besuch des Berges,

vielleicht auch die Gewohnheit eines Wildmeisters Döbel, den Holzarbeitern am Geburtstage des damals in Gernrode lebenden Prinzen Friedrich von Anhalt hier auf der Höhe ein kleines Fest zu geben, gaben wahrscheinlich die Veranlassung zur Erbauung des jetzigen Hauses. Damals hatte es eine rings herum laufende offene Gallerie und ein über das Dach hervorragendes Thürmchen. Um aber auch bei schlechtem Wetter erstere betreten zu können, wurde das Dach 1778 nach allen Seiten hin verlängert, während letzterer, weil er das Dach zu sehr belastete, abgenommen ward. Mit jedem Jahre machte man neue Anlagen, und von den Vorrichtungen zu geselligen Spielen findet man jetzt ein Carroussel, eine Kegelbahn und ein Billard.*) Daß es an Spaziergängen, Lauben und geschmackvollen Ruhebänken nicht mangelte, dazu forderte die schöne Natur hier selbst hinlänglich auf. War dieser Ort also damals schon dem Vergnügen gewidmet, so ist er noch jetzt, besonders an Sonn- und Festtagen, der Sammelplatz aller frohen und vergnügten Menschen dieser Gegend, und die Schützengesellschaft von Gernrode, deren Freischießen 1779 dorthin verlegt ward, hält noch jetzt von Pfingsten bis Michaelis sonntäglich hier ihre Schießübungen. Kein Harzreisender wird daher die Schönheiten des Unterharzes aufsuchen, ohne daß er nicht auch dem Stubenberge einige Minuten widmete. Will Jemand aber eine noch freiere und weitere Aussicht genießen, so muß er den daneben liegenden höhern Klattenberg ersteigen, wo er, unter einigen Linden ausruhend, besonders bei günstiger Morgenbeleuchtung, einen Hochgenuß feiert, der zur Begeisterung führt, und für deren Gefühle die Sprache dann zu arm ist. Eine mit sehr großem Kostenaufwande gebauete außerordentlich schöne Kunststraße führt jetzt den Reisenden nicht blos bis auf die Höhen des Stubenbergs, sondern bringt ihn zwischen den genannten beiden Bergen hindurch bis zu der ganzen Höhe des Vorharzes hinauf, wo er die Straßen nach Mägdesprung und Victorshöhe dann in getheilter Richtung vor sich hinlaufen sieht, zugleich aber vor einem Zoll- und Gasthause sich auch befindet, in welchem ein freundlicher Wirth aus der Waidmannsinnung ihm das beste Birkenwasser des Harzes billig auf seinen Wunsch darbieten wird. Wollten Fremde in oder bei Gernrode länger verweilen, ja selbst übernachten, so könnten Naturfreunde wohl kein reizenderes Logis wählen, als wenn sie eins der Zimmer des Stubenberghauses oder der dazu gehörigen beiden Pavillons bezögen, wo die reizendste Aussicht ihnen die beste Unterhaltung schon gewähren würde. Uebrigens sind auch die Gasthöfe von Denks und Morgenroth im Städtchen selbst in jeder Hinsicht zu empfehlen, wo man von Reisenden und Badegästen des nahen Beringerbades recht häufig Gesellschaft antrifft.

Im allgemeinen Ueberblick über den Harz sagte ich, daß es auf dem Harze bis jetzt an allen Spuren heidnischer Begräbnisse noch gemangelt habe. Nach einer mir späterhin zugegangenen Nachricht

*) Die russische Schaukel ist Schadhaftigkeit halber vom Hause abgenommen.

sollen aber, wenn sonst die Erzählung Wahrheit in sich enthält, vor vielen Jahren, als die Straße über den Romberg nach Güntersberge angelegt wurde, im Mittelberge unter den größten im Wege befindlichen Granitblöcken, als diese bei Seite geschoben wurden, Aschenkrüge gefunden sein.

Noch muß ich auch einiger alten Warten in dieser Gegend gedenken: „Zunächst bei Gernrode gegen Osten, am Wege nach Ballenstedt, erhebt sich ein hoher zum Theil kahler Bergrücken, die Altenburg genannt, ohne daß man weder Spuren einer Burg irgendwo findet, noch die Entstehung des Namens durch Etwas angeben könnte. Dicht an der Straße nach Quedlinburg, da wo der Landgraben die Grenze bildet, steht eine Warte, der Landthurm. Auch von diesem kennt man seines Namens Ursprung nicht mehr. Noch weiter nördlich ragt die Bicklinger Warte über einen Bergrücken herüber, welche der letzte Ueberrest des unter den Stiftsgütern genannten jetzt verschwundenen Dorfes Bicklingen ist. Damit wir aber unsere Schilderung nicht schließen, ohne dem Mineralogen auch Unterhaltung gewährt zu haben, so füge ich noch an, daß auf dem Bickenberge, Gernrode gegenüber nach Quedlinburg hin, der auch eine schöne Umsicht bietet, in dessen Kalksteinbruche zuweilen schöne und große Ammoniten gefunden werden. Im Westen von Gernrode ist auch ein Gypsbruch, in welchem nicht blos Fraueneis, faseriger Gyps und ein unter dem Namen Seifenstein bekanntes rauchgraues Fossil, dem Speckstein ähnlich, vorkommt, sondern in welchem man auch Theile als Backenzähne urvorweltlicher Thiere schon gefunden hat. Im Osten umzieht der feinste Sandstein aber das Weichbild, während drei Viertelstunden im Mittag das Gebirge hinauf am Saalsteine der Granit des Ramberges dem Wanderer entgegentritt. So schön die Natur also hier ist, so reich ist sie auch für den, der ihre Schätze versteht. Was Wunder, wenn darum Eisenhardt singt:

Der Stubenberg zeigt uns die schönste Natur,
Das Auge schwelgt dort in Entzücken,
Bald folgt man der immer sich krümmenden Spur
Rings um ihn; in Wäldern, auf Bergen und Flur
Sind Blümchen der Freude zu pflücken.

W. Schönichen.

Gotha.

Mitten in dem Herzen Deutschlands, drei Stunden vom nordöstlichen Fuße des nordwestlichen Thüringerwaldes, in einem weiten, heitern, sanften Hügellande, das, am Thüringerwalde beginnend, von kleinen Flüssen und Bächen bewässert, mit Wiesen und Getreidefeldern gesegnet, mit lachenden Dörfern übersäet, mit kleinen Ebenen durchsetzt, von einigen kleinen Gebirgszügen durchschnitten, sich bis an die Vorberge des fernen Harzwaldes ausdehnt, liegt die Stadt Gotha, deren Häuserreihen aus den reizenden, mit prächtigen Landhäusern geschmückten Garten- und Parkanlagen, die sie von allen Seiten umgeben, freundlich hervorschauen. Wie ein Kind zu den Füßen der Mutter, ist sie am nördlichen Fuße eines 250′ hohen Hügels hingelagert, auf dessen Plateau die Fürstenburg — der Friedenstein — thront, die weithin die fruchtbare Ebene, die eigentliche Kornkammer Thüringens, überschaut. Nicht mit Unrecht trägt diese Ebene den Beinamen „Gottes-Aue," den ihr unsre Vorfahren gaben, denn das Auge verweilt gerne auf ihren gesegneten Fluren, und schwelgt nach allen Himmelsgegenden hin in entzückenden Fernsichten. Gotha, die größte und schönste Stadt aller herzoglich sächsischen Länder, zählt gegen 1300 Häuser mit 14,000 Einwohnern, hat drei große Plätze: den Jakobsplan, den Holzmarkt und den Neu- oder Kornmarkt; der Jakobsplan und der Holzmarkt werden nur durch das Rathhaus und die Schwemme von einander getrennt, und theilen die Stadt in zwei Hälften.

Die Nachrichten über den Ursprung der Stadt sind dunkel und sagenhaft, da man weder genau weiß, woher ihr Name stammt, noch wer sie erbaut hat, und ihre Geschichte ist ziemlich dürftig und charakterlos. Nach Philipp Melanchthon und Andern, die ihm in seinen Vermuthungen gefolgt sind, soll die Stadt von den Gothen erbaut worden sein, die bei Gelegenheit der Verheirathung Amalbergs, der Nichte

Theodorichs des Großen, an den König der Thüringer, Herminfried, mit ihr in das Land gekommen seien, und von diesen den Namen erhalten haben. Man hat sich bei dieser Sage auf die Münzen zu stützen gesucht, die unter dem Namen der „Regenbogenschüsselchen" in der Umgegend gefunden wurden, und gothischen Ursprungs sein sollen, und sich ferner auf das Lamm und den Lindwurm berufen, die man sonst an der alten Jakobskapelle in Stein gehauen erblickte, und die noch heute an der Nordseite des Rathhauses zu sehen sind. Das Lamm sollen die Gothen im Frieden, den Lindwurm im Krieg als Embleme auf ihren Wappen und Fahnen geführt haben, wie folgender Vers bezeugt, der sich neben obigen Steinbildern befindet:

Als man abbrach den alten Thurm,
Daran stund dies Lamm und Lindwurm,
Das Lamm die Gothen geführet han zu Friedenszeiten,
Den Lindwurm wider ihre Feinde in Sturm und Streiten.

Einen andern Vers findet man in Magister Abraham Sauers Städtebuch:

Gotha ein sehr berühmte Stadt,
Von Gothen ihren Namen hat,
Ward ums Jahr Christi aufgericht
Neunhundert zwanzig drei man spricht.

Nur hat sich der Verfasser dieser Zeilen hinsichtlich der Gründung der Stadt durch die Gothen um 400 Jahre geirrt. Allein die glaubwürdigen Geschichtschreiber schweigen davon gänzlich. Andre wollen Gotha von „God aha," d. i. gutes Wasser, ableiten, das in der Umgegend fließt, denn aha oder acha, mit dem lateinischen aqua verwandt, ist ein altdeutsches Wort von derselben Bedeutung, und alle Städtenamen, die sich auf ah, a, ach endigen, deuten auf eine wasserreiche Gegend. Dies war aber bei Gotha gerade nicht der Fall; denn ihr Wasserbedarf mußte künstlich in die Stadt geleitet werden. Auch den Aebten des Stiftes Hersfeld, Megingoz oder Meingoth und Gotthardt hat man die Erbauung der Stadt zuschreiben wollen; wer aber möchte sich wohl die verlorene Mühe geben wollen, einiges Licht in diese Nacht der Sagen zu bringen, und sie auf eine historische Basis zurückzuführen?

Gotha war, wie fast alle andern Städte Deutschlands, ein Dorf, und gehörte zum Stifte Hersfeld, dem es von Heinrich dem Vogelsteller oder von einem seiner Vorfahren geschenkt worden war.

Als der Apostel der Thüringer, Bonifacius, das Land durchreiste, war es noch nicht vorhanden, obgleich ein Lebensbeschreiber dieses Heiligen behauptet, daß schon Karl der Große einen von den vier Dingestühlen des Landes nach Gotha verlegt habe. Eben so sagenhaft ist ferner, daß die thüringischen und meißnischen Stände

unter der Regierung Ludwigs des Frommen im Jahre 830 in „Gotha villa“ einen Landtag gehalten haben. Die Gründung des Dorfes fällt aller Wahrscheinlichkeit nach nicht früher als zu Anfang des zehnten Jahrhunderts, und erst der Abt Meingoth von Hersfeld erhob es zum Range einer Stadt, indem er es mit einer Mauer umgab, was um das Jahr 933 geschah. Die Worte des Chronisten:

„Zu der Zeit liesse auch der Abt von Hersfeld das Schloß Wassenburg erbauen, um der Güter seines Stifts willen, so darumb lagen, und danach auch die Stadt Gotha.“

in denen der Abt Meingoth als wirklicher Erbauer genannt wird, sind nur in dem oben genannten Sinn zu verstehen. Einer seiner Nachfolger, der Abt Gotthardt, der 1038 als Bischof von Hildesheim starb, vergrößerte die Stadt durch Hinzuziehung mehrerer Dörfer nach Osten. Der Anbau wurde die Neustadt genannt, wie der Name Neumarkt noch jetzt bekundet. Er wurde in der Folge der Schutzheilige Gotha's, und sein Bildniß, in Stein gehauen, steht noch heutiges Tages auf dem Brunnen am Rathhause, so wie in dem Wappen der Stadt und in den Siegeln des Magistrats sein Andenken erhalten wird. In Urkunden kommt Gotha zum ersten Male im Jahre 1109 vor, als Renifried, ein Edler, dem Kloster Reinhardsbrunn das Dorf Tröchtelborn zum Geschenk machte, und darin wird es Gotaha geschrieben.

Von da an wird die Geschichte der Stadt etwas zuverlässiger, aber nichts weniger als interessant und bedeutend. Landgraf Ludwig I. erbte von den Grafen von Gudensberg die Schutzvoigtei über das Stift Hersfeld, und er, wie seine Nachfolger, die sich jedoch nur selten in Gotha aufhielten, übten Hoheitsrechte über die Stadt aus. Daselbst starb 1215 der Landgraf Hermann I. Sein Sohn Ludwig IV. und dessen Gemahlin Elisabeth, „die Heilige“ genannt, machten sich durch Stiftungen und Schenkungen um die Stadt verdient. An den Unruhen, die sich nach Heinrich Raspes Tode in Thüringen ereigneten, nahm die Stadt keinen Antheil. Sie hatte die Oberherrschaft des Markgrafen von Meißen, Heinrich des Erlauchten, anerkannt, hatte damals schon eine völlige städtische Verfassung, verschiedene Kirchen und Kapellen in und außer der Stadt, und eine Münze, die Heinrich daselbst anlegte. Er machte ferner die Stadt zum Sitz des ersten der vier Dingestühle des Landes, und Graf Herman von Henneberg hielt daselbst 1255 und 1256 Landgericht. Unter der Regierung Friedrichs des Gebissenen geschah nichts Merkwürdiges für Gotha, da es sich nicht um seine Kriege und Fehden mit den aufrührerischen Städten Nordhausen, Erfurt und Mühlhausen kümmerte. Nach seinem Tode bekam seine Wittwe, Elisabeth, Gotha mit dem umliegenden Bezirk zu ihrem Leibgedinge, und wohnte daselbst über 30 Jahre, wenn auch fortwährend in Streitigkeiten mit ihrem Sohne Ludwig dem Strengen begriffen, der die Stadt wegen ihrer befestigten Lage gern an sich bringen wollte. Sie nannte sich eine Frau von Gotha, stiftete viel Gutes und starb daselbst 1359 zehn Jahre nach

dem Tode ihres Sohnes. Ihr Leichnam wurde von Gotha in das Predigerkloster nach Eisenach gebracht. Um diese Zeit wurde Thüringen von dem schwarzen Tod heimgesucht, und da man allgemein die Juden beschuldigte, daß sie die Brunnen vergifteten, so wurden ihrer viele Tausende in Gotha, Herbsleben und andern Orten erschlagen und verbrannt. Auch richteten die sogenannten Geißler oder Kreuzbrüder, die sich zu Tausenden versammelten und singend und predigend in Städten und Dörfern umherzogen, viel Unheil an. Auf dem Kopfe trugen sie einen Hut, an welchem ein rothes Kreuz befestigt war, und der das ganze Gesicht bedeckte. Ihr Rücken und der hintere Theil ihres Leibes, den sie fortwährend bis auf das Blut geißelten, war völlig entblößt.

Landgraf Balthasar I. hielt sich öfter zu Gotha auf, und da es um diese Zeit einen großen Mangel an Wasser hatte, ließ er von der über Finsterbergen, nahe am höchsten Gebirgsrücken des Thüringerwaldes entspringenden Leina, welche zwischen den Dörfern Leina und Hörselgau den Namen „Hörsel" annimmt, einen Kanal von Schönau vor dem Walde an über Gotha bis zur Nesse hinter Goldbach graben, der ebenfalls den Namen „die Leina" erhalten hat. Die Gothaer empfanden darüber großen Aerger, da die Anstalten mit vieler Mühe und Unkosten verknüpft waren. Die sichre Nachricht über diese Wohlthat, die dieser Fürst der Stadt erwies, gründet sich, da die darüber im Elisabethenkloster in Eisenach vorhandenen Urkunden im Bauernkriege verloren gegangen sind, nur noch auf eine einzige Inschrift, die sich an der Nordseite der Bergmühle befindet und folgendermaßen lautet:

Anno Domini MCCCCLXIX Landgr. Balthasar introduxit aquam Linom in Gotham . . . .

Zum fernern Besten Gothas und der andern thüringischen Städte untersagte Landgraf Balthasar 1379 alle sogenannten Kretschmar- und Schenkhäuser, die ehedem nicht vorhanden waren, und befahl vorzüglich dem Stadtrath Gothas, darauf zu sehen, daß kein andres Bier eingelegt, als das in der Stadt selbst gebraut würde. Zu seiner Zeit blüheten daselbst schon Künste, Handel und Handwerker; unter den letztern vorzüglich Schneider und Drechsler.

Interessanter als bisher wird die Geschichte Gothas zur Zeit der Grumbachischen Händel und unter den Fürsten, welche auf dem Friedenstein residirten, wovon weiter unten die Rede sein wird. Treten wir jetzt eine Wanderung durch die Stadt an.

Das Erste, wonach wir uns umsehen, sind alterthümliche Gebäude; aber wir wenden umsonst die Blicke nach allen Richtungen und forschen vergebens in allen Winkeln umher: Gotha hat deren gar keine. Die Stadt, wie sie jetzt steht, verräth durch Nichts, daß sie im Mittelalter erbaut ist und die Romantik desselben durchlebt hat, im Gegentheil sieht sie so nüchtern und modern aus, daß man behaupten möchte, ihr Ursprung datire aus dem 16ten oder 17ten Jahrhundert. Auch fehlt ihr die schönste Zier, durch die sich eine

Stadt schon aus der Ferne ankündigt: hohe imposante Thürme. Sie hat deren nur zwei, den Thurm der St. Margarethen- oder Neumarktskirche und den Rathhausthurm. Der letztere ist nicht hoch. Indessen ist bei allem Alterthum der Stadt ihr modernes Aussehen kein Wunder, wenn man an die großen Feuersbrünste denkt, die sie betroffen haben. Schon 1207 wurden die meisten Häuser in Asche gelegt, so daß man von einem Thore zum andern sehen konnte. Gleiches Unglück hatte sie im Jahre 1545, wo abermals 300 Häuser in Rauch aufgingen, und zu wiederholten Malen brannte sie 1632, 1646 und 1665 fast gänzlich ab. Was die Belagerung an alterthümlichen Gebäuden verschont hatte, ging durch diese Brände unter, und was nach diesen noch stehen blieb, verschwand als man die Festungswerke abtrug.

Gotha hat sieben Kirchen, in denen jeden Sonntag Gottesdienst gehalten wird. Am westlichen Ende der Stadt liegt die Augustinerkirche, mit dem Gymnasialgebäude verbunden, und früher mit demselben ein Kloster bildend, das von den Mönchen des Einsiedlerordens des heiligen Augustin um das Jahr 1258 gegründet wurde. Im Jahre 1521 predigte Dr. Martin Luther auf seiner Reise nach Worms in derselben, und zu Folge einer Sage soll der Teufel im Giebel gesessen, mehrere Steine aus der Mauer gerissen und sie nach dem Glaubenshelden geschleudert haben, „was, wie der Chronist sagt, in der Versammlung eine große Furcht erreget." 1525 wurde das Kloster wegen der Reformationsstreitigkeiten von den Mönchen geräumt, und als man mit mehrern Altären auch den des heiligen Sebastian wegschaffte, dem zu Ehren daselbst eine Brüderschaft gestiftet wurde, fand man hinter demselben an der Wand die Verse:

M., C. quadratum, LX quoque duplicatum,
Oraps peribit et Huss Wiclef que redibit,

die mit feinen schwarzen Buchstaben geschrieben waren, und von einem Hussiten herrühren sollten. Die darin enthaltene Prophezeihung ist richtig eingetroffen, da im Jahre 1520 die Reformation wirklich hier eingeführt wurde. Unter der Regierung Herzog Friedrich I. wurde sie zum Theil abgebrochen und nach der Stadt zu erweitert und erhielt den Namen: Salvatorkirche, der jedoch nicht in das Volk überging. Das Aeußere der Kirche ist unscheinbar, ohne Portal, ohne Thurm, mit einem hohen, abschüssigen Ziegeldach und in einem Styl aufgeführt, der ein schlechtes Zeugniß von dem Geschmack des Erbauers gibt. Das Innere, bisher aus rohen, von der Zeit geschwärzten Brettern bestehend, hat im vorigen Jahre ein freundlicheres Ansehen gewonnen. Der Chor ist erweitert, die Orgel von Grund aus neu erbaut, und Decke, Emporkirchen und Betstühle weiß angestrichen und mit passenden Verzierungen geschmückt worden. Die Kanzel und der Fürstenstand sind mit schönen Holzschnitzereien verziert, die Wände mit den Bildnissen mehrerer Pfarrer behangen, unter denen auch das des ersten hiesigen lutherischen Superintendenten

Myconius zu finden ist. Allein sie verdienen in künstlerischer Hinsicht eben so wenig die Aufmerksamkeit des Beschauers, als das Altarbild: den Pharisäer und Zöllner im Tempel darstellend, und die andern kleinen Bilder und Reliefs hinter demselben. Nördlich und unmittelbar an die Kirche stoßen die ehemaligen Klostergebäude, in die man durch einen düstern Kreuzgang gelangt, der einen offenen, viereckigen Raum einschließt. In der Mitte desselben steht ein einfaches, von vier Lebensbäumen überschattetes Denkmal des Generalsuperintendenten J. J. Löffler. Ueber eine steinerne Treppe gelangt man in das obere Stock, in welchem sich die freundlichen Lehrsäle des Gymnasiums und ein reichhaltiges physikalisches Kabinet befinden. Das Gymnasium, im Jahre 1524 gegründet, war lange Zeit hindurch eine Musteranstalt für ähnliche Deutschlands; seine Blüthenzeit scheint vorüber zu sein. Im untern Stock sind die Bürgerschulen und die sehr bändereiche Schulbibliothek; in dem daranstoßenden Seitengebäude befinden sich die Wohnungen des Inspektors und Direktors.

Von der Augustiner- wenden wir uns zur Margarethenkirche, die am nordöstlichen Theile der Stadt liegt, und unstreitig die älteste Pfarrkirche Gothas ist. Der heilige Gotthardt soll sie erbaut haben, als er, wie oben schon erwähnt wurde, die Stadt vergrößerte und die Jakobskapelle — die auf dem Jakobsplan zwischen dem Rathhaus und dem Gasthof zur Schelle stand — die Einwohner nicht mehr fassen konnte. Durch die oben angeführten Feuersbrünste ist sie mehrmals beschädigt und 1646 gänzlich zerstört worden. Von ihrer ursprünglichen Gestalt ist nichts mehr zu sehen, als vielleicht noch ein schönes im reinsten gothischen Styl erbautes Portal, zu dessen beiden Seiten sich sechs Nischen befinden, in denen wahrscheinlich Heiligenbilder gestanden haben. An einer derselben erblickt man das bis jetzt noch nicht entzifferte Monogramm ihres Erbauers. Ueber dem Portal erhebt sich ein hoher viereckiger Thurm mit einer Kuppel in Gestalt einer Glocke. Die Kirche, wie sie jetzt besteht, ist ringsum mit Strebepfeilern umgeben und in einem gefälligern Styl erbaut, als die Augustinerkirche. In ihrem Innern hat sie ein heiteres Ansehen. Die Freskomalereien auf weißem Grund an der Decke prangen noch in aller Farbenfrische. Die Felder der Emporkirchen schmücken Bilder aus der biblischen Geschichte. Hinter dem Altar steht die Büste Bernhards des Großen, welcher zu Breisach starb, und dessen Leiche bei der Durchführung nach Weimar daselbst niedergesetzt wurde; daneben befindet sich sein Lebenslauf in lateinischer Sprache. Ein Brustbild desselben, in Oel gemalt, hängt auf der obersten Emporkirche links vom Chore. Herzog Ernst der Fromme bestimmte diese Kirche zum Begräbnißort seiner Familie. Er und seine Gemahlin ruhen in einem Gewölbe hinter dem Taufstein, und außer ihm sind seine Prinzen und Prinzessinnen darin beigesetzt; — Friedrich III. und seine Gemahlin ruhen ebenfalls darin.

Außer diesen beiden Hauptkirchen sind noch zu erwähnen: die St. Katharinen- oder Gottesackerkirche, die nordwestlich von der Stadt auf dem alten Gottesacker gerade auf dem Platze erbaut

ist, wo sonst das Kloster der Benediktinerinnen „zum heiligen Kreuz" stand, das zu Ehren der heiligen Katharina erbaut war. Sie ist ein hölzernes, viereckiges, innen wie außen schmuckloses Gebäude, das von Herzog Ernst dem Frommen errichtet und von Friedrich II. der Garnison eingeräumt wurde, wovon es den Namen Garnisonkirche erhielt. Ferner:

Die Kirche zum Hospital Maria Magdalena, das von Ludwig IV., nach Einigen von seiner Gemahlin, der heiligen Elisabeth, gestiftet sein soll. Wenigstens ist sie es gewesen, die dem Hospital die Erlaubniß vom Papst auswirkte, eine Kirche zu bauen, einen besondern Gottesacker zu wählen und einen eignen Pfarrer zu halten. Das Hospital war eine Commende des Lazaritten-Ordens, der in der großen Erfurtergasse eine Wohnung hatte und für die Armen sorgen mußte. Es hatte große Besitzungen und Einkünfte. 1541 wurde das alte Hospital abgerissen, und nach Bewandniß des damaligen schlechten Vermögens von Neuem wieder aufgeführt. Es liegt am Ende des Markts im Brühl, dem Königssaal gegenüber. Der Bau des jetzigen Hospitalgebäudes wurde 1716 angefangen und im folgenden Jahre vollendet. Die darin befindliche Kirche ist klein und schmucklos.

Die Stifts- oder Waisenhauskirche befindet sich nach der Mönchelsgasse hinaus in dem hintern Theil des Waisenhauses. Herzog Friedrich II. ließ sie 1710 errichten, wobei sie den Namen der Heiligengeistkirche erhielt.

Die kleinste aller vorhandenen Kirchen ist die Friedrichskirche beim Siechhofe an der Straße nach Erfurt. Eine alte Kapelle, die sonst auf dem Platze stand, ließ Herzog Friedrich II. niederreißen, und 1712 an die Stelle eine neue in der Gestalt eines Andreaskreuzes aufbauen.

Von der Kirche im Friedenstein wird weiter unten am betreffenden Orte geredet werden.

Von den Kirchen wenden wir uns zu den andern Gebäuden, unter denen das alte Rathhaus, das am meisten bemerkenswertheste ist. Es liegt in der Mitte der Stadt am untern Ende des Holzmarkts, den es, wie schon bemerkt, vom Jakobsplan trennt. Seiner ersten Bestimmung nach war es ein Kaufhaus, aus Holz aufgeführt, das 1555 niedergerissen wurde. Im Jahre 1564 wurde der Grund zu einem neuen Gebäude gelegt, welches später Ernst dem Frommen und seiner Familie, ehe der Bau des Friedensteins vollendet war, von 1641—1646 zum Wohnsitz diente. In dem großen Brande von 1665 hatte es das Schicksal vieler andern Häuser; im folgenden Jahre wurde es in seiner jetzigen Gestalt aufgeführt. An der Südseite erhebt sich ein plumper Thurm, über dessen Eingang sich das in Messing halb erhabene Bildniß des heiligen Gotthardt befindet. An der nördlichen Seite über der Rathswage befinden sich die schon oben erwähnten Wappen der Gothen, das Lamm und der Lindwurm, zwischen beiden das in Stein gehauene große sächsische Wappen und darüber eine Schlaguhr. Auf dem Giebel steht ein eisernes Bild,

wahrscheinlich ein Roland, der, so oft die volle Stunde schlägt, sein Schwert über die Stadt zückt. Das Gebäude besteht aus einem Erdgeschoß und zwei Stockwerken. Im ersten sind die Zimmer der städtischen Verwaltungsbehörden, und dahinter ein großer Saal mit dem in Stein gehauenen und mit Farben angemalten Brustbild Kurfürst Augusts. Ihm gegenüber hängt ein Bild: die Belagerung Grimmensteins, aber von so dürftiger technischer Anlage und Ausführung, daß man weder von der Stadt, noch von dem Schloß, wie es damals aussah, einen nur halbweg deutlichen Begriff bekommt. Im obern Stock sind die Locale des Stadtgerichts.

Schief gegenüber dem alten Rathhause, an der Ecke des Marktes und der kleinen Erfurtergasse, liegt das neue Rathhaus, eigentlich das älteste der Stadt, da bis 1665 darin die Sitzungen des Raths gehalten wurden. Gegenwärtig ist es das Local der Handlungsschule, und bis vor Kurzem befand sich das Büreau der Feuerversicherungsbank im ersten Stock. In der Mitte des Gebäudes, auf der Seite nach dem Markt zu, steht in einer Mauervertiefung das steinerne Bild eines Mannes, der zwei herzueilenden Kindern Semmeln darreicht. Es ist allgemein als das Denkmal eines reichen Mannes bezeichnet worden, der in der großen Theuerung von 1433—1438 sich vorzüglich der Hungernden angenommen haben soll.

Das Haus an der Ecke des Marktes, der Bergmühle gerade über, ist das Lucas Cranachs, wie aus dem daran befindlichen Wappen und seinem Monogramm: die geflügelte Schlange mit der Krone, zu sehen ist.

In der großen Erfurtergasse liegt das große vier Stockwerk hohe steinerne Zucht- und Waisenhaus, sonst auch Irrenhaus. Herzog Friedrich II. ließ es aus einem schon vorhandenen Hause einrichten, und die Waisenkinder darin aufnehmen, die sich jedoch schon seit langer Zeit nicht mehr darin befinden, sondern Landleuten in Kost und Pflege gegeben werden. Jetzt dient das Gebäude nur noch als Zucht- und Correctionshaus, da auch die Irrenanstalt daraus entfernt ist. Von der Kirche ist oben geredet worden. Dies sind die vorzüglichsten Gebäude Gothas.

Wenden wir uns von diesen durch eine, sei es welche der zahlreichen Straßen, so gelangen wir unmittelbar am Ende derselben in die Promenaden. Die hohen Wälle, die sonst die Stadt von allen Seiten umgaben, sind abgetragen, die tiefen Gräben ausgefüllt worden, und an ihre Stelle sind die zahlreichen Gärten mit ihren freundlichen Häusern und die Linden- und Pappelalleen entstanden, die die Stadt rings umgürten, und ihr ein so heiteres Ansehen verleihen. In den Anlagen östlich von derselben, zwischen der Schwabhäuser- und Mönchelsgasse, stoßen wir auf ein Gebäude von den grandiosesten Dimensionen, auf einen Tempel, den der Kunst- und Schönheitssinn unsres jetzt regierenden Herzogs der dramatischen Muse erbauen ließ: auf das Hof-Theater. Es steht auf der Stätte der alten städtischen Brauhäuser, ein ewiges Denkmal dessen, der die Idee zum Aufbau erschuf, so wie dessen, der sie in Stein verwirklichte. Die schönen

ebenmäßigen, im richtigsten Verhältniß zu einander stehenden Formen, machen auf das Gemüth des Beschauers die imposanteste Wirkung. Die Grundform des Gebäudes besteht in einem Parallelogram von 150′ Länge und 50′ Breite. An die schmalen Seiten desselben schließen sich die langen zweier andern Parallelogramme, jedes von 112′ Länge und 37′ Breite. Mit dem einen derselben ist noch die Hälfte einer Kreisfläche verbunden, welche im untern Stock durch neue Thüren das Hauptvestibulum bildet. Daselbst befindet sich die Theaterkasse und die Haupttreppe, die in das Auditorium und in das obere Stock der halben Kreisfläche führt, in deren Niveau der Foyer, ein mit den prächtigsten Decorationen geschmückter Saal, und das Büffet für den Hof angebracht sind. Das an diese halbrunde Figur stoßende kleine Parallelogramm enthält im untern Stock eine bedeckte Anfahrt für Wagen, eine kleine mit dem Haupteingang in Verbindung stehende Halle, die Wohnung des Restaurateurs und die Eingänge zu dem Keller, im obern Stock einen Probesaal, einen Salon für den Hof nebst Vorzimmer, Küche und Retirade. Das Hauptgebäude — das größere Parallelogramm — enthält die Bühne und das Auditorium, welches außer dem Orchester in einem Parterre, zwei Logenreihen und einer Gallerie besteht. Das Haus ist auf 1000—1200 Personen berechnet. Das Innere ist äußerst glänzend, ja prachtvoll zu nennen. Ueber dem Auditorium wölbt sich ein Plafond mit reichvergoldeten Tragsteinen, und die rothen und blauen Felder desselben, mit Arabesken verziert, machen beim Glanze des Lüstres von 33 Lampen einen wohlthuenden Eindruck auf das Auge. Die Brüstungen der Logenreihen sind mit reichvergoldeten Arabesken, die der Gallerie mit weißen und vergoldeten Säulen geschmückt. In der Mitte des ersten Ranges liegt die mit rothem Sammt ausgeschlagene und mit Goldstickereien decorirte herzogliche Loge, so wie im Proscenium zwei dergleichen kleinere ebenfalls mit reicher Ausschmückung. Die Bühne ist 65′ 4″ breit und 67′ tief, die Prosceniumsweite beträgt 33′ 4″. — Auf der östlichen, der Hauptseite des Gebäudes, befindet sich im untern Stock eine Gallerie, aus Arkaden gebildet, die einen Hülfsausgang für das Parterre, den Eingang unter die Bühne und auf dieselbe enthalten. Im obern Stock eröffnet eine Halle mit zwölf freistehenden Säulen römisch-dorischer Ordnung das Gebäude. In den Füllungen der zwischen denselben befindlichen Sockeln sind die Namen der vorzüglichsten deutschen dramatischen Dichter, Componisten und Schauspieler angebracht, als: Schiller, Göthe, Kotzebue, Gluck, Mozart, Winter, Beethoven, Weber, Benda, Gotter, Eckhof und Iffland. Auf der westlichen Seite befindet sich ein Anbau, ebenfalls mit einem Hülfsausgang für das Parterre u. s. w. In dem auf der schmalen, nördlichen Seite des Hauptgebäudes befindlichen kleinen Parallelogramm ist im untern Stock gelegen: die Wohnung des Theaterinspektors, des Theaterdieners, die Werkstätte für den Theaterschneider, die Lampistenstube und die Statistengarderoben; das obere Stock, welches unmittelbar mit der Bühne in Verbindung steht, enthält ein Conversationszimmer — durch welches, wenn Fernsichten erfordert

werden, die Bühne noch um 30′ verlängert werden kann — nebst den Ankleidezimmern für das männliche und weibliche Personal.

Sämmtliche Fenster, Thüren und Arkaden des Gebäudes sind oben mit einem Halbkreis geschlossen, und die Ecken, so wie die runden Partien, sind mit Pilastern römisch-dorischer Ordnung verziert. Die Dächer sind mit Schiefer gedeckt und mit passenden Akrotherien geschmückt, und endigen in Frontons, deren Felder mit die Tragödie, Comödie, Musik u. s. w. darstellenden Freskogemälden decorirt werden sollen. Zwischen den Eingängen der runden Partie ist das sächsische Wappen in einzelnen Schildern angebracht. Das ganze Gebäude besteht aus Kalkstein, die Sockeln, Fenster und Thürgewände aus Seeberger Sandsteinen, und wurde innerhalb 3 Jahren vollendet. Die Zeichnung dazu lieferte der eben so talent als geschmackvolle Hofbaumeister Eberhardt jun. Während der Wintermonate werden darin von den Mitgliedern der seit 1827 bestehenden Hoftheater-Gesellschaft Vorstellungen gegeben. Der Platz vor und neben dem Theater gehört zu den schönsten der Stadt, er grünt und blüht in zahlreichen Blumenbeeten, und auf der Stelle, wo sonst die alte baufällige Kaserne stand, plätschern die Wasser einer Fontaine, die den Reiz der Gegend noch mehr erhöht. Ihr gerade gegenüber liegt das im vorigen Jahre neu errichtete, äußerst geschmackvolle Gebäude der Feuerversicherungsbank. Dahinter in Form eines Herzes der Schwanenteich, und über demselben, unmittelbar an der Chaussee, die im römischen Styl erbauten und ringsum mit Reliefs verzierten Wachhäuser, in deren einem sich das herzogliche Rentamt, in dem andern die Wohnung des obersten Beamten befindet.

Wandern wir an dem sogenannten Erfrischungshause vorüber, in welchem ein Kaltwasser- und ein russisches Dampfbad eingerichtet ist, und den neuen Theaterweg hinauf, so stehen wir auf einer Terrasse, und blicken in den Orangeriegarten hinab, dessen Bäume eben in vollster Blüthe stehen, und die Luft mit ihrem Geruche durchwürzen. Dieser Garten, der Stolz, die Perle Gothas, ist einer der größten Deutschlands, reich an seltenen Gewächsen, und an schönen Sommerabenden der beliebteste Versammlungsort der gothaischen schönen Welt. Zu beiden Seiten desselben stehen die Gewächshäuser, die wohleingerichtetsten und besten in ihrer Art, welche von Friedrich III. neu aufgeführt wurden, da die früheren, so wie ein großer Theil der Orangerie, durch eine Feuersbrunst zerstört worden waren.

Oestlich darunter, jenseits der Chaussee, liegt das herzogliche Lustschloß Friedrichsthal, ein pavillonartiges Gebäude von zwei Stockwerken, der Sommeraufenthalt der verwittweten Herzogin Caroline Amalia. Es wurde von Herzog Friedrich II. erbaut, erhielt später durch einen Anbau zu beiden Seiten seine jetzige Gestalt, und soll in der Form einige Aehnlichkeit mit Versailles haben. Auf dem Vorplatz, der nach dem Orangeriegarten zu mit einem eisernen Gitter verschlossen und zu beiden Seiten mit hohen Pappeln umgeben ist, stehen zwei Springbrunnen. Der Eingang zum Hauptgebäude besteht aus einem mit Säulen verzierten Portal. Im Innern auf der Treppe

erblickt man ein sehr großes Gemälde, auf welchem Peter d. G. zu Pferde dargestellt ist. Die Zimmer, darunter ein Saal ringsum mit Spiegeln bedeckt, sind mit kostbar durchwirkten Tapeten ausgeschlagen und mit zum Theil werthvollen Bildern behangen. Hinter dem Hause ist ein Garten mit düstern, schattigen Alleen zu beiden Seiten, in der Mitte mit grünen Rasenplätzen, prangenden Blumenbeeten und einer Fontaine. Am Ende des Gartens erhebt sich ein in seiner Art seltenes, im ächtesten Roccocostyl erbautes Gebäude: die Grotte, mit einem glatten Dach. Das Innere des Gebäudes mag einst prachtvoll gewesen sein und einen reizenden Anblick gewährt haben, wenn die Wasser darin sprangen, die aus den Wänden, dem Boden, der Decke, aus allen Winkeln hervorspritzten. Der Fußboden ist mit buntem coburgischen Marmor ausgelegt, die Wände, mit Delphinen, Nereiden und Tritonen verziert, sind aus Muscheln, bunten Steinen, Glasstückchen und Erz zusammengefügt; allein alle diese Herrlichkeiten haben jetzt ein trauriges Ansehen. Die Bekleidungen der Wände sind schon zum Theil herabgefallen, die Wasserbehälter, in denen Goldfische spielten, verschüttet, und die Götter, die die Strahlen ausströmten, verstümmelt. An eine Wiederherstellung des wunderlichen Gebäudes ist um so weniger zu denken, da unsre Zeit für dergleichen theure Spielereien keinen Sinn mehr hat. Rechts vom Friedrichsthal, ihm schief gegenüber, liegt das Winterpalais der Herzogin Wittwe. Zur Rechten der Terrasse, von welcher man die eben genannten Gebäude übersieht, blickt aus dem Grün eines Boskets der Thurm und das Dach eines andern Gebäudes hervor, das kurzweg das Schlößchen genannt wird. Herzog Ernst II. ließ es für seine Gemahlin Charlotte Amalie erbauen, die nach seinem Tode (1804) Gotha verließ und nach Rom ging, woselbst sie erst vor wenigen Jahren starb. Gegenwärtig ist es unbewohnt. Unmittelbar daran vorbei führt ein dunkler schattiger Weg in die Alleen der Vorstadt, an deren äußerstem Ende man das Palais des Prinzen August, des Bruders Ernst II., erblickt. Es hat merkwürdige, traurige Schicksale gehabt. Am 10. Februar 1825 starb darin Herzog Friedrich IV., dem es während seiner ganzen Regierung zum Wohnsitz gedient hatte, und mit ihm erlosch der Fürstenstamm. Am 26. Januar 1838 entstand darin eine Feuersbrunst, welche höchst wahrscheinlich in Folge des großen Schreckens der Herzogin Maria von Würtemberg, gebornen Prinzessin von Orleans, Tochter Ludwig Philipps Königs der Franzosen, die es gerade mit ihrem jungen Gemahl bewohnte, das Leben kostete. Die obern Gemächer sind gänzlich ausgebrannt, die untern unbewohnbar gemacht worden. Das Haus im ächt römischen Styl und im Jahr 1784 erbaut, besteht aus einem Stockwerk und aus einem Halbgeschoß. Eine breite steinerne Treppe führt zu drei großen arkadenartig gewölbten Thüren, durch diese ins Innere und rechts in einen großen 50′ langen Saal, dessen Wände mit künstlichem Marmor von verschiedener Farbe bekleidet sind. In neun Feldern sind die lebensgroßen Figuren der neun Musen en basrelief zu sehen. Hinter dem Gebäude ist ein Garten mit einem großen

Teich, und in einiger Entfernung davon steht ein Denkmal mit zierlich gearbeiteten Hautreliefs aus der griechischen Mythologie und Geschichte, von der Hand des geschickten hiesigen Bildhauers, des Professors Rathgeber. Neben dem Hauptgebäude steht ein andres, welches für Besuche fürstlicher Personen eingerichtet ist.

Verlassen wir nun den ausgebrannten Fürstenbau und wandeln die Doppelallee hinan, über den Platz wo jährlich der Wollmarkt gehalten wird, an der herzogl. Reitbahn und den dabei befindlichen Stall- und Wirthschaftsgebäuden vorüber, so betritt unser Fuß eine große, halbrunde, rings mit Gebüschen umzäunte Fläche, die sich am Fuß eines Hügels ausdehnt. Auf dem Plateau desselben liegt

Der Friedenstein.

Zu beiden Seiten des Hügels führen breite Fahrwege auf die Terrasse, die sich nach allen Seiten des Schlosses in beträchtlicher Breite erstreckt. Aber wir können nicht so schnell darüber hinwandeln, denn unser Blick ist gefesselt von dem nach allen Himmelsgegenden sich ausbreitenden Panorama. Nach Süden ist die Aussicht durch die hohen Pappeln des herzoglichen Parks, hinter denen die blauen Berge des Thüringerwaldes auftauchen, etwas beschränkt; erst südöstlich wird sie freier, und ein stattlicher Bau blickt von der Höhe des Seeberges zu uns herüber: die Sternwarte. Sie wurde von Herzog Ernst II. im Jahre 1788 nach einer Zeichnung des Herrn von Zach und nach dem Muster der Ratoliffschen Sternwarte zu Oxford angefangen und mit dem Ausgang des Jahres 1791 vollendet. Das Gebäude, wie es in diesem Augenblick noch besteht, — denn ein Flügel ist schon vor längerer Zeit wieder abgetragen — ist ein Rechteck mit einem Ausgang nach Süden und Norden und von den schönsten Quadern aufgeführt. Es ist reich an den seltensten Instrumenten und im Auslande berühmt durch Namen: wie v. Zach, Enke, v. Lindenau und Hansen, unter dessen Leitung die Anstalt gegenwärtig steht. Rechts von der Sternwarte im Hintergrunde werden die alten Bergschlösser: Wachsenburg und Mühlberg sichtbar. Nach Westen wird die Aussicht reicher und dem Auge geschieht volle Genugthuung. Bald überfliegt es die Gebirgskette des Thüringerwaldes, der hier einen Theil des Horizonts schließt, haftet an dem Riesenwächter des Landes, am Inselsberg, oder ruht auf freundlichen Dörfern und schattigen Hainen. Bald sucht und entdeckt es das idyllisch gelegene Schnepfenthal am Fuße des Geizenberges, und eilt sodann am Schlosse Tenneberg vorüber, an dessen Fuße das betriebsame Waldstädtchen Waltershausen liegt. Nordwestlich von der Höhe des Galgenberges herab grüßt der Arnoldisthurm und dahinter winkt uns ein Hain: der Krambberg, in seine schattige Kühle, der in den Sommermonaten jeden Montag von den Städtern zahlreich besucht wird. Nach Norden blicken wir gerade auf die Stadt und in das stets rege Leben des

großen Marktplatzes. Hinter derselben ragen die Dächer des Schützenhofes empor, wo jährlich ein solennes Vogel- und Scheibenschießen gefeiert wird. Weiter hinaus schweift das Auge über Dörfer hinweg, darunter Bufleben mit seiner berühmten Saline: Ernsthalle, bis es sich nach und nach in der Perspektive des Landschaftsbildes verliert, das in weitester Ferne der Harz einrahmt. Die Aussicht nach Osten ist der nach Norden ziemlich gleich, aber nicht minder entzückend. Hier im nächsten Vordergrunde der schon genannte Orangengarten mit dem Friedrichsthal, dahinter die neuerbaute Kirche zu Siebleben mit ihrem römischen Thurm, rechts seitwärts die bewaldeten Kuppeln des großen Seebergs, links mitten im Felde der Lustort Kindleben, dessen rothe Ziegeldächer aus der Nacht düstrer Linden hervorblicken, und hinter allen diesen der Ettersberg bei Weimar, der auf dieser Seite die Scene schließt. Dieses Rundgemälde bei heitrer Morgen- oder Abendbeleuchtung gesehen, ist mit allem Zauber romantisch-idyllischer Poesie übergossen, und von der befriedigendsten Wirkung.

Gehen wir jedoch jetzt zu einer nähern Betrachtung und Beschreibung des Schlosses selbst über. Es ist ein colossales Viereck, das nach der Stadt zu aus einem vierstöckigen Gebäude von 330′ Länge und 71′ Fuß Tiefe besteht, an welches rechtwinklich zwei dreistöckige Flügel, jeder von 270′ Länge und 51′ Tiefe stoßen, die in kugelförmig überbauten, vorspringenden, viereckigen und in der Form ungleichen Pavillons von 141′ Höhe endigen. Nach Süden zu ist dieses grandiose Quadrat durch einen Bogengang geschlossen, dessen Platform mit Kupfer gedeckt ist. Auf dem Vordergebäude in der Mitte stand sonst ein schöner Thurm, der aber aus Furcht, das Gebäude möchte unter dem schweren Druck desselben leiden, zu Ende des vorigen Jahrhunderts abgetragen wurde. Dadurch ist das Verhältniß gestört, und das einförmige allzuhohe Dach macht eben keinen günstigen Eindruck und gibt dem Pallast ein kasernenähnliches Aussehen. Und wenn auch daran das Bestreben sichtbar ist, sich von dem verdorbenen, halb italiänischen halb französischen Baustyl dem 17ten Jahrhunderts ab- und einem edlern zuzuwenden, so besteht sein einziger Vorzug doch mehr in seiner imposanten Größe, als in seinen gefälligen Formen. An ihm scheint sich der schlichte, einfache Sinn, die ganze Denk- und Handlungsweise seines Erbauers verwirklicht zu haben, und nicht mit Unrecht möchte ich ihn die in Stein aufgebaute Idee des Protestantismus nennen, dem Ernst der Fromme, vom Volke nur „Bet-Ernst“ genannt, mit Leib und Seele zugethan war. Im Jahr 1643 am 26. October fing er den Bau des Friedensteins an, wozu ihm seine Brüder die Summe von 60,000 Thaler bewilligten, und setzte ihn mit rüstigem Muthe auch im folgenden Jahre fort, als der schwedische General Banner mit seinen Schaaren durch Gotha zog, und es in wenig Tagen um 50,000 Thaler brandschatzte. Im Jahre 1646 verließ Herzog Ernst das Rathhaus, das er vom Anfall des Landes an ihn bis dahin mit seiner Familie bewohnt hatte, und bezog das erste Stock der Vorderseite, das schon

ausgebaut war. Das ganze Gebäude, wie es gegenwärtig besteht, soll, was kaum glaublich ist, innerhalb 3 Jahren vollendet worden sein. Die beiden kleinlichen, zum Schlosse selbst in gar keinem Verhältnisse stehenden Häuser an den Ecken der Vorderseite: die Schloßwache und das Pagenhaus, jetzt der Sitz des Oberconsistoriums und des Militärverwaltungs-Departements, sind zu Ende des vorigen Jahrhunderts angebaut worden. Treten wir nun durch das kleine, zur Größe des Baues ebenfalls in keinem Verhältniß stehende, mit Säulen verzierte Portal in das Innere, so befinden wir uns nach wenigen Schritten in dem Schloßhof, dessen Länge 297′, dessen Breite 288′ beträgt und einen Flächenraum von 68,000 □′ einnimmt. Sämmtliche Gebäude öffnen sich nach ihm zu im untern Stock durch 16′ weite Arkaden, deren Bogen sich auf mächtige 5 Fuß starke Pfeiler stützen. Ueber jedem derselben erblickt man ein in Stein gehauenes Wappen des sächsischen Hauses. Dahinter führt ein gewölbter Gang rings um die Gebäude. Im Erdgeschoß des Vorderhauses, rechts vom Portal, ist das Oberhofmarschallamt und die Kirche, links die Zimmer der Hofdiener und des Castellans. Im ersten Stock rechts der obere Theil der Kirche, links mehrere Zimmer und die geheime Canzlei, hinter denen die Kirchgallerie wegläuft. Im zweiten Stock befinden sich rechts die Zimmer der jetzt regierenden Herzogin, in der Mitte durch die ganze Tiefe des Gebäudes der große mit Stukkaturarbeit und Gemälden reich verzierte Thronsaal, an welchen unmittelbar die Zimmer des jetzt regierenden Herzogs stoßen. In einem derselben befindet sich ein in Idee wie technischer Ausführung großartiges Gemälde von Gustav Wappers: Karl IX. vorstellend, wie er, auf einer Altane vor dem Louvre sitzend, so eben auf die Hugenotten geschossen hat. Die Zimmer des dritten Stocks sind zur einen Hälfte vom Museum eingenommen, zur andern der Aufenthalt der hohen Dienerschaft, wenn der Hof zugegen ist. Im Souterrain des westlichen Flügels ist die erste Haupttreppe, der Marstall, das Archiv und das Hofbauamt, im ersten Stock eine lange Gallerie mit den Collegien des Landes, von denen sie den Namen: die Collegiengallerie hat, im zweiten die sogenannte weimarische Gallerie mit den Bildnissen der Fürsten und Fürstinnen des jüngern sächsischen Hauses, und dahinter eine Reihe wahrhaft prachtvoller Zimmer, die noch in demselben Zustand sind, wie Herzog August sie bewohnte. An diese stößt ein Zimmer, in welchem die Gypsabgüsse der berühmtesten Antiken aufgestellt sind. Im untern und ersten Stock des Pavillons das herzogliche Hoftheater mit seinen Räumlichkeiten, im zweiten die Gemäldegallerie und darüber das chinesische Cabinet. Zu ebener Erde des östlichen Schloßflügels ist die zweite Haupttreppe, die Silberkammer, die Kellerei, die Hofküche und das Zeughaus, im ersten Stock die Buchwaldsche Gallerie, dahinter eine Reihe Fremdenzimmer, im zweiten Stock durch die ganze Tiefe der Spiegelsaal mit den Nebenzimmern. Im untern Stock des östlichen Pavillons: die Montirungskammer, durch die drei andern Stockwerke, in deren ersten sich auch das Münz-

kabinet befindet, geht die herzogliche Bibliothek. Das dritte und vierte Stock dieses Pavillons waren vordem bis unter das Dach ohne Eingebäude und bildeten einen Saal, den Herzog Ernst der Fromme „seine Eitelkeit" nannte. An den Mauern in den vier Ecken und zwischen den Fenstern standen 30′ hohe Säulen, welche die drei Gänge unter dem Dache trugen. Am Boden des ersten Ganges stand in goldenen Buchstaben der Name: JESUS, am Boden des zweiten prangten, in Gold, Perlen und Edelsteinen die Worte: „Es ist Alles eitel" und am dritten las man die goldglänzenden Worte der heiligen Schrift: Suchet was droben ist. Die leere Haube des Thurms war ganz vergoldet, die Wände mit Bildnissen verziert. Zwei Jahre nach Ernst des Frommen Tode brannte der Pavillon durch die Unvorsichtigkeit eines Bedienten ab.

Die eben erwähnten Anstalten für Kunst und Wissenschaft bedürfen einer nähern Beschreibung, doch erlaubt der Raum dieser Blätter keine ausführlichen Details; möge daher das Hauptsächlichste von Allen genügen. Wir beginnen mit:

Der herzoglichen Hofbibliothek.

Sie besteht gegenwärtig aus beinahe 200,000 Bänden, die in drei großen Sälen und vielen Zimmern wissenschaftlich geordnet und bequem untergebracht sind. Unter diesen ist das Handschriftenzimmer das merkwürdigste, da es einen Reichthum an den seltensten Psalterien, Breviarien und Evangelienbüchern mit den kostbarsten Miniaturgemälden besitzt, wie ihn keine andre Bibliothek Deutschlands aufzuweisen hat. Von den Reformatoren Luther, Melanchthon, Calvin, Zwingli, Bugenhagen, Karlstadt, Thomas Münzer und andern ist eine Autographensammlung und auch der Brief vorhanden, den König Heinrich VIII. von England gegen Luther an die Herzöge von Sachsen schrieb. Lateinische, griechische und altdeutsche Handschriften finden sich zahlreich, am meisten arabische, deren Sammlung eine der größten und reichhaltigsten Europas ist. Ferner enthält die Bibliothek einen großen Vorrath alter besonders xylographischer Drucke, unter diesen den Endkrist (Antichrist), eine biblia pauperum u. s. w., und außerdem Stamm-, Turnier-, Wappen-, Waffen-, Costüm- und Legendenbücher mit illuminirten Holzschnitten, und andre schätzbare und seltene, ältere wie neuere Werke. Sie wurde von Herzog Ernst dem Frommen angelegt, und den Grund dazu bildeten die Bücher, die er aus der im Jahre 1632 zu München gemachten Beute und die, welche er später aus der fürstlichen Theilung zu Weimar erhielt. Durch die Freigebigkeit der nachfolgenden Fürsten, die ihr ein besonderes Interesse widmeten, wuchs sie im Laufe der Jahre auf die oben genannte Anzahl der Bände an. Sie ist jeden Montag, Mittwoch und Sonnabend von 11 bis 1 Uhr dem Publikum geöffnet.

Das herzogliche Münzkabinet

verdankt seine Entstehung ebenfalls Herzog Ernst dem Frommen, der schon im Besitz einer ansehnlichen Münzsammlung von seinen Vorfahren war, die er beträchtlich vermehrte. Friedrich I. bereicherte sie ansehnlich, und sein Nachfolger noch mehr, durch den Ankauf der kostbaren Sammlung des Fürsten Anton Günther von Arnstadt und durch seltene Stücke aus dem Kabinet des nürnbergischen Arztes Anton Thomasius. Alle nachfolgenden Fürsten, am meisten Herzog Ernst II., haben für die Vermehrung des Kabinets durch den Ankauf von bedeutenden Privatsammlungen außerordentlich viel gethan. Die Münzen sind in einer Reihe von Schränken aufbewahrt, von denen jeder 10—12 Schubfächer enthält, worin die einzelnen Stücke in Vertiefungen liegen. Aber eine auch nur oberflächliche Beschreibung der vorzüglichsten verbietet der Raum dieser Blätter. Es genüge zu wissen, daß das Kabinet, eines der größten Europas, die seltensten Gold- und Silbermünzen aller Zeiten und fast aller Völker enthält, und in beinahe 40,000 Stück auf einen Gesammtwerth von mehrern Millionen geschätzt ist.

Die Gemäldegallerie

ist zwar nicht groß, doch mit manchem seltenen und guten Bilde geziert, wenn auch gerade nicht reich an großen Meisterwerken. Die Zahl der Bilder beträgt nicht viel über 800, die in zwölf Zimmern vertheilt und nach den Schulen geordnet sind. Aus der byzantinischen besitzt sie nur ein Gemälde, so wie aus den italiänischen Malerschulen nur wenig Bedeutendes. Desto reichhaltiger ist sie an Gemälden aus deutschen von Lucas Cranach, Albrecht Dürer, Hans Holbein und andern, und aus der niederländischen Schule von Rubens, Rembrandt, van Dyk, van der Hoelst, Franz Miris, Adrian Brauer und Gerhard Dow, dessen einziges kleines Gemälde: die Spinnerin, wohl das theuerste der ganzen Sammlung ist. Das seltenste und merkwürdigste Stück derselben ist unstreitig die von Christoph Maurer gemalte spanische Wand. Sie besteht aus 74 in den Rahmen derselben eingesetzten hölzernen Tafeln, die auf beiden Seiten gemalt sind. Die Darstellungen sind alle aus den vier Evangelisten entnommen. Sie hat 8000 Thaler gekostet. Eine ausführliche Beschreibung dieses großen Kunstwerks findet sich in Dr. Rathgebers Beschreibung der herzogl. Gemäldegallerie zu Gotha p. 266 ff., wo man auch die genauesten Beschreibungen der werthvollsten Stücke der Gallerie nachlesen kann.

Das chinesische Kabinet

enthält alles Interessante aus dem öffentlichen und häuslichen Leben dieses Volks: Möbeln aus Bambusrohr, Hausgeräthe aus Porzellan

und Baumrinde, Kleider, Waffen, tausenderlei Figuren und Götzen aus Holz, Speck- und sogenannten Reissteine, Bilder auf Holz, Seide, Bast, Glas und Papier gemalt, kostbare Stoffe, farbenprächtige und reich vergoldete Tapeten, kunstvolle und meisterhafte Arbeiten aus Elfenbein und hundert andre eigenthümliche Gegenstände. Jedoch ist nicht Alles in diesem Kabinet ächt; Mehreres ist in Paris angefertigt worden.

Das Kunst- und Naturalienkabinet

ist unter allen das werthvollste und reichhaltigste. Schon im ersten Zimmer staunt man ob der Pracht der Gegenstände aus Silber, Gold und Edelsteinen. Unter letzteren zeichnen sich das aus einem reinen Amathyst geschnittene Brustbild Ludwigs XIV., ferner das des Confuzius, aus einem Saphir, und Jupiter und Juno, so wie ein Fuß des Silen, beide auf einem Onyx und in halb erhabener Arbeit, am meisten aus. Kostbare Becher und andre Trinkgeschirre aus Gold, Silber, und Perlmutter und dem reinsten Bergkrystall, stehen in den Schränken, und die reinsten Mosaikgemälde hängen an den Wänden. Die andern Zimmer sind nicht minder interessant. In einem derselben liegen auf einem Tisch unter Glas ein Hut, ein Paar Handschuhe und Stiefel Napoleons, die weitern enthalten Anzüge und Waffen außereuropäischer Völker, römische, ägyptische und deutsche Alterthümer, eine zoologische und ornythologische Sammlung, wovon die letztere äußerst seltene Exemplare enthält, eine der größten bis jetzt vorhandenen Conchylien-, so wie eine Mineralien- und Petrefaktensammlung. Daselbst sind auch vier Fenster mit den herrlichsten Glasmalereien aller Zeiten enthalten. Auch diese Sammlung verdankt ihre Entstehung Herzog Ernst I. Verlassen wir jetzt die Kabinete, die man selbst durchwandert und gesehen haben muß, um einen Begriff von dem Reichthum der in ihnen aufgehäuften Kunstschätze zu erhalten, und treten in

Die Kirche.

Bei der Erbauung des Friedensteins ließ Herzog Ernst zuerst zu ihr den Grund legen, und im Jahre 1643 wurde sie eingeweiht. Sie soll überaus prächtig gewesen sein. Darin befand sich unter andern eine vortreffliche in Holz geschnitzte Altartafel, die hauptsächlichsten Begebenheiten aus dem Leben Jesu darstellend. Die Figuren, deren Entfernung von einander zwar von keiner Kenntniß der Perspektive zeigt, sind mit den lebendigsten Farben gemalt und zum Theil stark vergoldet. Diese Altartafel, die unstreitig aus den Zeiten vor der Reformation herstammt, befand sich ehedem in der Kirche zu Grimmenthal im Meiningischen. Herzog Ernst I. ließ sie von dorther in die Kirche des Friedensteins bringen, und jetzt steht sie in

der Kirche zu Tonna. So schön und prachtvoll die Kirche des Friedensteins gewesen ist, so war sie doch sehr bald baufällig geworden, und mußte schon 1680 niedergerissen werden. Friedrich I. ließ sie neu zu bauen anfangen, allein der Tod ereilte ihn vor der Vollendung. Friedrich II. setzte den Bau fort, und ihm verdankt sie ihre jetzige Gestalt. Sie hat eine länglich viereckige Form, die eine schmale Seite nimmt der Fürstenstand ein, die andere schließt der Chor, vor welchem der Altar und die Kanzel steht. Den Plasond schmückt ein großes religiöses Freskogemälde nebst mehrern kleinern auf weißem Grund. Das Merkwürdigste an ihr ist die Thüre der alten Kirche Grimmensteins, die sich auf der Seite nach dem Hofe zu befindet. Die Arabesken und Figuren der steinernen Gewände sind vielfach beschädigt, und passen nicht recht aufeinander, ein Beweis, daß Stücke daraus fehlen und das Portal früher größer war. Unter einem Vorsprung rechts stehen die Worte:

„Ich bin die Thüre"

und darauf stand ein Christusbild, welches die vordern Finger der rechten Hand in die Höhe hob, und mit dem Zeigefinger der linken auf sich selbst zeigte. Auf einem andern Vorsprung links hielt ein Frauenbild in der rechten Hand einen Schlüssel, in der linken ein aufgeschlagenes Buch, über welchem der heilige Geist schwebte, darunter die Worte:

„Ich öffne."

Ueber der Thüre ist ein Vers:

Der wahren Kirchen Thür
Ist Christus, dessen Geist
Durch's Wort, Tauf', Abendmahl
Zur Seligkeit uns weis't.

darunter im Schlußstein des Portals die beiden Churschwerter mit dem Namen JESUS. — In der Kirche vor dem Altar führt ein mit Marmorplatten bedeckter Gang in die Fürstengruft, in der jedoch die wenigsten Personen aus der herzoglichen Familie, sondern meist fürstliche Fremde beigesetzt sind.

Von den Festungswerken des Schlosses, deren Bau im Jahre 1657 begonnen wurde, ist gegenwärtig keine Spur mehr zu sehen. Sie wurden schon zu Anfang der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts abgetragen und statt der ehemaligen Zugbrücken zwei schöne, in der Krümme angelegte Wege, nach dem Plateau geführt, wovon der eine zur Auffahrt, der andre zur Abfahrt bestimmt ist. Auf der Stelle der ehemaligen Festungswerke grünen und blühen jetzt die mannichfaltigsten Anlagen rings um den Schloßwall, und stehen auf allen Seiten mit den Promenaden um die Stadt in der engsten Verbindung. So lebhaft es nun zu allen Zeiten des Tages in denselben ist, so einsam und öde ist es auf den Terrassen um das Schloß, vorzüglich des Abends. Eine geisterhafte Stille hält es umsponnen, die nur zuweilen durch das „Wer da" der Runden unterbrochen wird,

und kein Laut ist in dem großen Schloßhof rege. In den Gemächern aber herrscht die Ruhe des Grabes. Kein Lichtstrahl dringt aus den Fenstern in die sie außen umgebende Nacht, der Wind rasselt in den Scheiben und von den Thurmspitzen herab kreischen Eulen ihre schauerlichen Nachtlieder. Die alten Fürsten des Hauses sind zu Grabe getragen worden, mit ihnen ist die Freude schlafen gegangen und der Friedenstein selbst in einen Zauberschlummer verfallen, in welchem er fort und fort von den frühern Tagen des Glanzes und der Herrlichkeit träumt, die er mit angeschaut und durchlebt hat, und die ihm nie wiederkehren wird. Die äußere Geschichte dieses Schlosses ist bekannt, die innere, seine Herzensgeschichte mit ihren Geheimnissen, kennen nur Wenige. Sie ist schauerlich interessant, ein markdurchschütterndes Drama, durch dessen heiterste Scenen immer ein finstres Schicksal schreitet, aber sie wird nie geschrieben werden, denn die kühnste Hand und die wissende Hand sind nicht mehr ein und dieselbe, und so kann und wird es keine mehr wagen, den Schleier von ihren Geheimnissen zu reißen. Drei Monate des Jahres rüttelt sich jedoch der Friedenstein aus seinem Zauberschlummer empor; dann leuchten seine Augen, durch die Adern seiner Glieder pulsirt reges Leben, ein Schattenbild seiner frühern Herrlichkeit steigt aus dem Grabe. Aber es verschwindet bald wieder und schnell sinkt er in seinen traumhaften Zustand zurück, und seine matten, glanzlosen Augen blicken sehnsüchtiger als früher nach der Gegend, wo

Der Park

liegt, in dessen Schoße seine Schätze und all seine Freuden schlummern. Gehen wir auf der südlichen Terrasse denselben Weg, auf dem wir heraufgekommen sind, wieder hinab über die Straße hinweg durch das Thor dicht am Gärtnerhause, so befinden wir uns in dem ehemaligen Küchengarten, auf einem breiten Sandweg, den in Roccocostyl beschnittene Lindenbäume zu beiden Seiten einfassen. Darauf fortwandelnd gelangen wir an eine Brücke über den Leinakanal, an welcher uns vier ob ihrer Größe Staunen erregende Pappeln, gleichsam als würdige Thürsteher, empfangen. Wir gehen über die Brücke und stehen in einem hohen, prächtig gewölbten Dome, dessen grünes Dach von hundert Säulen getragen wird, in dem sich ewig verjüngenden Mausoleum der letzten Söhne des jüngern Fürstenhauses von Gotha. Breite Sandwege laufen rechts und links in den Hain, kein Sonnenstrahl dringt durch das Laub dieser riesigen Bäume; zwischen Stämmen und herabhangendem Gezweig blickt hie und da der silberne Wasserspiegel herauf, bald huscht ein Dorf mit rothen Ziegeldächern und ragendem Kirchthurme dem Auge vorüber, bald lauscht ein Haupt des Gebirges flüchtig herein. Gleich am Eingange treten wir unter eine Gruppe schöner Hainbuchen, in deren Schatten uns freundliche Sitze zur Ruhe einladen. Das Auge gleitet über den Wasserspiegel, über prangende mit Wiesen abwechselnde Felder

hinweg zu den blauen Bergen und Hügeln des Thüringerwaldes im Hintergrund. Wandern wir jedoch weiter auf dem Wege, der sich am rechten Ufer des Teiches hinzieht, durch den Hain. Ein weißes Denkmal leuchtet mitten aus der Dämmerung desselben, ein einfaches längliches Viereck mit der Schlange im Ringe, mit einem Sternenkranze, in dessen Mitte der bedeutungsvolle Schmetterling, auf der Rückseite die Worte: „Dem unvergeßlichen Sylvius gewidmet." Wenige Schritte davon treten wir an eine prächtige Linde, die ihre Zweige dem Wasser zukehrt, und an deren Fuß weiße Bänke stehen, dahinter auf einen nach dem Teiche abhängenden Rasenplatz, dessen frisches Grün, dem Auge wohlthuend, von der dunklern Farbe der Bäume absticht. Auf dem Gipfel dieses Abhanges, und diesen nach Norden schließend, erblicken wir ein kleines Säulendach ganz im antiken Styl, zu welchem acht steinerne Stufen hinaufführen.

Dieses Tempelchen hat keine Fensteröffnungen und scheint ein Mausoleum zu sein. Es ist ein solches, und wenn auch keine menschlichen Leiber, so wurden doch heiße, fürstliche Gefühle, Wünsche und Hoffnungen eines großen Fürstenherzens darin begraben. Wie mancher abgeblühte, schöne Traum liegt auf ewig darin eingesargt, wie mancher stolze Gedanke, werth zum Glück der Menschheit in das Leben hinauszutreten, fand hier, kaum geboren, sein kühles Bett. Darum ist dieser Tempel ein Mausoleum, mag ihn auch kein Andrer so nennen. Wir umwandeln innerhalb der Bäume den Teich. Da nach Westen öffnet sich ein Gang — eine Bank steht hier, den Punkt bezeichnend, der die herrlichste Aussicht des ganzen Gartens bietet. Hier wollen wir einige Augenblicke verweilen. Nach Westen gewandt tritt im Hintergrund der Ferne der ganze Inselsberg gerade vor die Stallung des Gartens und füllt den Hintergrund desselben aus. Oestlich schifft der Blick über den Teich, der von hier aus gesehen ein ziemlich breiter sanfter Strom zu sein scheint, der zwischen flachen umgrünten Ufern einem fernen Dorfe zugleitet, das hinter ihm sich gelagert hat. Es sind zwei Dörfer, oder vielmehr die Kirchthürme Beider, die wir hinter einander erblicken. Zuerst die neu erbaute Kirche in Siebleben, mit ihrem römischen Thurm, auf dessen abgestutztem Kegel ein hohes Kreuz majestätisch in die Lüfte ragt. Die Kirche mit dem Kreuze prangt gerade im Mittelpunkt der Stallung, dahinter der spitze Thurm des Dorfes Tüttleben, und in dämmernder Ferne etwas links ein dritter Thurm, der des Dorfes Gamstädt. Ein ungemein mildfreundliches Bild der Ebene in den herrlichsten Rahmen gefaßt, den rechts und links die Bäume des Gartens und oben und unten der Teich und der Himmel bilden. Wie ein beruhigender Kuß der Ferne fließt es in die Seele. Es ist die Poesie der Stille, die sich hier dem reinen Gefühl kund gibt, die elegische Harmonie der Natur. Der Hain läßt nichts vermissen, alle poetischen Erfordernisse zur süßesten Harmonie sind da; er beruhigt und beglückt still, und diese in ihrer Art einzige Aussicht ist ein fertiges Idyll, das man nur in die Sprache der Menschen zu übersetzen braucht. Wir verfolgen den Weg nach Westen, und gelangen durch seine mannichfachen

Schlangenbiegungen, die wieder von andern Kiespfaden durchschnitten werden, zu andern Punkten mit herrlichen Aussichten auf die Dörfer: Uelleben, Ballstedt und Sundhausen in der Nähe, und auf die Gebirgskette mit ihren Abstufungen und Wellenlinien in der Ferne. So schreiten wir bald durch dichtes Buschholz, wo alle Nüancen von Grün abwechseln, bald an Boskets und Baumgruppen vorüber auf lichte Plätze und kleine Wiesen, aus welchen der westliche Theil des Parks größtentheils besteht. Die gemäßigten Wendungen der Wege führen zu immer neuen, bald düstern, bald freundlichen Aussichten, deren jede ihr eigenthümliches Angenehme hat. An der Nordseite steht hier die sogenannte Märtyrersäule, ein merkwürdiges Monument aus Seeberger Sandstein in Form einer Heiligensäule aus der Werkstatt des berühmten hiesigen Bildhauers Professor Döll. Die vier Reliefs stellen die vier Heiligen dar: St. Ursus, wie er durch die Flammen schreitend, die Feuerprobe besteht, St. Georg, wie er den Lindwurm ersticht, St. Martinus, wie er seinen Mantel mit dem Bettler theilt, und St. Dyonisius, wie er seinen Kopf in der Hand umwandelt. Sie sind alle von gleich trefflicher Arbeit. Am Fuß der Säule sitzen vier Engel mit Rosenkränzen in den Händen; leider sind die Figuren sehr verstümmelt. Weiter südlich finden wir mitten in einer anmuthigen Laube wiederum ein Denkmal, einen Würfel, auf welchem die bedeutungsvolle Sphynx ruht; wir finden die umgekehrte Fackel, den Lorbeerkranz mit dem Palmzweig und folgende Inschrift darauf:

Dem Andenken des wackern Biedermannes, des am 29. April 1817 verstorbenen H. S. Raths Gutebrück, gewidmet von seinem dankbaren Freunde F.

„Jenseits werden sich die dunkeln Räthsel des Lebens lösen."

Von da kehren wir die Schritte in den südlichen Gängen nach Osten zu, und stehen, nachdem wir durch die dichteste Baumnacht gewandelt, plötzlich wie durch Zauberschlag im Freien, und das prächtige Panorama der nahen und fernen Umgegend liegt vor unsern überraschten Blicken. Zur Linken, einige Schritte vom Wege im Hain, zeigt sich wieder ein Monument, ein in Stein nachgebildeter Baumstamm mit einer Marmortafel, worauf die Worte:

„Den Manen des würdigen Wehmeyer MCCCXIII." 1813

Im Vordergrunde rechts Getreide- und Gemüsefelder und die hinter Gartenbäumen und Pappeln halb versteckten schönen gastlichen Gebäude der Walkmühle mit ihrer stattlichen Bierbrauerei. Darüber auf dem Scheitel des kleinen Seebergs die schon erwähnte Sternwarte. Hinter ihr noch weiter links taucht die waldige Platform des großen Seebergs auf. Im östlichen Hintergrunde reihen sich daran die Höhen des Steigers zwischen Erfurt und Arnstadt und bei Weimar

*) Prinz Friedrich.

zuletzt begrenzt die langgedehnte Höhe des Ettersberges den Horizont; im Vordergrunde die Pappelalleen nach Siebleben, die Gruppen der vorhin schon genannten und einiger andern Dörfer und die Chaussee nach Erfurt. Nach Süden vom Duft der Ferne umflogen reiht sich an den Seeberg im Mittelgrunde die Burgruine des Schlosses Gleichen, im Hintergrunde der Gebirgszug in der Gegend von Ilmenau, westlich am Fuße der Berge die Thurmspitzen der alten Stadt Ohrdruff, dahinter der wellenförmige Rücken des Thüringerwaldes, der sich westlich allmählig zum Inselsberg erhebt und dann wieder abfällt, bis er aus dem Gesichtskreis tritt. Dieser Theil des Gebirges stellt sich sehr malerisch dar, und labt das Auge mit seinen aus Grün ins Blau hinaufsteigenden Tinten. Die Dörfer geben in dem hügeligen Terrain zwischen uns und dem Gebirge friedliche Anhalts- und Ruhepunkte. Hinter Sundhausen breitet sich der niedrige Bocksberg aus, ein interessantes Gehölz, und wieder nach Osten zurückkehrend, verweilen wir bei einer herrlichen Baumgruppe, die majestätisch gewölbt, wie ein heiliger Hain im Felde links von Uelleben liegt. Man vermuthet irgend ein Monument unter diesen Linden, aber es ist dort nichts weiter als ein kleiner Teich, der sonst mehrere Brüder hatte, und der Platz heißt davon „bei den sieben Teichen." In seiner Nähe links läuft die baumbepflanzte Linie der südlichen Chaussee. Dies ist das nicht große aber äußerst gefällige Landschaftsbild, das wir überblicken. Wir wandeln auf dem im Bogen geschweiften Wege und kommen an einem vierten einfachen Monument vorüber, wieder in die lockenden Waldschatten zwischen die hohen prächtigen Bäume und in die Gänge, welche wieder zum Eingang führen. Wir haben den Garten durchwandelt bis auf einen kleinen Punkt, mitten im Silber des Teiches gelegen. Wir stehen an der Fähre, eilen wir hinüber auf der stillen Fluth zur „heiligen Insel", zum Hain des Todes.

Wir finden die Gräber unsres schlafen gegangenen Fürstenhauses nicht in einer steinernen Pyramide — es waren auch keine steinernen Königsherzen die dort ruhen — und doch betrachten wir die Insel genauer. Hoch empor streben dort Pappeln, Erlen, Ahorn, Fichten, Baum umarmt Baum, Büsche stricken und weben sich zu Füßen derselben ineinander, wie zum Schutz eines ihnen anvertrauten Hortes, und laufen oben verjüngt zu. Ist das durch Kunst erzeugt oder schuf es die immer verhüllte Mystik der Natur, die wir mit dem geringschätzenden Namen Zufall zu benennen pflegen? Ja, die heilige Insel ist eine aus dem Wasser emporgestiegene Pyramide, ein Fürstengrab, aber nicht aus todten Steinen, nein, aus lebendigem, treibenden, sprossenden Gehölz und aus duftenden, farbigen Blumen erbaut, würdig der Fürsten, denen sie ihren Schoos geöffnet. Das ist eine Pyramide, die mit jedem Frühling neue Blüthen treibt und die Ruhestätte mit Blumen, den schönsten Zeichen der Liebe und des Dankes schmückt, und jeden Herbst trauernde Blätter auf die Hügel streut. Das ist ein ewig blühendes, ewig trauerndes Grabmonument. Konnte die Liebe solchen Fürsten ein schöneres setzen?

Die Fähre trägt uns hinüber, heiliger Ernst durchschauert unsre Seele, wenn wir den Fuß auf den Boden dieses Todteneilands setzen. Ein kleines Monument, eine einfache Urne fällt uns auf der Höhe in die Augen, zu der wir durch Büsche und Blumen an schönen Bäumen vorüber nur wenige Schritte haben; wir verfolgen einen der Sandwege und — stehen auf den Gräbern. Es ist ein 25 Schritte langes Oblongum, ringsum von kleinen Cedern und Lebensbäumen besetzt, mit Sand belegt und vom Hain überschattet. In der Mitte desselben, aneinander gereiht, erblicken wir drei Blumenbeete, jedes vom andern durch einen Weg getrennt. Das östliche und westliche sind rund, das mittlere hat die Form eines Herzes. Ihre Bepflanzung, obgleich bei allen dreien aus Blumen bestehend, ist doch bei jedem anders und individuell. In der westlichen Spitze des Oblongum steht die bereits erwähnte einfache Urne, in der östlichen eine Ruhebank, ein stiller Platz für trauernde Liebe und tiefsinnige Betrachtung: denn die Blumenbeete vor uns sind die Gräber. In der Mitte ruht Herzog Ernst II., nach Osten Herzog August, nach Westen Herzog Friedrich. Außerdem wurden noch zwei Prinzen des Herzogs Ernst hier begraben, der älteste und jüngste, und ihnen ist die Urne gewidmet, auf welcher ein Metallschild folgende Worte zeigt:

Quies
Ernesti et Ludovici
carissimorum
E. D. S. G.*)
et
Charlottae filiorum.

Herzog Ernst II. ließ noch als Erbprinz diesen Garten nach der neuesten englischen Gartenkunst anlegen, und die Bäume dazu von nah und fern auf Wagen von vielen Pferden gezogen herbeischaffen. Täglich verweilte er darin, und fand daselbst Ruhe von den Sorgen und Mühen der Regierungsgeschäfte. Der Park wurde sein Lieblingsaufenthalt, und in ihm begann sein zweites Leben. Niemand durfte ihn ohne seine ausdrückliche Erlaubniß betreten, selbst der Gärtner nicht. Die ihn umgebende Natur sollte die einzige Vertraute der stillen Seufzer seines Herzens sein. Herzog August fand keinen Geschmack an der Einfachheit des Gartens, und betrat ihn gar nicht, Herzog Friedrich nur äußerst selten. Während ihrer Regierung war er für Jedermann verschlossen. Erst der jetzt regierende Herzog ließ ihn dem Publikum öffnen; aber so nahe er der Stadt liegt, so wird er doch nur sehr wenig besucht. Der profane Fuß scheut sich, diese heiligen Räume zu betreten, und unwillkührlich drängt sich denen, die auf dem lauten Markt des Lebens zu verkehren gewohnt sind, ein unklares Gefühl auf, daß sie unwürdig seien, hier zu wandeln. Andre langweilen sich in diesen stillen Räumen, für sie hat der Genius des

*) Ernesti Ducis Saxo-Gothae.

Gartens keine Friedensgrüße; wieder Andre würden wohl kommen, wenn auch hier für des Leibes Nahrung und Vergnügen gesorgt wäre, wenn man hier zechen und schmausen könnte. Wohl uns, daß sie ferne bleiben aus dem Heiligthum. Nur stille Liebespärchen wandeln hier zuweilen im Schatten des Abends. Möchten sie die Heiligkeit des Gartens nie beleidigen!

Vom Park wenden wir uns noch einmal dem Friedenstein zu.

Es ist durchaus nicht als erwiesen anzunehmen, daß der Friedenstein genau auf derselben Stelle steht, wo ehemals

Der Grimmenstein

stand; nur so viel ist gewiß, daß er mehr den westlichen Theil des Raumes einnimmt, den diese ungeheuere Veste sonst bedeckte. Jedenfalls erstreckte sich diese nach Osten und Westen weit über den jetzigen Schloßwall hinaus, und nahm nach der Stadt zu mit ihren Vorwerken den ganzen obern Theil des Schloßberges ein. Doch ist es nicht möglich, ihre ganze Ausdehnung genau anzugeben, da sie auch in ihren Grundmauern vom Erdboden vertilgt wurde. Wann und von wem der Grimmenstein erbaut worden ist, darüber läßt sich nichts Bestimmtes nachweisen: Die Gothen sollen ihn zugleich mit der Stadt gegründet und ihm den Namen gegeben haben. Andre wollen ihn Grunestein genannt wissen, von den Grunonen, einem tapfern, streitbaren Volke. Wie die Stadt, so ist auch die Veste in der Geschichte des Landes nur von geringer Bedeutung, und bis auf die Zeiten der alten Landgrafen völlig unbekannt. Wenn nicht, wie man vermuthet, schon Kaiser Heinrich IV. auf dem Berg über der Stadt eine Burg erbaute, so ist doch gewiß, daß Heinrich Raspe daselbst eine steinerne Caminate oder Kemnate errichten ließ, und darin eine Zeit lang wohnte. Man darf diese als das erste Gebäude des Grimmensteins betrachten. Unter Albrecht dem Unartigen wurde sie zur Burg, und er wie seine Nachfolger setzten Burgmänner hinein, denen die Vertheidigung derselben anvertraut war. Erst 1316 kommt der Name Grimmenstein in Urkunden vor. Landgraf Balthasar ließ 1380 die Festungswerke der Burg verbessern, und Herzog Wilhelm sie 1478 mit Gräben und Basteien versehen. Eine stärkere Befestigung erfuhr sie 1530 unter dem Kurfürsten Johann, der Behufs derselben die Stiftskirche mit dem hohen Thurm abtragen ließ; aber erst unter Johann Friedrich dem Großmüthigen kam sie (1540) völlig zu Stande. Nach der für ihn so unglücklichen Schlacht bei Mühlberg, die ihm die Freiheit und die Kurwürde kostete, war die Schleifung des Grimmensteins eine der Hauptbedingungen der wittenberger Kapitulation. Kaiser Karl V. schickte den Lazarus v. Schwendi mit zwei Fahnen Fußknechten nach Gotha, und dieser begann die kreuzweise Schleifung des Schlosses, nachdem er zuvor alle Munition, so viel als 11,000 Pferde fortschaffen konnten, nach Frankfurt a. M

hatte bringen lassen." Damals galt der Grimmenstein für unüberwindlich. Der Kaiser war aber mit dieser theilweisen Zerstörung nicht zufrieden. Die Söhne des gefangenen Kurfürsten mußten das Wort ihres Vaters gänzlich lösen und dem Stadtrath zu Gotha befehlen, auch das Wenige, was von der Festung noch vorhanden war, zu Grunde zu richten. In solchem Zustande lag der Grimmenstein bis zum Jahre 1552. Da erhielt Johann Friedrich der Großmüthige seine Freiheit und zugleich vom Kaiser die Erlaubniß, die Festungswerke des Grimmensteins wieder aufbauen zu dürfen. Im folgenden Jahre war Alles wieder in dem vorigen Zustand, und der Kurfürst hielt sich mit seinen Söhnen eine Zeit lang darin auf. Nach seinem Tode 1554 kam das Land unter die Oberherrschaft seiner drei Söhne, die dasselbe gemeinschaftlich regieren sollten. 1557 übertrugen sie jedoch die Regierung, vermöge eines Vertrags, Johann Friedrich dem Mittlern auf vier Jahre, und sagten sie ihm nach Ablauf derselben auf neue vier Jahre zu. Johann Friedrich der Mittlere verlegte 1564 seinen Wohnsitz von Weimar nach Gotha, mehr auf Grumbachs als auf seinen eigenen Betrieb. Hier beginnen die für Gotha so unheilbringenden „Grumbachischen Händel", die die Belagerung der Stadt und die zweite Schleifung Grimmensteins zur Folge hatten, wovon wir das Hauptsächlichste kurz anführen wollen.

Wilhelm von Grumbach, einem altadeligen Geschlechte in Franken entsprossen, und Vasall des Bisthums Würzburg, war des vorsätzlichen Mordes an dem dasigen Bischof Melchior von Zobel beschuldigt worden. Dieser hatte ihm nämlich alles das entzogen, was ihm sein Vorgänger im Amt, Conrad von Bibra, rechtmäßiger Weise geschenkt hatte. Darüber ergrimmt, hatte Grumbach den Markgrafen Albrecht von Culmbach angetrieben, das Stift Würzburg zu überfallen. Als aber Albrecht in der Schlacht von Sieversbausen geschlagen war, und Grumbach in ihm seine mächtigste Stütze verloren hatte, erklärte der Bischof den Letztern, uneingedenk der Dienste, die er früher dem Stift geleistet, als einen treubrüchigen Vasallen, seiner Güter im Würzburgischen verlustig, und entzog ihm dadurch sein jährliches Einkommen von 17,000 Gulden. Außer Stand, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, suchte er auf dem Rechtsweg wieder in den Besitz seiner Güter zu gelangen, und obwohl sie ihm vom Reichskammergericht als auch vom Kaiser selbst zugesprochen worden waren, konnte er die Zurückgabe doch nicht vom Bischof erwirken. Nun schritt er zu Gewaltthätigkeiten, und gab seinen Leuten Befehl, den Bischof gefangen zu nehmen. Aber diese hatten ihn bei einem Ueberfall an der Mainbrücke erschossen. Um dem Hasse zu entgehen, den ihm dieser Mord zuzog, und um neue Kräfte zu sammeln, war Grumbach nach Frankreich gegangen, kehrte aber bald darauf und unter sicherm Geleit zurück, um sich auf dem Reichstage zu Augsburg mit dem Bischof Friedrich von Wirsberg gütlich wegen seines Eigenthums zu vergleichen. Der Kaiser und der Kurfürstenrath erkannten das Rechtliche seiner Forderungen, und versprachen ihm Hülfe; allein vergeblich. Von den bischöflichen Gesandten mit Hohn und Verachtung zurückgewiesen,

beschloß Grumbach, seine Forderungen nun mit Gewalt durchzusetzen. Er verband sich mit der Reichsritterschaft gegen die Fürsten, und viele, wie Wilhelm v. Stein, Jobst v. Zedwitz, Ernst v. Mandelslohe, Albert von Rosenberg, verbanden sich mit ihm, zum Schutz ihrer Rechte und Freiheiten. Um aber für den Fall der Noth einen Rückhalt zu haben, wendete sich Grumbach an die Herzöge von Sachsen, und gewann unter diesen Johann Friedrich den Mittlern für seine Sache, der, wie er, über Bedrängnisse zu klagen hatte. Jetzt sammelte er auf seinem Schloß Hellingen im Coburgischen 800 Reiter und 600 Mann zu Fuß, überfiel mit diesen Würzburg, drang in die Stadt, ließ sie plündern und nöthigte das Domkapitel zu einem Vertrage, dessen Erfüllung es beschwören mußte. Dann entließ er sein Kriegsvolk und begab sich in das Gebiet Johann Friedrichs. Allein die Verletzung des ewigen Landfriedens sollte nicht ungestraft bleiben. Kaiser Ferdinand I. that auf die Kunde von dem Vorfall zu Würzburg, Grumbachen und seine Genossen als Aufrührer und Landfriedenbrecher in die Acht, ließ sie im Lande bekannt machen und erklärte den erzwungenen Vertrag für ungültig. Zugleich befahl er dem Herzog zu wiederholten Malen, die Aechter nicht länger zu beherbergen und sich ihrer anzunehmen, allein Johann Friedrich kam seinen Befehlen nicht nach. Von Grumbach umstrickt, der sich in sein Vertrauen durch Vorspiegelungen und Versprechungen geschlichen hatte, sah er die Folgen nicht ein, die der fernere Schutz, den er den Geächteten gewährte, nach sich ziehen würde. Er befahl seinen Unterthanen, auswärtigen Diensten zu entsagen, daheim zu bleiben, sich zu rüsten und in Bereitschaft zu halten, ließ die Stadt und das Schloß befestigen, Kriegsvorräthe sammeln, und legte eine starke Besatzung hinein. Auch Grumbach war nicht unthätig, er zog Reiter und Fußknechte mit ihren Anführern in die Stadt, und suchte in Frankreich und Schweden Geld und Beistand zu gewinnen. Als 1564 Kaiser Ferdinand gestorben war, hofften die Aechter von den milden Gesinnungen Maximilians II. einen Umschwung ihrer Lage, allein vergebens. Der Kaiser bestätigte nicht nur die Acht, er ließ auch die damit bedrohen, die Grumbach und seinen Anhängern fernern Schutz angedeihen ließen. Johann Friedrich beharrte bei seiner Widersetzlichkeit auch dann noch, als ihm die Acht den 12. August 1566 wirklich angekündigt und am 12. December desselben Jahres über ihn ausgesprochen, und Kurfürst August mit der Vollziehung derselben beauftragt wurde. Johann Friedrich wurde dadurch nicht erschreckt, vielmehr sah er sich dem Ziel seiner Wünsche näher gerückt. Jetzt nahm er Wappen, Titel und Siegel eines Kurfürsten von Sachsen an. Er baute auf die Festigkeit Gothas und auf die des Schlosses, am meisten aber auf den Beistand der Reichsritterschaft; er kannte aber nicht den Befehl des Kaisers an dieselbe.

Kurfürst August eilte mit der Vollziehung des ihm gewordenen Auftrags, und ehe es die Geächteten vermutheten, ehe sie ihre Gegenanstalten treffen konnten, erschien er mit seinen Schaaren, die sich auf 40,000 Mann Reiter und Fußvolk belaufen haben sollen, am 30.

December 1566 vor Gotha. Um 9 Uhr erschien ein kaiserl. Herold und kursächsischer Edelknabe mit Trompetern vor dem Herzog; ersterer kündigte ihm die Ungnade und Acht des Kaisers nochmals an, letzterer überreichte ihm eine Schrift des Inhalts, daß Kurfürst August mit der Achtsvollstreckung beauftragt sei. Als Beide abgefertigt waren, wurde die Stadt von den Belagerern angeblasen und auf sieben Punkten mit Lagern umgeben. Sämmtliche Unterthanen Johann Friedrichs waren von Eid und Pflicht gegen ihn bereits auf einem Landtage zu Saalfeld entbunden worden. Als am 8. Januar Kurfürst August und Johann Wilhelm im Lager erschienen, nahm die eigentliche Belagerung der Stadt ihren Anfang.

Johann Friedrich war frohen Muthes, denn er dachte an keine Gefahr, zumal er sah, daß die Truppen und die Bürger der Stadt tapfere Gegenwehr leisteten, und Einschließungen, Wassermangel und alles Ungemach des Kriegs mit großer Standhaftigkeit ertrugen. Freilich war ihnen die eigentliche Ursache des Krieges verborgen; es war ihnen eingeredet worden, Kurfürst August wolle die Besitzungen Johann Friedrichs an sich bringen, den Adel unterjochen und das Lutherthum unterdrücken. Bald aber wurden die eigentlichen Ursachen des Kriegs dem Volke klar. Durch die von den Belagerern in die Stadt geworfenen Placate erfuhren die Einwohner, für wen sie Mangel und Hunger litten, und es entwickelte sich eine Gährung in der Stadt, die bald zum entscheidendsten Aufruhr wurde. Der Adel und die Vornehmsten der Bürgerschaft suchten durch Vorstellungen den Herzog von der Sache der Geächteten abzubringen, aber sie fanden damit kein Gehör. Das Kriegsvolk weigerte sich, aufs neue zu dienen, als die beiden Monate, für welche sie sich verbindlich gemacht, verflossen waren. Am 4. April versammelten sich der Adel, die Bürger und die Soldaten des Schlosses und der Stadt, und erklärten: daß sie der Sache Grumbachs nicht länger Vorschub leisten wollten und des Krieges überdrüßig wären. Sie verlangten, daß ihnen die Urheber desselben ausgeliefert würden, und wenn nicht, so würden sie Alles wagen, sich ihrer zu bemächtigen.

Bei diesen Drohungen verblieb es aber nicht; sie stürmten auf das Schloß und in die Zimmer des Herzogs, und die Gegenstände der allgemeinen Erbitterung: Grumbach, Wilhelm von Stein, der Kanzler Brück, Hans Tausendschön, der Obrist von Brandenstein und Andre wurden ergriffen und gefangen gesetzt. Nun wurden Unterhandlungen mit den Belagerern eingeleitet, und am 12. dahin beschlossen: daß Stadt und Schloß, die Geächteten und mit ihnen Johann Friedrich in die Gnade und Ungnade des Kaisers gegeben, und die Truppen ohne klingendes Spiel und mit zusammengebundenen Fahnen entlassen werden sollten. Johann Friedrich wurde gefangen genommen und nach Wienerisch-Neustadt gebracht, woselbst er an einem Regentag mit einem Strohkranz auf dem Haupte, wie ein Gedemüthigter einzog und nach 22 Jahren starb. Die Geächteten wurden theils gehenkt, theils enthauptet und geviertheilt. Der ganze Stadtrath sammt dem Ausschusse der Bürgerschaft mußten, weil sie

der Aufforderung der Belagerer, Johann Wilhelm zu huldigen, nicht nachgekommen waren, bei der Löwenburg am Markte niederknien, eine vorgelesene Abbitte nachsprechen und dem Herzog Johann Wilhelm feierlichst huldigen. Die Festungswerke um die Stadt wurden niedergerissen, der Grimmenstein mit Pulver gesprengt und dem Erdboden völlig gleich gemacht.

Er war, wenn den Beschreibungen zu trauen ist, ein großes unregelmäßiges Gebäude, das mehre Nebengebäude hatte, mit einer dicken hohen Mauer, vier Bollwerken und vielen Redouten befestigt. Auf dem Thurme stand ein großer, kupferner, vergoldeter Mann, der sogenannte Thurmfähndrich, der vom Kurfürsten nach Dresden geschafft wurde. Von der Veste ist nichts mehr vorhanden als die schon erwähnten Kirchthüren und die an der Ost-, Nord- und Westseite des Friedensteins befindlichen steinernen Bildnisse einiger Kurfürsten. Ueber einem derselben ist ein altes Relief: Fortuna darstellend, wie sie mit der linken Hand Einen von ihrer Kugel herabstößt, mit der rechten einen Andern zu sich heraufzieht, mit den Worten:

Felices fortuna juvat.

Von 1567—1643, volle 75 Jahre lang, lag der Platz wüste und war mit Gras bewachsen, welches das Vieh der Stadt abweidete. 1633 wurde er mit einer 12 Fuß hohen und 4 Fuß starken Mauer umgeben, in welchem Zustand er bis 1643 blieb, wo Ernst der Fromme den Bau des Friedensteins anfing.

Von dem gewesenen Gotha haben wir Alles der Erwähnung werthe in so weit besprochen, als es der Raum dieser Blätter gestattete, von dem Gegenwärtigen haben wir nur noch Weniges hinzuzufügen. Sonst war es die erste Haupt- und Residenzstadt des gleichnamigen Herzogthums, dessen Linie mit Friedrich IV. erlosch; durch den Erbvertrag von 1826 an Coburg gekommen, ist es jetzt die zweite Residenz geworden, und theilt mit der Schwesterstadt jenseit der Berge die Liebe und Fürsorge des jetzt regierenden Herzogs Ernst von Coburg-Gotha. Was Gotha vor einer Menge größerer Städte auszeichnet, ist nicht sowohl materieller Reichthum, als eine Fülle von Intelligenz und Bildung, die sich bis fast in die untersten Klassen der Gesellschaft verbreitet, und eine Reihe von Anstalten für Kunst und Wissenschaft, wie solche weit größere Länder nicht besitzen. Ich nenne nur die schon ausführlich erwähnten Kunstsammlungen, das Gymnasium, die Realschule, die Feuer- und Lebensversicherungsbank, die Handlungsschule, die Gewerbs-, Sonntags-, Carolinen- und Kleinkinderschule, das Seminar für Schullehrer, die Liedertafel, den Singverein und andre vom Staate unabhängige Institute, die als wohlthätige Bildungsmittel für alle Einwohnerklassen wirken. Bei dem regen geistigen Streben ist auch das industrielle nicht unbedeutend. Handel und Gewerbe sind im schönsten Flor, und vorzüglich liefern letztere von Jahr zu Jahr günstigere Resultate; Fabriken, wenn auch keine große, sind ebenfalls vorhanden, und geben täglich vielen darin

beschäftigten Arbeitern ihren reichlichen Unterhalt. Leider sind die socialen Verhältnisse der Stadt nicht von der Art, daß sie andern als Muster empfohlen werden dürften. Man hat keinen unbefangenen Sinn für wahre Geselligkeit, die unsrige ist formell, kliquenhaft und nicht minder prätentiös. Man muß von der Zeit erwarten, daß sich die schroffen, scharfen Kanten der Gesellschaft abschleifen werden, und die Hoffnung dazu ist um so mehr vorhanden, als man schon Annäherungspunkte für einander gefunden hat.

Hiermit schließe ich meine Beschreibung Gothas, und grüße die heitre, freundliche Stadt mit dem schönsten Gruße meines Herzens.

Ludwig Storch.

Das Dorf Roßla.

Einleitung.

Wie Rom schlechtweg „die Stadt" (urbs) genannt wurde, so könnte man Roßla vorzugsweise „das Dorf" heißen. Es schämt sich auch der Roßlaner dieses Ausdrucks so wenig, als der reich gewordene Mann seines schäbigen Rockes. Im Gegentheil, er ist stolz darauf, wie ein Stutzer auf seinen abgetragenen und doch modernen Hut, und wenn fremde Gäste, welche in den Weinen der Roßlaner Dorfbewohner die Blume herausgeschmeckt haben, mit der verbindlichsten Miene versichern: „es sei nicht möglich, Roßla könne und dürfe kein Dorf sein," — dann erwidert der Roßlaner mit selbstgefälliger Ironie und nöthigt dabei dem Fremden ein neues Glas Rheingauer auf: „Sie müssen so mit uns vorlieb nehmen, auf dem Dorfe ist es nicht besser zu haben."

Wenn man sich unter einem Dorfe der Regel nach einen solchen Ort denkt, worin der Pastor, Kantor und der Herr Schulze die Blüthen der Kultur sind, dann erscheint Roßla freilich als ein seltenes tropisches Gewächs, als ein Absenker aus dem großen Treibhause der preußischen Monarchie mit Direktoren, Räthen und Assessoren. Im Verhältniß zur Hauptstadt bleibt es freilich nur ein schwach leuchtender Mond, der von jener, als Sonne, sein Licht ableitet; allein eben so wie der Mond hat es seinen Hof für sich, dessen sanftes Licht dem Wanderer vielleicht freundlicher lächelt, als das blendende Feuermeer der Sonne. Nur das sogenannte Unterdorf scheint stets im Neumonde zu stehen, und erst dann, wenn man sich in diese Regionen verliert, wird es begreiflich, wie unsere früheren deutschen Dorfbewohner Kothsaßen (Kossaten) heißen konnten. Gerade dieses Unterdorf bildet aber den Keim des jetzigen Roßla, dessen Lage sich der Leser vor allen Dingen in Augenschein nehmen mag.

Lage des Dorfs.

Es erstreckt sich von Ost nach West ein Thal, welches die Vorberge des Harzes von dem Kyphäuser Gebirge scheidet. Mitten in diesem Thale, die güldene Au geheißen, liegt das Dorf Roßla. Der Wald ist von beiden Seiten gleich weit zurückgetreten und hat nordwärts lachenden Kornfeldern und südwärts grünen Wiesen Platz gemacht. Zwischen beiden ragt das Dorf mit seinen beiden Thürmen, mit seinem Schlosse wie eine Scheidemauer hervor.

Durch den obern Theil des Ortes zieht sich die große Chaussee zwischen Berlin und Köln, und die riethwärts gelegene Seite wird vom Helmeflusse bespült, der sich wie ein Silberband durch blühende Wiesen hinschlängelt.

Fürwahr ein fruchtbarer und güldener Anblick, ein wahres Paradies für einen Oekonomierath, erhöht durch die Aussicht auf die stattlichen Schafställe, welche den ganzen nördlichen Flügel beherrschen, und aus der Vogelperspektive leicht für große Theatergebäude gehalten werden können.

Dem Spatziergänger wollen freilich diese ökonomischen Reize Roßla's weniger behagen. Im heißen Sommer lechzt er vergebens nach frischer Waldeskühle; er ist ihr so nah und kann sie nicht erreichen. Auf der einen Seite locken ihn die Ruinen des Kyphäusers und der Rothenburg. Waldbekränzt, mit wellenförmigen Einschnitten, breitet sich dieses schöne Gebirge in seiner ganzen Ausdehnung vor ihm aus; aber ach! dazwischen liegen baumlose Wiesen und drückend heiße Kornfelder. Schon der Anblick dieser sonnebeglänzten Fluren preßt ihm Schweißtropfen aus. Er wendet sich nordwärts nach den schattigen Eichenwäldern des Vorharzes. Aber auch von diesen trennt ihn ein kahler Berg, und will er sich nicht dem Sonnenbrande aussetzen; so bleibt ihm nichts als die kurze Promenade hinter dem Dorfe unter dem dürftigen Schatten junger Akazien und Platanen.

Dieser Spatziergang, welcher die Aussicht auf die vielbefahrene Chaussee darbietet, muß auch zur Regen- und Winterzeit Haus halten; denn bei der Anhänglichkeit des vorherrschenden Lehmbodens läuft man auf andern Spatziergängen Gefahr, entweder die Schuhe stecken zu lassen, oder ein Stück walzende Länderei mit nach Hause zu bringen.

Die freie baumlose Lage des gartenarmen Dorfs führt auch den Umstand mit sich, daß es den Winden ungewöhnlich ausgesetzt ist. Die Thäler, welche sich von Ost nach West erstrecken und an diesen beiden Endpunkten offen sind, leiden überhaupt an steten Windströmungen; denn die Erde dreht sich bekanntlich von Ost nach West, und mit dieser Drehung ist nothwendig auch ein beständiger Luftzug in diesen beiden Richtungen verbunden. Eben daher kommt es denn auch, daß wir fast nie reinen Nord- oder Südwind, sondern entweder Ost, Südost, oder West, Südwest, Nordwest haben. Da nun Roßla gerade in dieser Richtung ganz ungeschützt daliegt, so gehört ein stiller

Lag, wo man sich gemächlich im Freien aufhalten könnte, zu den großen Ausnahmen.

Die Schattenseite dieses Dorfs ist daher vorzüglich die, daß es keinen Schatten hat, was freilich wieder umgekehrt für den Oekonomen eine Lichtseite ist. Für den letztern ist in der Lage Roßla's hauptsächlich auch der Punkt hervorzuheben, daß es so nahe an Nordhausen liegt, und mit demselben durch eine Chaussee in Verbindung steht. Eine nahgelegene Handelsstadt ist überhaupt für einen Ort, namentlich wenn Ackerbau den Hauptnahrungszweig bildet, wegen des Getreideabsatzes von der größten Wichtigkeit. Nun ist aber gerade Nordhausen der Hauptbrennpunkt des unverfälschten Kornspiritus, der letzte Nothanker für alle diejenigen, welche noch am Reinen festhalten.

Wenn auch das Nordhäuser Vitriolöl nur noch in chemischen Lehrbüchern (nicht aber in der Wirklichkeit) als berühmt forteristirt, so hat dagegen der Nordhäuser Korn immer noch europäischen Ruf, und alle Getreidekanäle der Umgegend ergießen sich in diese gewaltigen Blasen. Auch Roßla sendet seine Getreideschätze dahin. Früher brachte ein einziger Kornwagen auf dem Hin- und Herwege, wenn er nicht stecken blieb, so viel Zeit zu, als man jetzt bedarf, um von Leipzig nach Hamburg zu reisen. Gegenwärtig macht er auf der trefflichen Chaussee den Weg hin und zurück bequem in neun Stunden. Vielleicht steht wohl gar zu hoffen, daß Roßla nur eine Vorstadt von Nordhausen werden wird, wie Potsdam von Berlin, und daß ein schiffbarer Strom, den alle hochgelegenen Gegenden der Natur der Sache nach entbehren müssen, durch die sublimste Erfindung des menschlichen Geistes, durch eine Eisenbahn ersetzt werden wird.

Geschichte des Dorfs.

Die Geschichte jeder Residenz, sei es auch nur eines Residenzdorfes, steht mit der Geschichte seines regierenden Hauses und folglich auch mit der Staatengeschichte in näherer Verbindung. Es ist daher die Geschichte des hier residirenden Grafenhauses Stolberg-Roßla, so weit solche auf den Ort Bezug hat, hier einzuflechten.

Die Entstehung eines Orts liegt nicht minder als die eines einzelnen Wesens meist im Dunkeln, aus dem ganz einfachen Grunde, weil die Kindheit seiner Entstehung mit der Kindheit seiner Bewohner gewöhnlich zusammenfällt, und daher mährchenhafte Tradition die einzige geschichtliche Quelle ist. Nur solche Städte, welche mit der Schnur und dem Winkelmaß gebaut sind, wie Karlsruhe, Mannheim, die Friedrichsstadt von Berlin u. s. w. mögen ihren Geburtstag feiern, aber dafür müssen sie das entbehren, was oft ein werthloses Möbel zur Bedeutung erhebt, — die geschichtliche Erinnerung.

Roßla, wir müssen es gestehen, ist nicht nach dem Lineal gebaut, aber es hat seine Geschichte, seine uralte Geschichte. Die Hauptgewährsleute sind:

a) des Magisters Zeitfuchs, Diaconi Stolbergensis, Kirchen- und Stadthistorie von Stolberg, darinnen von allen Merkwürdigkeiten, so in hiesiger Residenz und Lande vorgegangen, verhandelt wird; Frankfurt und Leipzig bei Andreas Schallen. 1717.

b) Julii Bernhardi v. Rohr, Merkwürdigkeiten des Oberharzes, welche von denen Orten, Flecken, Grafschaften ꝛc. handelt; Frankfurt und Leipzig, verlegt bei Michael Blochberger. 1739.

c) vor allen aber ein in hiesiger Schloßbibliothek befindliches Manuscript mit folgendem Zopftitel:

„Topographische und historische Merkwürdigkeiten der güldenen „Aue, besonders der hochgräflichen Residenz Roßlae „und behörigen Orthayen zu Beförderung und Aufnahme „der Historie des Vaterlandes denen jetzt lebenden theils „zum Plaisir, theils zur nöthigen Nachricht, denen spätern „Nachkommen aber zum guten und nützlichen Andenken „wohlmeinend aufgezeichnet und mühsam colligiret von Jo„hann Conrad Kranoldt, pastor Dietersdorffensis."

Nach der Meinung des letztern soll Roßla zu der nämlichen Zeit wie Stolberg, Frankenhausen und Sachsenburg, also ungefähr um das Jahr 530 entstanden sein. Es ließen sich damals nach Vertreibung des Thüringischen Königs Hermanfried die Sachsen in dieser Gegend nieder und gründeten an der Helme einen Ort, der eine vorzüglich gute Pferdeweide hatte, und deshalb Roßaue, verkürzt Roßla genannt wurde. Daß sich dieser Distrikt hauptsächlich mit der Pferdezucht beschäftigte und einen kräftigen Schlag Pferde lieferte, ist im römischen Schriftsteller Flaccus Vegetius Renatus unter Valentinian zu lesen, so wie sich denn noch jetzt bei Roßla ein Berg befindet, welcher der Roßberg genannt wird. Auch liegt noch heute unfern Roßla ein Rieth, das Pfingstfleck genannt, auf welchem die Pferde bis Pfingsten das Weiderecht haben und bei dem nächtlichen Scheine eines Feuers gehütet werden.

Julius Bernhard von Rohr leitet zwar den Namen Roßla von „Rosenaue" ab, und der alte Pastor Kranold ist von dieser poetischen Fiction so begeistert, daß er sofort folgendes „Epigramma" dazu macht:

Roßla deine Lieblichkeiten
Sammt dem schönen Lustrevier
Kann den Namen geben dir:
Eine Rose dieser Zeiten.
Güldne Aue ist der Garten,
Wo man diese Rose sieht,
Wo selbst Stolbergs Hoheit blüht,
Dessen Glanz sie kann bearten.

Allein Roßla von den „Rosen" abzuleiten, ist eine Derivation, wie lucus a non lucendo, man müßte denn annehmen, daß die

vielen Klatschrosen in den Getreidefeldern der Au dem Orte den Namen gegeben hätten.

Unser ehrwürdiger Kranold, welcher von dem Glanze Roßlas durchdrungen ist, wie Livius von der Größe Roms, behauptet, dieses Residenzdorf sei zu denen alten Zeiten eine Stadt gewesen. Er hat dafür sechs Argumente angeführt, von denen wir nur zwei hervorheben. Das erste besteht darin, daß bei einer Ausgrabung mehrere bedeutende Thorüberreste, namentlich nach Bennungen zu ein Thor mit der Aufschrift:

Pax intrantibus et exeuntibus

gefunden worden ist. Auch ist das letztere Thor 1643 neu ausgebessert und zwar laut eines alten Manuscripts mit Hans Schurchten in Bennungen seinem steinernen Thore, welches für zehn Thaler angekauft wurde. — Den zweiten und hauptsächlichsten Grund leitet Kranold aus dem uralten Schlosse mit großem steinernen Thurme her, „als welches sich schwerlich in einem Dorfe könne befunden haben."

Pflichtet man der Ansicht, daß Roßla früher eine Stadt gewesen, bei, alsdann würde anzunehmen sein, daß es der Residenzort eines thüringischen Gaugrafen gewesen ist. Unter den deutschen Kaisern war nämlich Thüringen in verschiedene Gaue (pagi) eingetheilt, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß gerade Roßla den Mittelpunkt des namentlich erwähnten Helmgaues gebildet hat.

Im Meibomius und den alten Kelbraer Antiquitäten findet sich auch schon 1252 ein gewisser Wichmannius und 1275 ein gewisser Gerhardus, welche sich milites (Ritter) de Rossla schreiben. Ferner kommt in der Kloster Nienburgischen Chronik ein Dichter Henricus de Rossla vor, welcher ein lateinisches Gedicht von den sächsischen Kriegen und Verwüstungen geschrieben hat. Im Kranold finden sich Proben davon.

Endlich wird Roßla schon zur Zeit des Bauernkrieges in den damaligen Urkunden erwähnt (cf. Zeitfuchs Chronik) und zwar als Mittelpunkt eines besonderen Amtes, wozu die Dörfer Bennungen, Breitungen und Rosperwende gehörten.

Aus allen diesem ergiebt sich wenigstens so viel, daß Roßla, wenn auch gerade keine Stadt, doch ein sehr alter, mit einem Schlosse versehener und früher befestigter Ort war, der irgend einem Ritter oder Grafen zu alter Zeit als Residenz diente, und es ist um so mehr zu verwundern, ja man möchte es fast für Neid halten, daß Leuckfeld in seiner Chronik von Kelbra und der Umgegend Roßla's auch nicht mit einer Silbe gedenkt.

In politischer Beziehung hat Roßla das Schicksal so vieler deutscher Länder und Orte getheilt: es hat die Herren gewechselt, wie ein Frauenzimmer die Kleider. Das ganze Mittelalter hindurch bis zum Wiener Congreß ist es im steten Zahnen begriffen gewesen.

Im 11ten Jahrhundert hatte es Graf Heinrich von Nordheim, der Fette, im 12ten die Grafen von Rothenburg, im 13ten die Grafen von Beichlingen. Im Jahre 1400 kam es endlich nach dem Aussterben der Grafen von Beichlingen an den Grafen von Stolberg und

Hohnstein, Botho VI., der zu gleicher Zeit die Grafschaft Wernigerode erblich überkommen hatte.

Besage eines alten Manuscripts offerirte dieser Botho das Amt Roßla dem Landgrafen zu Thüringen zu Lehn, und dessen Nachfolger, Graf Botho VII., verschrieb Roßla und Bennungen (mit Herzogs Wilhelm von Sachsen Adprobation) seiner Gemahlin, Frau Annen, gebornen Gräfin von Schwarzburg, zum Leibgedinge (1458). Von dieser Zeit her schreibt sich die Verschwägerung des Hauses Stolberg mit dem Hause Schwarzburg.

Nach dem Tode Botho VII. fiel Roßla an Graf Heinrich VIII., welcher mit dem Kurfürst Friedrich dem Weisen in Begleitung des berühmten Malers Lucas Kranach zum heiligen Grabe reiste, und sich nach seiner Heimkehr erst mit Gräfin Mathilde von Mannsfeld und nach deren Ableben mit der Pfalzgräfin am Rhein Tochter, Frau Elisabeth von Würtemberg, verheirathete. Von da ab datirt sich die Verwandtschaft des Hauses Stolberg mit dem Königshause Würtemberg. Heinrich VIII. starb 1508.

Dessen Sohn und Nachfolger war Botho der Glückselige, Graf zu Stolberg, Wernigerode und Hohnstein, Herr zu Heringen und Kelbra, und in der Folge auch durch die Erbschaft seiner Gemahlin Anna, Besitzer der Herrschaften Königstein, Epstein, Rochsfort, Münzenberg, Breuberg und Aigmont. In ihm vereinigt sich der Glanzpunkt des Hauses Stolberg, und wenn Vornehmheit mit Verstand, Reichthum mit Gesundheit ein Glück genannt werden kann, dann verdient er vor Allen den Beinamen felix. Lassen wir seine Geschichtschreiber über ihn reden:

„Graf Botho war sonderlich ein Herr von güldenen Zeiten. Wir mögen ansehen seine hohe Geburt, glückliche Education, hohen Verstand, tapferes Ansehen, vergnügte Vermählung, langwierige Regierung, Wachsthum an Land und Leuten, sonderlich auch seinen reichen Ehesegen, und was das fürnehmste, die Aufnahme und Ausbreitung des heiligen Evangelii, so wird kein unpassionirter den Ruhm eines glückseligen diesem Herrn absprechen, wie er denn schon längst bei denen Scribenten den Namen equitis aurati auctoritate et virtute insignis meritiret hat. Im 27. Jahre seines Alters — 1494 — war er glücklich von Jerusalem wieder kommen und hat darauf den Orden des güldenen Fließes, unter den weltlichen Orden den fürnehmsten, von Kaiser Carl V. erlangt."

Auch Dr. Martin Luther erwähnt Botho des Glückseligen in seinen Tischreden. Es mochte nämlich dem tapfern Grafen im gelobten Lande nicht sonderlich unter den Sarazenen behagt haben, und er pflegte daher nach seiner Heimkehr vom heiligen Grabe öftens zu sagen: Er nähme sein Land, die güldene Au genannt, sammt Roßla, und wollte einem Andern gern das gelobte Land überlassen.

Der gute Pastor Kranold, dessen Horizont sich wohl mit der Dietersdörfer Landgemeinde abschließen mochte, zieht hieraus die

ernsthafte Folgerung, daß es in Roßla noch schöner sein möchte, als in Jerusalem, und knüpft blumenreiche Tiraden daran, wasmaßen es in Roßla für sonderlich Gemüs nnd Fische gebe, als da sind Schmerlin, Aalsreischen u. s. w. Wir wollen dies dahin gestellt sein lassen, und als Gipfel des Glücks für Botho felix nur noch eines im Archive befindlichen Diploms Kaiser Carl V. erwähnen, worin Graf Botho zum Reichsfürstlichen Rathe ernannt ward.

Von seinen 13 Kindern folgte ihm in der Regierung Graf Heinrich (1538) und diesem Graf Christoph (1567—1638). Während der Regierung des letztern ward das Amt Roßla an Ehrich Volkmann von Berlepsch, Kurfürstl. Sächsischen Geheimrath und Oberhofrichter in Leipzig, Oberhauptmann in Thüringen verpfändet, und blieb bis zum Jahre 1650 bei der Familie von Berlepsch.

Es fiel diese Zeit gerade in den dreißigjährigen Krieg, und die güldene Au ward damals häufig von Kaiserlichen Freibeutern beunruhigt.

„Anno 1646 — so erzählt unser Historiograph — ist des Nachts eine räuberische Partei von 140 Pferden Kaiserlicher Freibeuter zu Kelbra eingefallen, hat des Bürgers Hirschberger Knecht vor der Thüre todtgeschossen, wie auch zwei Musquetiere, so aus Erfurt auf Exekution hier gelegen, massacriret. In solchem Alarm hat die Stadt Kelbra den Herrn Otto Wilhelm von Berlepsch, einen tapfern und wohlgelahrten Herrn, der damals in Roßla residirte, um Hülfe angerufen, welcher auch alsbald seine Unterthanen durch einen Trommelschlag zusammenrufen lassen. Hierauf kam nochmals Post von Kelbra, die Kaiserlichen hätten nicht mehr denn 40 Pferde, worauf der von Berlepsch mit etlichen seiner Diener und Einwohner zu Roßla und Bennungen denen Kaiserlichen nachsetzte, von selbigen in ein enges Thal bei Tilleda, das Mehlthal geheißen, gelocket, allda von 140 Feinden umringt und attaquiret worden. Es entstund ein blutiges Scharmützel, worin ein feindlicher Kapitain-Lieutenant tödtlich blessiret worden, und 22 von den Unsrigen auf dem Platze blieben, da keine Nachfolge noch Hülfe, wie von denen Kelbraischen versprochen worden, nachkommen."

Der Otto Wilhelm von Berlepsch entrann glücklich der Gefahr, und residirte noch bis zum Jahre 1650 auf dem Schlosse zu Roßla.

Indessen war aber die Grafschaft Stolberg auf Graf Christophs Söhne, Namens Heinrich Ernst und Johann Martin gefallen, und von diesen dahin getheilt worden, daß Heinrich Ernst die Grafschaft Wernigerode und Johann Martin die Grafschaft Stolberg nebst Roßla und Ortenberg erhielt. Der letztere erheirathete auch durch seine Gemahlin, eine geborne Gräfin von Barby, die nöthige Geldsumme, um das verpfändete Amt Roßla wieder einlösen zu können; allein der Herr von Berlepsch wollte in Güte nicht weichen, und es entspann sich daher ein Prozeß, in welchem der Graf Johann Martin obsiegte und Berlepsch exmittiret wurde (1650).

Hohnstein, Botho VI., der zu gleicher Zeit die Grafschaft Wernigerode erblich überkommen hatte.

Besage eines alten Manuscripts offerirte dieser Botho das Amt Roßla dem Landgrafen zu Thüringen zu Lehn, und dessen Nachfolger, Graf Botho VII., verschrieb Roßla und Bennungen (mit Herzogs Wilhelm von Sachsen Adprobation) seiner Gemahlin, Frau Annen, gebornen Gräfin von Schwarzburg, zum Leibgedinge (1458). Von dieser Zeit her schreibt sich die Verschwägerung des Hauses Stolberg mit dem Hause Schwarzburg.

Nach dem Tode Botho VII. fiel Roßla an Graf Heinrich VIII., welcher mit dem Kurfürst Friedrich dem Weisen in Begleitung des berühmten Malers Lucas Kranach zum heiligen Grabe reiste, und sich nach seiner Heimkehr erst mit Gräfin Mathilde von Mannsfeld und nach deren Ableben mit der Pfalzgräfin am Rhein Tochter, Frau Elisabeth von Würtemberg, verheirathete. Von da ab datirt sich die Verwandtschaft des Hauses Stolberg mit dem Königshause Würtemberg. Heinrich VIII. starb 1508.

Dessen Sohn und Nachfolger war Botho der Glückselige, Graf zu Stolberg, Wernigerode und Hohnstein, Herr zu Heringen und Kelbra, und in der Folge auch durch die Erbschaft seiner Gemahlin Anna, Besitzer der Herrschaften Königstein, Epstein, Rochsfort, Münzenberg, Breuberg und Aigmont. In ihm vereinigt sich der Glanzpunkt des Hauses Stolberg, und wenn Vornehmheit mit Verstand, Reichthum mit Gesundheit ein Glück genannt werden kann, dann verdient er vor Allen den Beinamen felix. Lassen wir seine Geschichtschreiber über ihn reden:

„Graf Botho war sonderlich ein Herr von güldenen Zeiten. Wir mögen ansehen seine hohe Geburt, glückliche Education, hohen Verstand, tapferes Ansehen, vergnügte Vermählung, langwierige Regierung, Wachsthum an Land und Leuten, sonderlich auch seinen reichen Ehesegen, und was das fürnehmste, die Aufnahme und Ausbreitung des heiligen Evangelii, so wird kein unpassionirter den Ruhm eines glückseligen diesem Herrn absprechen, wie er denn schon längst bei denen Scribenten den Namen equitis aurati auctoritate et virtute insignis meritiret hat. Im 27. Jahre seines Alters — 1494 — war er glücklich von Jerusalem wieder kommen und hat darauf den Orden des güldenen Fließes, unter den weltlichen Orden den fürnehmsten, von Kaiser Carl V. erlangt."

Auch Dr. Martin Luther erwähnt Botho des Glückseligen in seinen Tischreden. Es mochte nämlich dem tapfern Grafen im gelobten Lande nicht sonderlich unter den Sarazenen behagt haben, und er pflegte daher nach seiner Heimkehr vom heiligen Grabe öfters zu sagen: Er nähme sein Land, die güldene Au genannt, sammt Roßla, und wollte einem Andern gern das gelobte Land überlassen.

Der gute Pastor Kranold, dessen Horizont sich wohl mit der Dietersdörfer Landgemeinde abschließen mochte, zieht hieraus die

ernsthafte Folgerung, daß es in Roßla noch schöner sein möchte, als in Jerusalem, und knüpft blumenreiche Tiraden daran, wasmaßen es in Roßla für sonderlich Gemüs nnd Fische gebe, als da sind Schmerlin, Aalsreischen u. s. w. Wir wollen dies dahin gestellt sein lassen, und als Gipfel des Glücks für Botho felix nur noch eines im Archive befindlichen Diploms Kaiser Carl V. erwähnen, worin Graf Botho zum Reichsfürstlichen Rathe ernannt ward.

Von seinen 13 Kindern folgte ihm in der Regierung Graf Heinrich (1538) und diesem Graf Christoph (1567—1638). Während der Regierung des letztern ward das Amt Roßla an Ehrich Volkmann von Berlepsch, Kurfürstl. Sächsischen Geheimrath und Oberhofrichter in Leipzig, Oberhauptmann in Thüringen verpfändet, und blieb bis zum Jahre 1650 bei der Familie von Berlepsch.

Es fiel diese Zeit gerade in den dreißigjährigen Krieg, und die güldene Au ward damals häufig von Kaiserlichen Freibeutern beunruhigt.

„Anno 1646 — so erzählt unser Historiograph — ist des Nachts eine räuberische Partei von 140 Pferden Kaiserlicher Freibeuter zu Kelbra eingefallen, hat des Bürgers Hirschberger Knecht vor der Thüre todtgeschossen, wie auch zwei Musquetiere, so aus Erfurt auf Exekution hier gelegen, massacriret. In solchem Alarm hat die Stadt Kelbra den Herrn Otto Wilhelm von Berlepsch, einen tapfern und wohlgelahrten Herrn, der damals in Roßla residirte, um Hülfe angerufen, welcher auch alsbald seine Unterthanen durch einen Trommelschlag zusammenrufen lassen. Hierauf kam nochmals Post von Kelbra, die Kaiserlichen hätten nicht mehr denn 40 Pferde, worauf der von Berlepsch mit etlichen seiner Diener und Einwohner zu Roßla und Bennungen denen Kaiserlichen nachsetzte, von selbigen in ein enges Thal bei Tilleda, das Mehlthal geheißen, gelocket, allda von 140 Feinden umringt und attaquiret worden. Es entstund ein blutiges Scharmützel, worin ein feindlicher Kapitain-Lieutenant tödtlich blessiret worden, und 22 von den Unsrigen auf dem Platze blieben, da keine Nachfolge noch Hülfe, wie von denen Kelbraischen versprochen worden, nachkommen."

Der Otto Wilhelm von Berlepsch entrann glücklich der Gefahr, und residirte noch bis zum Jahre 1650 auf dem Schlosse zu Roßla.

Indessen war aber die Grafschaft Stolberg auf Graf Christophs Söhne, Namens Heinrich Ernst und Johann Martin gefallen, und von diesen dahin getheilt worden, daß Heinrich Ernst die Grafschaft Wernigerode und Johann Martin die Grafschaft Stolberg nebst Roßla und Ortenberg erhielt. Der letztere erheirathete auch durch seine Gemahlin, eine geborne Gräfin von Barby, die nöthige Geldsumme, um das verpfändete Amt Roßla wieder einlösen zu können; allein der Herr von Berlepsch wollte in Güte nicht weichen, und es entspann sich daher ein Prozeß, in welchem der Graf Johann Martin obsiegte und Berlepsch exmittiret wurde (1650).

Im November desselben Jahres — Hans Martin residirte damals in Stolberg — überfiel plötzlich Otto von Berlepsch das Schloß zu Roßla, erließ eine fulminante Proklamation, verjagte den erschrockenen Amtmann und blokirte sich in dem mit einem Teiche rings umgebenen Schlosse. Zu seiner Deckung requirirte er 15 Personen aus jeder Gemeinde, welche auch sämmtlich kamen, mit Ausnahme der Rosperwender. Diese hatten gerade Kirmeß und blieben daher aus.

Als Hans Martin diesen Ueberfall erfuhr, bewaffnete er 200 Stolberger und rückte mit seiner Armee, welche von einem Rittmeister und einem Fähndrich Namens Buchmann aus Schwenda kommandirt wurde, in Roßla ein, indem er mit seiner Mannschaft das Schloß blokirte. Berlepsch blieb ruhig in dem Schlosse stecken und wich nicht eher, als bis er von einem Kurfürstl. Sächsischen Kommissar, den Hans Martin in eigener Person von Dresden hergeholt hatte, ausgewiesen und nach Dresden spedirt wurde.

„Seine hochgeborne Gnaden, Herr Hans Martin schienen indeß dem Landfrieden nicht zu trauen, und hielten daher dann und wann Musterung über die Roßlaner, auch exercierten sie solche ein. Sothanes Exercitium lief jedoch im Jahre 1656 höchst trauersam ab. Die guten Roßlaner bekamen nämlich gefährliche Instrumente — Flinten — in die Hände und einer von ihnen schoß an der Schaflücke in Fritz Arends Scheune dergestalt, daß ein schrecklicher Brand entstund und in 3 Stunden fast alle Feuerstätten, selbst die Kirche und Pfarre in Asche gelegt wurden und nur das hochgräfliche Schloß unversehrt stehen blieb. Während des Feuers erhob sich ein Geschrei, als ob das Unglück von dem Kapitain Cröppen, welcher denen Unterthanen sollte vorgestellt werden, solche zu exerciren, hergekommen wäre. Als hat Cyriacus Schneidewind, welcher das Seinige auch mit eingebüßt hatte, einen Schuß auf selbigen Capitanum gethan, welcher aber nicht tödtlich gewesen. Der Thäter wurde nach Kelbra in Verhaft gebracht, und es entstund ein endloser Jammer und Seufzen." —

Roßla erstand jedoch unter der Regierung Christoph Ludwigs wie ein Phönix aus der Asche, und dieser Herr liebte den Ort dergestalt, daß er anno 1684—1686 seine Residenz daselbst aufschlug, und ob er schon nachher wieder nach Stolberg zog, so kam er doch fast wöchentlich einmal nach Roßla.

Im Jahre 1706 endlich wurde Roßla für immer ein Residenzdorf. Es theilten sich nämlich die beiden Söhne Christoph Ludwigs in die Grafschaft dergestalt, daß Christoph Friedrich die Grafschaft Stolberg-Stolberg, Jost Christian dagegen die Grafschaft Stolberg-Roßla und Ortenberg erhielt. Von nun an war das Land der Stolberger, welches unter Botho dem Glückseligen den Keim eines Königreichs in sich trug, in drei Grafschaften zersplittert, und nur daher kann man sich erklären, wie es bei allen spätern politischen Erschütterungen und bei der Auflösung des deutschen Reichs nicht

in die Reihe der Fürstenthümer eintrat, ungeachtet seine Besitzer an Ebenbürtigkeit und Hoheit der verwandtschaftlichen Verhältnisse mit den ersten Fürsten Deutschlands wetteiferten. Es blieb unter Sachsen mediatisirt und ging in diesem Zustande an Preußen über. Zum Herrschen geboren, mußte es das Loos der Standesherren theilen.

Für Roßla war dies jedenfalls ein Glück zu nennen, weil es hinfort der Hauptsitz der Stolberg-Roßlaer Linie geblieben ist.

Nach dem Tode Jost Christians residirte nämlich zu Roßla dessen Sohn Friedrich Botho (der Dicke), dann vom Jahre 1811 ab dessen Bruder Graf Wilhelm und endlich seit dem Jahre 1826 bis jetzt Graf August.

Die Stolberg-Roßlaische Linie steht gegenwärtig nur noch auf 4 Augen, indem die von Friedrich Botho herstammende Descendenz mit dem Grafen Wilhelm ganz erloschen ist, und der von Johann Martin abstammende jetzt regierende Herr Graf August nur einen männlichen Descendenten, den Grafen Carl hat. Derselbe hat auch nur eine Tochter, Gräfin Elisabeth, welche mit dem Grafen Wilhelm zu Stolberg-Wernigerode auf Jannowitz vermählt ist.

Roßla wie es jetzt ist.

Wir beginnen mit den höchsten Gegenständen, den Thürmen. Schon Julius von Rohr berichtet, „wie es zur großen Ehre sothanen Dorfes gereiche, daß man allda zwei Seiger schlagen höre, so die Stunden und Viertelstunden anzeigeten." Das eine ist der Kirch-, das andere der Schloßthurm. Beide unterscheiden sich sehr wesentlich dadurch von einander, daß der erstere von dickleibiger, der letztere dagegen von schlanker Figur ist; jener eine derbe vernehmliche, dieser eine hofmännisch leise Glockenstimme hat; jener im Baß zur Kirche, dieser im Discant zur Tafel ruft; jener die Fahne schlecht, dieser sie gut nach dem Winde dreht.

Der Schloßthurm und später auch das Schloß haben bereits vor einiger Zeit eine vermehrte und verbesserte Auflage erlitten, der Kirchthurm und die Kirche stehen noch auf Wartegeld, und tragen derzeit einen geflickten und verwachsenen Rock. Indeß haben sie gute Aussicht auf Avancement.

Es hat nämlich Graf Wilhelm aus seinem Allodialvermögen eine milde Stiftung von wenigstens 400,000 Thaler gegründet, aus welcher unter andern alle desolaten Kirchen und Schulen der Grafschaft mit der Zeit neu erbaut werden sollen. Durch dieses wohlthätige Institut hat der eben so scharfe als scharfsichtige Stifter nicht nur seine Hausdienerschaft für treu geleistete Dienste mit Gräfl. honetten Pensionen belohnt, sondern auch die Pfarrer und Kantoren durch Gehaltszulagen von dem Pflug und der Mistgabel emancipirt. Ja für die pastores loci, deren Zulage mit dem Absterben der Pensionaire wächst, sind die Aussichten so süß und lockend, daß ihr zeitlicher Segen mit Gottes Kinder Segen für die Zukunft gleichen Schritt halten wird.

Ein unsterbliches Verdienst hat sich aber der Gründer der Wilhelmsstiftung vorzüglich dadurch erworben, daß 12 arme Waisenkinder der Grafschaft in diese Stiftung aufgenommen und nicht nur in Allem frei gehalten, sondern auch nach ihrem Austritt noch ein genügendes Kapital zu ihrer Ausstattung übrig behalten.

Und man denke sich, dieser eben so sparsame als genereuse Mann überkam eine Schulden halber in Sequestration befangene Grafschaft und hinterließ sie schuldenfrei mit wenigstens 500,000 Thaler baarem Allodial-Vermögen!

Für die Verschönerung seiner Residenz Roßla hat er denn freilich wenig oder gar nichts gethan; er wohnte in einem winkeligen und balkigen Schlosse, das gleichsam in den pontinischen Sümpfen lag. Denn es war ringsum von einem Teiche umgeben, der im Sommer mephytische Dünste aushauchte, und nur für die Morast liebenden Karpfen vergnüglich, für anders construirte Nasen dagegen unbehaglich war. Diese geringe Berücksichtigung der äußern Umgebungen mochte wohl vorzüglich darin ihren Grund haben, daß Gesicht und Gehör des Grafen Wilhelm in der letzten Hälfte seines Lebens sehr schwach waren und am Ende fast ganz ausgingen.

Das alte Schloß hat jetzt einen neuen ganz stattlichen Flügel bekommen, und der grüne Meerlinsenteich ist in ein duftiges Bosquet verwandelt worden. Der alte und neue Bau sind indeß so wenig eine Einheit geworden, wie die englische Constitution oder die preußische Gerichtsordnung. Das alte Princip kämpft mit dem neuen, das hintere Gebälk mit dem vordern Balkone; die korintischen Säulen erinnern an Italien, die Biberschwänze des hintern Amthorschen Dachs an Hinterpommern. Es theilt das Schloß das Schicksal großer Dome, nur mit dem Unterschiede, daß bei den letztern der alte Kern gut und der neue Anbau schlecht ist.

Unter den Auspicien des kräftigen lebensfrohen Nachfolgers ist indeß für das Ebenmaß der Architektonik die erfreulichste Aussicht vorhanden, zumal wenn umgekehrt, wie früher beim Teiche geschehen mußte, kein Damm gemacht, sondern noch einer weggeräumt wird. Dann eröffnet sich für die Umgebung des Schlosses der lachendste Wiesenteppich, welcher nach Gefallen in eine schöne Parkanlage verwandelt werden kann.

Im Schlosse selbst befindet sich eine ansehnliche Bibliothek, welche der als einheimischer Schriftsteller bekannte Kanzleirath Friedrich Rothmaler geordnet und mit einem Katalog versehen hat. Den Antiquitätensammlern empfehle ich zwei kostbare Dokumente dieser Bibliothek, nämlich:

a) eine rare deutsche Bibel, welche der selige Doctor Lutherus mit eigener Hand corrigiret und eins um das andere in margine notiret hat; es ist dieselbe anno 1541 durch Hans Lufften in Wittenberg gedruckt worden;

b) einen türkischen Alkoran, welcher bei der Eroberung der Festung Pesth anno 1602 mit erbeutet worden ist.

Auch neuerdings ist die Bibliothek durch die Intelligenz des jetzt regierenden Herrn Grafen August, dem keine nur etwas bedeutende Erscheinung unserer Literatur verborgen bleibt, erheblich vermehrt worden. Unter andern prangt darin das Riesen-Conversations-Lexikon unserer Zeit von Ersch und Gruber, das zu seiner Vollendung noch ein halbes Jahrhundert gebrauchen und dann in seinen ersten Theilen wieder unvollendet sein wird, weil das Leben um einer Real-Encyclopädie halber nicht still steht.

Durch die Humanität und Leutseligkeit der Gräflichen Familie steht diese Privatbibliothek, worin fast alle europäischen Klassiker zu finden, jedem offen, der ihrer bedarf, und wenn man dabei die mancherlei Zeitungen, den Schwall von Zeitschriften und die vielen andern Bücher berücksichtigt, welche in der ausgebreiteten Roßlaer Lesegesellschaft jährlich neu angeschafft werden, so wetteifert gewiß Roßla an Material zur Geistesbildung mit den größten Städten.

Es sind aber auch eine solche Menge gebildeter Familien in den 1600 Einwohnern dieses Dorfes zusammengedrängt, als man oft in Provinzialstädten von 5 bis 6000 Einwohnern nicht findet. Die Ursache davon ist folgende:

Den Herren Grafen zu Stolberg steht nicht nur die unbedingte Patrimonial-Jurisdiction, sondern auch im beschränkten Umfange eine geistliche und polizeiliche Administrativgewalt zu. Die Folge davon ist, daß sie ihre Gerichte, ihre Consistorien und ihre Polizeibeamten haben müssen. Bis zum Jahre 1836 bestand in Roßla eine Justizkanzlei, welche richterliche Behörde, Administration und Consistorium zugleich war. Unter ihr bestand das Justizamt, welches die Gerichtsbarkeit über die landsässigen Einwohner ausübte, während die Justizkanzlei den eximirten Gerichtsstand der schriftsässigen bildete, und in den Fällen, wo das Justizamt in erster Instanz entschieden hatte, in appellatorio erkannte. Schon mit Einführung des jetzigen preuß. Gesetzes, wornach ein Urtel zweiter Instanz von 5 Richtern abgefaßt sein soll, hörte die Function der Justizkanzlei als Appellations-Behörde factisch auf, weil sie nur aus 3 richterlichen Beamten bestand. Im Jahre 1836 ward die Justizkanzlei sammt dem Justizamte gänzlich aufgehoben, und an deren Stelle trat ein Landgericht. Die Veranlassung gaben die Aemter Kelbra und Heringen. Diese waren früher von dem Grafen Stolberg an Schwarzburg-Rudolstadt verpfändet, wurden vom letztern im Jahre 1819 an Preußen abgetreten, und sodann in Folge eines im Jahre 1836 abgeschlossenen Vergleichs von der Krone Preußen den Grafen zu Stolberg zurückgewährt. Das Amt Heringen erhielt Stolberg-Stolberg und das Amt Kelbra Stolberg-Roßla zugetheilt. In Kelbra bestand ein preußisches Gerichtsamt; letzteres wurde eingezogen und nebst der Justizkanzlei und dem vormaligen Justizamte zu einem Richter-Collegium, dem jetzigen Landgerichte, vereinigt, das aus einem Director und drei Mitgliedern besteht.

Diese Behörde hat die volle Gerichtsbarkeit in Civil- und Criminalsachen innerhalb der Grafschaft, und als Ersatz für die aufge-

gebene Appellations-Instanz auch die Jurisdiction über alle eximirte Personen und Sachen, dergestalt, daß nicht nur alle Beamten innerhalb der Grafschaft, gleichviel ob Königliche oder Gräfliche, sondern auch einige dreißig Rittergüter ihrem forum unterworfen sind. In criminalrechtlicher Beziehung führt dies Landgericht die Untersuchung in allen Fällen, und auch die Befugniß zu erkennen hat es überall, außer bei einigen pplitischen und Kapital-Verbrechen. Seine Jurisdiction ist also weit ausgedehnter, als die der preußischen Land- und Stadtgerichte, und außerdem ist es noch die Lehnscurie für die Gräflich Stolberg-Roßlaischen Lehne.

Drei Viertel dieses Gerichts nebst dem jedesmaligen Superintendenten zu Roßla und einem dazu besonders ernannten Consistorial-Assessor bilden das Consistorium der Grafschaft, dessen Chef der regierende Herr Graf selbst ist, und das nicht unter der Regierung zu Merseburg, sondern unmittelbar unter dem Oberpräsidenten der Provinz Sachsen steht. Dieses Consistorium führt die Aufsicht über alle geistlichen Angelegenheiten der Grafschaft und über die milden Stiftungen, folglich auch über die Administration der Wilhelmsstiftung.

Die früher mit der Justiz vereinigt gewesene Polizei ist modernen Grundsätzen gemäß, seit dem Jahre 1836 davon getrennt und einem ganz besonderen Polizeirathe übergeben worden.

Der nervus rerum gerendarum — die Gräflichen Finanzen — werden von einem besonderen Kammer-Collegio, aus einem Director und zwei Räthen bestehend, verwaltet. Diese Behörde dirigirt und vereinnahmt die ganzen Einkünfte der Grafschaft, und vertritt bei rechtlicher Verfolgung der Lehns- und Zinsgefälle unmittelbar die Person des Herrn Grafen.

Was für ein Personal zur Ausführung dieser geistlichen und weltlichen, polizeilichen, finanziellen und juristischen Geschäfte nöthig ist, kann sich der Leser wohl denken, besonders wenn ihm der preußische Formengang nicht unbekannt ist; und wenn ich ihm vollends noch erzähle, daß hier auch für die Gesundheit durch einen Kreisphysikus und Apotheker, und für die Prozesse durch zwei Justizkommissarien gesorgt ist, außerdem aber eine Post, Kaufleute, Oekonomen ꝛc. nicht fehlen; so wird man mir gewiß recht geben, wenn ich behauptet habe, daß wohl nirgends in der Welt in einem Dorfe so viele Elemente geselliger, ja wissenschaftlicher Bildung vorhanden sind, als in Roßla, daß es daher in seiner Art als Dorf eben so einzig dasteht, wie einst Rom als Stadt.

Seine Soldateska ist freilich nach Abschaffung des letzten der Kammerhusaren auseinander gegangen, und in dem Zeughause logirt nur noch ein Feuerinstrument, und noch dazu ein solches, wodurch nicht das Feuer entzündet, sondern gelöscht wird — eine friedliche Spritze. — Allein wozu bedarf es der Kanonen, hat doch eine Heerde Gänse dem Capitol mehr Dienste geleistet, als eine Armee Wächter, und beim heiligen Martin, an solchen Vertheidigern leiden wir keinen Mangel.

Julius Bernhard von Rohr rühmt auch Roßla's Pflaster. Ob die Steine seitdem abgelaufen worden sind, oder ob er damit die Lehmpflaster meint, die sich zur nassen Jahreszeit — daß heißt die Hälfte des Jahres — an die Füße der Ausgehenden anhängen, lassen wir dahin gestellt sein. Uns will es bedünken, als ob gerade durch den Mangel dieses Communications-Mittels Roßla seine Dorf-Physiognomie am meisten zur Schau trüge. Ja, wenn die Kleider der Frauenzimmer so fort wachsen, wie die Kragen der Herren abnehmen, so müssen wir am Ende, wie unsere Vorfahren, die Stelzen wieder einführen. Zur trockenen Jahreszeit haben wir freilich auch wieder den Vortheil, des Straßenkehrens überhoben zu sein. Das Ober- und Mitteldorf erfreut sich zwar an den Häusern hin eines leidlichen Weges; da unten aber ist's fürchterlich, der Mensch versuche die Götter nicht!

Und doch streben die Roßlaner Spatziergänger so gern nach unten, um in den sogenannten Hofgarten zu gelangen. Es ist dies ein großer herrschaftlicher Garten am Ende des Orts, mit einem Gewächshause und gewaltigen Gemüsebeeten, welche von Heimbuchenwänden in der Manier Ludwigs XIV. eingeschlossen sind. Dieser Garten hat viel Anlage zu Anlagen, denn er ist von der Helme durchschnitten, mit einem lachenden Riethe in Verbindung und im blauen Hintergrunde von den Ruinen des Kyffhäuser begränzt. Obwohl zur Zeit das Princip des Nützlichen in ihm vorwaltet, so gewährt er doch den Spatziergängern einen recht angenehmen Zufluchtsort.

Einen zweiten Garten hat Roßla in seinem Gottesacker gewonnen. Dieser schaurige Ort, welcher in Dörfern oft recht kahl und öde mit seinen Kreuzen daliegt, ist in ein freundliches Asyl umgewandelt. Zu beiden Seiten der breiten Wege ziehen sich Rabbaten voll Blumen hin, und über die Mauern ragen Silberpappeln, Kugelakazien und Trauereschen. Sonderbar, daß gerade dieses Wirthshaus der Todten von einem der lebensvollsten Männer ausgeschmückt ist, von einem Manne, der am wenigsten gern dort liegen möchte, weil er der unvorgreiflichen Meinung ist, daß zu der Ewigkeit immer noch Zeit sein dürfte.

Ich meine unsern braven Schiedsmann Wilhelm Wartze, welcher um so mehr einer Erwähnung verdient, als er zu den seltenen Menschen gehört, die stets die besten Seiten ihrer Nebenmenschen hervorzuheben suchen. Ordentlich als hätte er den Sensemann cacheliren wollen, damit er so bald noch nicht auf der Nachbarschaft einkehrt, hat er diese oft so holprige Stätte recht gemüthlich und wohnlich eingerichtet. Die ganze Gemeinde Roßla wünscht ihm zur Belohnung dafür ein recht langes Leben.

Wenn der Todesacker den Sitz für die äußerste Linke bildet, weil der heftige Deputirte „Tod" Alles gleich machen will, so ist die directe Opposition dieses Orts gleichsam die äußerste Rechte, welche die Bestrebungen des Todes vernichten soll, — das neu angelegte Badehaus. Diese Anstalt ist für einen Ort, wo die Katarrhe so einheimisch sind, wie hier, von unberechenbarer Wichtigkeit. Es ist

nämlich ein im Mühlkolke befestigtes, zweckmäßig möblirtes hölzernes Haus, mit streng getrenntem Zweikammer-System, die eine Kammer für die Herren, die andere für die Damen. Aus dem Oberhause stürzt sich ein grober und feiner Strahl auf die Häupter der Badenden, und im Unterhause brausen und toben die Wellen. Eine Lust, sich in dieses kühlende Feuer zu stürzen!

Hiermit wären denn die Hauptmerkwürdigkeiten Roßlas beschlossen. Möge der Leser sich dieses sonderbare Dorf noch einmal auf dem Bilde recht in Augenschein nehmen und Lust bekommen, einmal den Versuch zu machen, wie die „Schenke" eines solchen wundersamen Dorfs aussehen mag. Schreiber dieses kann ihm versichern, daß dem Bilde des Dorfes durchaus nicht geschmeichelt, vielmehr solches von dem ehrenfesten Cand. theol. La Baume recht wacker und treu aufgenommen ist.

Roßla's Umgebungen.

Wenn nun der Leser ein Lüstchen verspüren sollte, hier einzukehren, so empfehlen wir ihm vor Allem zwei Orte in der Umgebung, nämlich den sogenannten Weinberg und den Bauerngraben. Wein wird er auf dem Weinberge gar nicht finden, und das ist recht gut. Denn bei den sieben magern Weinjahren haben wir ohnedem Sauerstoff genug, und den Weinhändlern noch mehr Gelegenheit zur Verfälschung zu verschaffen, das wäre Verleitung zur Sünde, und das thun die Roßlaner nicht. Der Wanderer mag sich also mit einer reizenden Aussicht begnügen, und den Wein bis nach Roßla in Gedanken behalten.

Ungefähr drei Viertelstunden von Roßla entfernt, liegt der sogenannte Bauerngraben, ein ovaler Teich von ungefähr einer Viertelstunde im Umfange, der auf der südlichen Seite von schroffen, zerklüfteten Gypsfelsen umgeben ist. Der Eindruck ist um so imposanter, als man plötzlich aus dem heitersten Waldgrün auf die schwindelnde Spitze dieser Trümmerfelsen tritt und in den ungeheuern Abgrund des kleinen See's hinabsieht. Die Gefahr des Standpunktes erhöht das Interesse. Die Gypsfelsen sind nämlich ringsum zerbröckelt und durchlöchert, und es scheint, als wolle sich auch das Stück, worauf man steht, alsbald ablösen. Die Möglichkeit ist auch sehr leicht gegeben. Denn schwefelsaurer Kalk (Gyps) lös't sich bekanntlich im Wasser. wenn auch nur langsam auf, und es ist daher vorauszusehen, daß diese Felsentrümmer immer weiter um sich greifen werden.

Merkwürdig ist, daß dieses Wasserbecken zuweilen im Sommer ganz austrocknet, und dann dem Pastor zu Breitungen als Saatfeld dient. Wahrscheinlich verliert sich das Wasser bei anhaltender Dürre nach und nach in den Klüften des schwefelsauren Kalkgebirges, ohne daß es von dem herzufließenden Bache hinlänglich ergänzt wird. Einige wollen zwar von einem in den Felsen befindlichen Heber sprechen, vermittelst dessen das Wasser plötzlich verschwinde und eben so schnell

wieder eintrete; allein genaue Beobachtungen haben dies nicht bestätigt. Es ist zwar der Fall eingetreten, daß das Getreide, was der Breitungische Pfarrer in den See bestellt hatte, plötzlich unter Wasser gestanden und die Garben, wie Fische oben herumgeschwommen haben; allein dies hat hauptsächlich seinen Grund in dem Zuflusse des Bachs gehabt, der von Breitungen herab sich in den Teich gießt und bei Gewittern stark anschwillt. Von eben diesem Bache bekommt auch der See sein Hauptwasser. Manche Jahre trocknet er gar nicht aus, und so lange Wasser darin steht, haben die Bauern das Recht, ihn zu befischen, weshalb er eben der Bauerngraben heißt.

Den Roßlanern dient er als ein Hauptvergnügungsort, und der schon oben erwähnte Wilhelm Wartze hat auf eigene Kosten für die Gemeinde Roßla eine hübsche Fichtenkultur, und zum Schutz vor dem Regen eine Moshütte in der Nähe einer großen Buche anlegen lassen. Unter dieser Buche liegt ein stummer Mühlstein, der gar viel von heimlichen Seufzern und zerbrochenen Hälsen verrathen könnte. Manche duftige Rheinländerin hat in seinem Schooß geruht, und die verschlungenen Namen in den Rinden der umherstehenden Bäume legen Zeugniß ab, daß in dem Bauerngraben nicht blos Bauern gelebt und geliebt haben.

Das alte Schloß Burgau

unweit Jena.

Burgau liegt in der Mitte eines herrlichen Thalgrundes, den groteske Bergformen umrahmen, von der Saale bespült, die hier malerisch schön und wild durch die ausgedehnte Wiesenfläche rollt. Burgau liegt in diesem Grunde wie ein stilles Geheimniß; denn die Bäume, die frühlingsgrünen, schlingen ihre breiten vollen Arme um das Dorf, und gönnen dem Wandrer, der den Wiesenpfad von Jena heraufkömmt, nur einen kargen Blick auf ein hier und da durch das Laubwerk blinzelndes Dach, oder auf einen in die Lüfte strebenden Schlot, oder auf die von der Sonne vergoldete Kirchthurmspitze. Erst wenn der Wandrer die offene Wiese erreicht hat, in der Burgau schlummert, dann fallen allmählig die Schleier des Geheimnisses, und zur Rechten und Linken schimmern auf den Bergen, auf den Bäumen die Verklärungskronen des Morgens.

Die Gegend ist wundervoll. Es vereinigt sich in ihr das Groteske, Starre, Unfruchtbare mit dem Gemüthlichen, Sanften, Frischen. Das Phantastische, Mährchenhafte ist das Eigenthum der wunderbar geformten Berghöhen, der zertrümmerten Bergwarten, die in das lachende Thal mit erloschenen Blicken schauen; aber in dem Thale, in den Erlengründen an den frischen Wassern schwingt das Leben, das freudige, lautpulsende Leben, das die innerste Seele durchzittert und erhebt, die bunten Flügel und versöhnt uns mit dem Geiste der Wehmuth, der die zerklüfteten Berge und die zertrümmerten Vesten durchweht.

Das ist eine wunderbare Vereinigung, die, wenn der frühe Morgen sein Goldnetz über die Gegend hängt, einen zauberhaften Eindruck macht!

Besonders schön ist die Aussicht von der Burgauer Brücke. Diese wurde 1491 von Hans Münch von Wurghausen steinern gebaut, dann 1534 mit drei Bogen erweitert. Im Jahre 1637 rissen sie die

Schweden wieder ein, worauf sie dann erst 1744 wieder mit 9 Jochen hergestellt wurde. Sie verbindet Burgau mit der Stadt Lobeda. Stellen wir uns auf diese Brücke und werfen noch einen Blick in die Gegend! Unter uns fluthet die Saale, die hier wild und schäumend über das Wehr donnert; rechts gipfelt sich der steile Johannisberg auf, auf dessen nacktem Scheitel die Ruine Lobedaburg und an dessen Fuße die Stadt Lobeda liegt, amphitheatralisch aufsteigend; im Hintergrunde erhebt sich die stattliche Leuchtenburg, von der sich waldbewachsene Höhen bis Schiebelau am Rande des Rodathales hinabdehnen, und der herrliche Thalgrund bis wo die Berge als riesige Grenzwächter auftreten, liegt in seiner ganzen Schöne vor un'erm Blick. Ach! wer vermag doch die Reize einer Gegend zu schildern, dem das Herz so voll ist von diesen Reizen! Das Auge ist geblendet; das Herz pulst mächtig; die Gedanken verirren und verwirren sich in der unermeßlichen Fülle der ruhenden und bewegten Wunder und Reize der Natur, und die fünf Finger deiner rechten Hand, mein Lieber, sind schlechte Ab- und Ausleiter deiner Gedanken, wenn die bunte Fluth der Naturherrlichkeit über dein Auge und dein Herz hinwegströmt. —

Doch vergessen wir nicht über all' den Zauber unser altes Schloß; vergessen wir nicht, daß wir ihm nahe sind, obschon kein zertrümmerter Stein, kein epheuumranktes Fenster, nicht einmal eine zerborstene Mauer uns die Stätte desselben kund gibt. Das Schloß lag nämlich auf einem Hügel des Dorfes Burgau (Beregowa, Bergowa, Bergow) an dem Bache Triesnitz und an der Saale, und war erbaut worden von den Herrn von Lobdaburg, deren Geschlecht sich nach dem Jahre 959, in welchem Hartmann von Lobdaburg urkundlich zuerst auftrat, in verschiedene Linien spaltete. Die Zeit der Erbauung konnten wir nicht ermitteln. Ueberhaupt ist die Geschichte dieses Schlosses sehr dunkel, und wir kennen eigentlich nur den tragischen Theil seiner Geschichte — nämlich den seiner Zerstörung. Wenig kann es uns helfen, wenn die Chroniken uns einen gewissen Albert, Edlen von Burgau nennen, der das Turnier zu Worms am Rhein im Jahre 1209 besuchte, und einen Hermann von Burgau um 1216 — das Dunkel wird dadurch nicht gelichtet. Erst das Jahr 1447 gibt uns deutlichere Kunde. Es ist das Jahr des ländergeiselnden Bruderkriegs. In diesem wurde auch das Schloß zu Burgau von Herzog Wilhelm belagert, eingenommen und auf den Rath Apel Vitzthums abgebrochen. Eine Zeit lang scheint es so wüste gelegen zu haben; als jedoch 1468 der letzte Sprosse des Burgauischen Hauses zu Grabe getragen war, und es somit als ein eröffnetes Lehn an den Kurfürsten Ernst von Sachsen fiel, stand es wieder als neue Veste auf, und wurde im Jahre 1510 vom Kurfürsten Friedrich und dessen Bruder, Herzog Johannes, an Christoph von Würzburg zu Großlöbichau um 160 Gulden Rheinisch verkauft. Im Jahre 1753 endlich wurde es völlig abgetragen. Nur noch wenig Gemäuer sieht man davon auf der Höhe beim Gasthofe. Vielleicht ist auch dieses jetzt verschwunden. Die Stätte, wo das Schloß stand, ist jetzt Ackerfeld. —

Dies, mein lieber Leser, ist Alles, was ich dir von dem alten Schlosse erzählen kann. Wenig genug ist es; aber ich wollte ja nur hierdurch das versunkene Schloß aus der dunkeln Gruft der Vergessenheit heraufziehen, und dir die Stätte kund geben, wo es geblüht. O, vergiß nie, kömmst du einst in jene Gegend, die Höhe zu besuchen, und übermannt dich dann die Wehmuth über die Vergänglichkeit alles Irdischen, dann wird die Gegend zu deinen Füßen dir einen frischen lebenswarmen Kuß auf Auge und Lippe drücken und dir zurufen: Genieße mich! Siehe! ich bin dir nahe, mit tausendfachen Wundern dein Herz zu umstricken — O, wenn du so auf der Höhe stehst, und dein Herz in die Wunder der Nähe und Ferne hinauszittert — dann denke auch meiner, du Lieber, denke meiner in Liebe!

Theobald Buddeus.

Die Sage von der Kunitzburg
bei Jena.

Hoch auf des Gleisbergs waldigen Höhn
Ist's in der Nacht nicht geheuer,
Ein dumpfes, banges Klagegetön
Verhallt in dem Burggemäuer.
Auch zeigt sich dort eine Lichtgestalt,
Die leisen Schritt's die Ruinen umwallt.

Wo einst sich thürmten am Felsenrand
Der Gleisburg geräumige Hallen,
Umschlang längst Glizza ein Liebesband
Mit ihres Vaters Vasallen.
Es war ein Jüngling, voll kühnem Muth,
Doch sanft von Herzen, und mild und gut.

Den Ritter Hugo, obschon ein Greis,
Zog Sehnsucht zum heiligen Lande.
Auch Otto vertauscht', auf des Alten Geheiß,
Die Burg mit des Jordans Strande.
Verlassen von Vater und Bräutigam,
Verzehrte sich Glizza in tiefem Gram.

Sie harrte daheim, in stillem Leid,
Sie harrte drei lange Jahre
Der Wiederkehr aus blutigem Streit,
Des frohen Gangs zum Altare.
Oft hatte, durch täuschende Hoffnung beglückt,
Sie bräutlich ihr Haar mit der Myrthe geschmückt.

Doch eben so oft sah das welkende Reis
Die Thränen der Harrenden fließen,
Bei schwindender Aussicht, den Jüngling und Greis
Jemals in die Arme zu schließen.
Da dünkte die Burg ihr ein einsames Grab,
Und oft schlich sie trostlos den Felsen hinab.

Sie wanderte klagend den Pfad entlang
Am Ufer der rauschenden Saale.
Da tönt' ihr entgegen ein süßer Gesang
Bei des Mondes scheidendem Strahle.
Es tanzten die Nixen den nächtlichen Reihn,
Und zogen sie sanft in die Wellen hinein.

Noch schallt auf des Gleisbergs waldigen Höhn
Seit dem nächtlichen Abentheuer,
Zu Zeiten ein banges Klagegetön,
Verhallend im Burggemäuer.
Dort zeigt sich auch Glizza's Lichtgestalt,
Die leisen Schritt's die Ruinen umwallt.

Heinrich Doering.

Hanstein.

Tief verschüttete Basteien mahnen
An der Vorzeit kriegerische Pracht;
Um den Thurm, wo Schwerter blitzten,
Kreis't der Dohlen reger Schwarm;
Längs dem Wall, wo Stärkre Starke schützten,
Breitet Epheu seinen kalten Arm.

F. Krug von Nidda.

Es giebt Erinnerungen, die an poetischem Duft gewinnen, je mehr sie verschwinden im Lauf der Zeit. — Wären die Eindrücke auch mit dem heitern Leichtsinn der Jugend aufgenommen — spätere Jahre rufen sie uns zurück mit allem Zauber einer duftigen Ferne, deren weich getuschte Umrisse von dem Abendroth des Lebens vergoldet sind.

So ergeht es mir mit den schönen Ruinen des Hansteins, die ich in dem Alles leichter nehmenden Jugendleben, von dem nur fünf kleine Meilen entfernten Göttingen, so oft mit lustigen Comilitonen besucht habe, ohne so recht zur poetischen Einkehr gelangen zu können.

Nun steht sie da, die alte Veste, vor dem Seelenauge meiner Phantasie in schwebender Erinnerung. Ich sehe noch heute, wie zum erstenmale aus beträchtlicher Ferne, die durch die spannende Erwartung vergrößerte Burgruine auf ihrer nackten Berghöhe sich erheben, und es durchschauert mich die graue Vorzeit mit ihrer Nebelferne einer längst untergegangenen Zeit — und nicht mehr, wie damals so oft, stört der sauere Wein vom nahen Witzenhausen die poetische Wärme, die mich bei solchen Erinnerungen durchwallt. Ihr Bild und ihre Geschichte treten wieder warm und lebendig vor mein Seelenauge. —

1. Lage und Beschreibung.

Auf dem hochgelegenen Eichsfeld, in der Gegend, die vor alten Zeiten den Grimmermark-Gau gebildet hatte, zwei Stunden von dem Städtchen Witzenhausen, und, wie gesagt, fünf Stunden von Göttingen entfernt, erhebt sich auf einem ziemlich flachgewölbten kahlen Berge, das aus Quadersteinen erbaute Gemäuer, von welchem damals noch beträchtliche Ueberreste der doppelt zerstörenden Hand der Menschen und der Zeit entgangen waren.

Der „alte Hanstein", so nennt man diese schöne Burgruine in der Umgegend, muß zu ihrer Zeit bedeutend fest gewesen sein, denn die noch vorhandenen Ueberbleibsel lassen deutlich erkennen, daß diese Burg außer der innersten Mauer, welche die alten Schloßgebäude umgab, noch von drei äußern Mauern umringt gewesen war. Die innere Mauer der Burg war mit einem nun auch fast verschütteten Graben umgeben. Zwischen diesem ersten Graben und der erstern äußern Mauer findet sich ein ziemlich großer freier Platz, auf welchem der Volkssage nach mehrere Windmühlen gestanden haben sollen — leicht möglich, da dieser Platz noch immer sehr hoch liegt. — Der tiefer am Berge befindliche Raum, zwischen der ersten und zweiten äußern Mauer, war von einem noch breitern und noch tiefern Graben gedeckt; endlich der Raum zwischen der letzten und zweiten Mauer scheint zu Wohnungen für die Besatzung bestimmt gewesen zu sein. Diese mag in Kriegszeiten einige hundert Mann betragen haben. Auch für das Unterkommen der Dienstleute des hohen Hauses war gesorgt, indem diese unmittelbar vor dem innern Thore ihre Wohnungen hatten. Dort stand noch damals, als ich den Hanstein zum letztenmale sah, das kleine Haus, das die Amtswohnung des Gerichtsdieners enthielt, der auch für Besuchende den Wirth machte und mit den Studenten auf einem recht cordialen Fuß stand.

Durch die Höhe der Mauern und der zum Theil noch stehenden Thürme gewinnt der Hanstein, von Außen angesehen, eine imponirende Größe, welche durch Höhe und Schönheit des aus Quadern erbauten Thors noch viel beträchtlicher erscheint, als sie wirklich ist. Man darf nur den innern Hofraum dieser schönen Burgruine betreten, um sich überrascht zu fühlen durch die Vorstellung von Genügsamkeit, womit die Ritter und Fürsten hier gehauset haben müssen, die über so stattliche Streitmittel zu gebieten hatten; denn der Hofacker ist kaum so groß, daß ein geharnischter Streithengst dort getummelt werden konnte, und ein geräumiger Rittersaal, für Zechgelage mit kreisenden Humpen, wie man in andern alten Burgen findet, konnte dort in den engen Räumen des Schlosses Hanstein so wenig vorhanden sein, wie eine Waffenhalle zur gemeinsamen Berathung kühner Unternehmungen.

Unsere kräftigen Vorfahren liebten das Freie, wie schon Bürger sang:

„Knapp', sattle mir mein Dänenroß,
Es wird mir hier zu eng im Schloß,

Ich will und muß ins weite,
Daß ich mir Ruh' erreite."

Uebrigens muß die Bauart dieser Burg vortrefflich gewesen sein, so viel läßt sich noch aus ihren Ueberresten erkennen. Die mehrere Zentner schweren Schlußsteine verschiedener Gewölbe von Gemächern und Mauern, die allein durch die höchste Genauigkeit der Construction und durch die Stärke der Widerlager getragen, fast in der Luft zu hängen scheinen, und doch schon viele Jahrhunderte gehalten haben; so wie auch der kühne und sichere Bau der steinernen Wendeltreppe, die in dem Innern des höhern der beiden Thürme hinaufführt, zeugt für die Genauigkeit und Festigkeit der alten deutschen Baukunst, wie sie in unsern Tagen kaum noch erreicht werden könnte. — Auf dieser noch unversehrten Wendeltreppe steigt man achtzig Stufen hinauf. Sie ist so schmal, daß zwei Personen einander kaum ausweichen könnten. — Wenn man etwa die Hälfte dieser Treppe erstiegen hat, so führt ein enges Seitenpförtchen in eine kleine Gefängnißzelle, die noch in neuern Zeiten ihren traurigen Beruf erfüllt haben soll. — Noch erinnere ich mich, daß es unsre jugendliche Lust war, aus dieser Zelle durch eine Oeffnung in der Decke mittelst einer Leiter in eine darüber liegende, von dort auf gleiche Weise wieder in ein höher liegendes Gemach zu steigen, bis wir endlich wagehälsig auf Schwindelhöhe der verwitterten und zerbröckelten Thurmzinne sitzend, mit freier Brust aus blauen Lüften in die weite schöne Gegend hinausschauend, ein Hochgefühl in uns trugen, als wären wir selbst die längst vermoderten Gaugrafen der alten Grimmermark gewesen.

Aber für den Schwindelfreien war es auch ein wahrer Genuß, sich hier umzuschauen. Welch ein Panorama nach allen Seiten hin! — Dort gen Norden am Horizont die Thürme von Göttingen, da die beiden Gleichen, aus ihren Waldeshöhen hervorragend. Gegen Südosten noch weiter aus blauer Ferne erkannten wir den Inselberg bei Gotha und die Ruinen des Schlosses Boyneburg bei Eisenach. Von der Mittagseite her blitzten, wie Silberbahn, einige Streifen der Werra auf dem grünen Wiesenteppich ihres Thals; duftige Gebirge verdecken dort jede weitere Fernsicht; der hohe Meißnerberg ragt noch darüber empor. Die Aussicht nach der Morgenseite hin ist durch den in der Nähe sich erhebenden Höhenberg beschränkt. — Wo aber der Blick ungehindert in die freie Ebene sich ergeht, da erfreuet man sich der vielen Dörfer, deren rothe Dächer wie Blumenaugen aus den Laubkronen ländlicher Gärten freundlich heraufschimmernd, in grün und gelb schattirten Fluren zerstreuet lagen. Ganz nahe am Fuße des Berges ist das Dorf Bornhagen mit den sieben Rittergütern der Familie von Hanstein. Unmittelbar aus diesem Dorfe ersteigt man den alten Hanstein, indem man das noch fern von den Schloßruinen fast unversehrt sich erhebende, aus Quadersteinen erbaute Thor der äußersten Ringmauern mit vorahnendem Schauer durchschreitet. — Von drüben herüber glänzten die Fenster des noch bewohnten Schlosses Ludwigstein, vom Abendrothe angestrahlt, gegen die äußere hohe

Burgwart, und dort, wo die Abendstille ihre Nebel brauete, dämmerten die Ruinen der Burgen Arnstein und Rusteberg im Waldesschatten. — Dagegen geben die Menge nackter Hügel umher ein Bild der Verödung, das zu träumerischen Betrachtungen aufregt.

So ist in der That die Ansicht, das Innere und die Aussicht von der Höhe des alten Hanstein herab, anregend für Gemüth und Phantasie, und die letztere hätte Spielraum genug, sich die magere Geschichte der Burg mit romantischen Gebilden auszuschmücken.

2. Geschichte.

Indeß bleibt es zu beklagen, daß die Ueberlieferungen der Geschichte dieser noch so wohlerhaltenen Burgruine — die ein so reiches, romantisch bewegtes Leben ahnen läßt — sich fast nur auf einige pragmatische Angaben ihrer Besitzer beschränkt.

In den ältesten Zeiten scheint eine noch ältere Burg desselben Namens auf dem nahen Hühnberg gestanden zu haben; wenigstens finden sich dort noch Spuren ihres vormaligen Daseins, und das Volk der Umgegend nennt diese Ueberbleibsel noch immer „die alte Burg."

Aus urkundlichen Ueberlieferungen dagegen weiß man: daß im 11ten Jahrhunderte der Hanstein dem mächtigen Grafen Otto von Nordheim, Herzoge von Baiern, gehört habe. Dieser hohe Dynast fiel aber unverschuldet bei dem Kaiser Heinrich IV. in Ungnade. Derselbe erklärte ihn in des heiligen römischen Reichs Oberacht, und zog seine Burg, so wie andere Lehen des Geächteten ein, und im Jahre 1070 wurde jener Stammsitz der Nordheimischen Grafen auf des Kaisers Befehl geschleift.

Das edle Geschlecht der Nordheimer erlosch mit dem vertriebenen Grafen, und eine Lücke in der Geschichtskunde der Burg hüllt es ins Dunkel, wer zunächst nach ihm Besitzer gewesen.

Dagegen erscheint die Burg wieder — wahrscheinlich eine neu erbaute — im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, als Besitzthum der Welfen; denn als Heinrichs des Löwen Söhne sich in das durch den Größesten der Hohenstaufen, Friedrich Barbarossa, so sehr geschmälerte Erbe ihres gewaltigen Vaters theilten, fiel der Hanstein nebst andern Gütern dem Pfalzgrafen Heinrich zu. Allein sechs Jahr später forderte der Erzbischof Siegfried von Mainz den Hanstein nebst zugehörigen Dorfschaften vom Kaiser Otto IV. zurück — mit welchem Rechte weiß man nicht — wonach streckte überhaupt damals der unersättliche Clerus seine Hand nicht aus, um neben der himmlischen auch alle Herrlichkeiten der Welt zu besitzen, die unser Heiland verschmähte, als sie ihm der Versucher von den Mauerzinnen von Zion herab gezeigt hatte. —

Kaiser Otto übergab das Amt, die Spahn zu vertragen — um mit der alten Sprachweise das Geschäft, durch schiedsrichterliche Erbscheidung einen vieljährigen Streit zu schlichten, zu bezeichnen — den Erzbischöfen von Trier und Köln und den Bischöfen von Würzburg

und Speier. Da er aber selbst Ansprüche an den Hanstein zu haben glaubte, so erklärte er zugleich, daß, im Fall die Schiedsrichter ihm Schloß und Besitzungen zusprechen würden, er solche, in Erwartung gefälliger Dienste, dem Erzbischof Siegfried von Mainz in Lehn geben würde. — Und so gelangte denn auch wirklich das Erzstift Mainz zum ruhigen Besitz des alten Hanstein. Aber unter dem heiligen Krummstabe war diese sonst so wehrhafte Burg so bedeutend verfallen, daß sie von neuem gebauet werden mußte. Dazu hatten sich nun unter gewissen Bedingungen zwei Brüder erboten, von denen man nur weiß, daß der eine Heinrich, der andre Lippold hieß, und daß ihre Vorfahren schon im zwölften Jahrhunderte Vicedome auf dem Schlosse Rusteberg gewesen waren, eine Würde, die ihre Familie schon im Jahre 1241 erblich erhalten hatte. — Die Bedingungen, unter welchen diese Brüder den Schloßbau übernahmen, waren, daß das Eigenthum des Schlosses dem Erzstift Mainz beständig verbleiben solle, daß aber die von Hanstein — diesen Namen scheinen sie damals angenommen zu haben — und ihre Nachkommen, als Erbburgmannen im Besitz der neu zu erbauenden Veste verbleiben, und für Unterhaltung derselben jährlich zehn Mark löthigen Silbers von Seiner Kurfürstlichen Gnaden, ihrem Herrn, empfangen sollten.

Dieses merkwürdige Verhältniß zeigt, unter welchen Schleier sich damals in jenen rechtlosen Zeiten des Faustrechts das Eigenthum, um des Besitzes sicher zu sein, verhüllen mußte. Auf der einen Seite bedurfte der Kurfürst und Erzbischof von Mainz eine Vormauer gegen die nicht aufgegebenen Ansprüche des Pfalzgrafen Heinrich, und daher einer festen Burg und tapferer Burgvoigte, um seine nördlich liegenden Besitzungen zu schützen; auf der andern Seite konnten die Erben der Burg ihres Besitzes nicht sicher und froh werden, ohne einen mächtigen Rückhalt zu haben, und so gingen sie denn im Jahre 1308 an den Bau der neuen Veste, welchen jedoch erst ihre Nachkommen im Jahre 1414 vollendeten. — So langsam, aber auch Jahrtausenden trotzend, wenn menschliche Hand nicht zerstörte, wurde damals ein Bau vollbracht, der in unsern Tagen in einem Jahre vielleicht vollendet wird und kaum ein Jahrhundert überdauert.

Noch erkennt man, als urkundliches Zeugniß dieser Erbauung, an der obern Ecke des äußern Werkes, neben dem von Hansteinschen Wappen die Inschrift:

„Anno Domini MCCCCXIV. ist Ort gebauet."

Seit dieser Zeit haben die Burgvoigte und Erbburgmänner von Hanstein viele neue Orte an sich gebracht, die sie zum Besitz des Hansteins zogen, und daraus entstand denn die ansehnliche Herrschaft dieses Namens mit einem Gericht von 21 Ortschaften. Je mächtiger dadurch diese Dynastenfamilie im Laufe der Zeit sich erhob, um desto mehr griff sie um sich mit ihren Ansprüchen, so daß Landgraf Ludwig II. von Thüringen sich gemüssigt sah, die Burg Ludwigstein in der Nähe derselben zu erbauen, um sie im Zaume zu halten.

Der Hanstein ist mehrmals belagert, aber umgeben von vier Ringmauern und mit vielen tapfern Mannen besetzt, ist diese Burg niemals erobert worden. Das Gerede in jener Gegend, als sei der Hanstein im dreißigjährigen Kriege erstürmt und verheert, ist völlig irrig. Im Gegentheil ist es nach allen Umständen wahrscheinlicher, daß die Besitzer der Burg dieselbe in der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts verließen, um bequemer in der Ebene zu wohnen, weil bei eintretender Rechtssicherheit und hergestelltem Landfrieden, es dort eben so sicheres Wohnen war, als auf den ummauerten Höhen.

Einer der letzten adeligen Bewohner des alten Hanstein war Herr Conrad von Hanstein, der im Jahre 1545 als einer der berühmtesten und tapfersten Hauptleute im protestantischen Heere genannt wird.

H. C. R. Velani.

Der Heldrastein.

An der nordwestlichen Gränze des zum Großherzogthume Sachsen gehörigen Fürstenthums Eisenach, zwischen den Städten Kreuzburg und Treffurt, liegt der Heldrastein, meist Hellerstein genannt, eine 4 bis 5 Stunden im Umkreis haltende waldbewachsene, kalksteinfelsige Bergmasse. Ob derselbe seinen Namen von dem unter seiner Felswand liegenden Hessischen Dorfe Heldra, oder dieses denselben von dem Heldrastein erhalten habe, muß unentschieden bleiben; doch möchte das Erstere wohl anzunehmen sein.

Den Berg umgeben die Eisenachischen Ortschaften Iffa, Volterode, das zur Hälfte Eisenachische, zur Hälfte Preußische Dorf Schnellmannshausen, die Preußische Landstadt Treffurt, daß Hessische Dorf Heldra, dann Großburschla, das wieder Preuß. ist, und die Hessischen Orte Bambach, Netra und Billmannshausen. Der Haupttheil des Berges gehört zum Großherzogthume Sachsen, seine westlichen Parthien aber sind theils Hessisch, theils Preußisch. In einer seiner Schluchten liegt das verborgene Eisenachische Dörfchen Wolfmannsgehau. Von allen jener Ortschaften aus führen Wege auf den Berg, aber alle sind mehr oder weniger unfahrbar für leichtere Geschirre, nur zugänglich den Holzwagen, welche das einzige Produkt des Hellersteins fortführen, und nur den Holzhauern und Streusammlern leicht ersteiglich.

Der bequemste Weg zum Hellerstein, welcher letztere über 1100 Fuß über die Werra und über 1800 Fuß über das Meer sich erhebt, führt von dem an der Kunststraße zwischen Kreuzburg und Treffurt liegenden Dorfe Schnellmannshausen empor. Ihn betreten wir, um das Ziel unsers Ganges, an einer wunderherrlichen Aussicht von der an der Nordseite senkrecht abfallenden Höhe des Berges aus uns zu laben, binnen einer guten halben Stunde zu erreichen.

Malerisch liegt der Gipfel des Berges vor dem aufsehenden Wanderer, wenn er bei den letzten Häusern jenes Ortes den steilen vor ihm liegenden Hohlweg hinaufblickt, und es drängt ihn, seine Schritte durch die hohle Gasse zu beflügeln, um bald die nahe Höhe, die so lockend niederschaut, zu erreichen. Ueber eine sandige, von der Sonne heiß bestrahlte Anhöhe, der der Fleiß des Menschen doch immer eine, wenn auch dürftige Erndte abgewinnt, zieht sich der Weg empor, der rechts und links freie Blicke in grüne, baum- und schattenreiche Thäler gewährt. Je höher man emporsteigt, desto mannichfaltiger bedecken die Aecker abwechselnde Reihen veredelter, gut gehaltener Obstbäume, vornämlich Kirschen. Denn die Industrie der Besitzer hat sie gelehrt, ihren dürren, nur eine halbe Erndte gewährenden Aeckern die andere Hälfte durch Bepflanzung mit Obstbäumen abzugewinnen, und nun empfängt der heiße Sand Schatten von dem über ihm sich wölbenden Baume, und der magere Boden giebt dagegen den Wurzeln desselben ein kultivirtes lockeres Erdreich, und theilt zugleich mit ihm die ihm gegebene schmale Düngung. Oefters ist auch der Acker unter einer Baumreihe, um das Pflügen zu vermeiden und die Wurzeln zu schonen, mit Esparsette bewachsen, die zum Theil bei steter Erneuerung durch sich selbst 100 Jahre und darüber dauert.

Nachdem sich schon einmal der Weg links gewendet hat, tritt der Wandrer, dem lange vor Augen gehabten Gipfel ganz nahe gekommen, aus dem bebauten Landstriche und aus dem Schatten der Baumpflanzungen heraus, und wendet sich nach der linken Seite des Gipfels, wo ein hoch liegendes, aufwärts steigendes Thal ihn aufnimmt. Auf beiden Seiten winken von den Abhängen kräftige Buchen ihm zu, aber aufwärts, über eine sparsam mit kurzem Gras bewachsene Haide, führt der Weg, und dort erst, wo das Thal endet und der Weg in den Lustwald hineinführt, gönnt sich der müde Bergsteiger auf schwellendem Moose unterm schattigen Baume eine Erholung. Und dort bewundert er, wenn er zurückblickt, zur rechten Hand gewaltige, senkrecht von der Bergeshöhe abfallende, mit Gebüsch und Bäumen freundlich durchwachsene Felsmassen, an deren Wänden der Schuhu nistet, dem alljährlich der kühne, am herabgelassenen Seile schwebende Jäger die schädliche Brut raubt.

Von nun an steigt der Weg fast senkrecht empor; doch von der kurzen Ruhe mit neuer Kraft gelabt, ist der Wanderer, der wohl auch noch einige Mal, um tief Athem zu schöpfen, stehen blieb, nun bald aus dem Walde herausgetreten und auf der Höhe des Berges angekommen. Aber siehe da! da ist keine Aussicht, keine Labung, keine Entschädigung für solch ein beschwerliches Steigen! Vor ihm liegt ein nacktes Feld und neben ihn strecken sich bemooste Haiden, dort von einzelnen Buchen, dort von niedrigen Kiefern bedeckt. Wilde Rosenbüsche und Wachholdersträuche kriechen an den Rainen, welche die einzelnen mageren Aecker — eine sonderbare Erscheinung auf dieser Höhe — von einander scheiden.

Doch fasse neue Hoffnung, lieber Wanderer! rechtshin wendet sich dein Führer; folge ihm noch ein paar hundert Schritte, und lies

dir zum Zeitvertreibe und zur Erquickung die kleine aber gewürzige Walderdbeere auf. Je weniger du jetzt erwartest, desto größer und freudiger ist dann deine Ueberraschung!

Denn siehe! urplötzlich taucht, wie ein neues nie gesehenes Bild, unerwartet vor deinem Auge, das eben nur Haide und Gestripp um sich gewahrte, eine wunderliebliche Landschaft freundlich auf. Dein Auge staunt und dein Herz schwelgt im wonnigen Anschauen; es hebt sich dein Fuß, aber der Schrecken hemmt ihn zugleich wieder, denn noch ein Schritt, und es öffnet sich ihm ein gewaltiger Abgrund. Nicht Minuten lang vorher gewahrst du den Abgrund, und in ihm die freundliche Landschaft; urplötzlich taucht sie vor dir auf, und eine Secunde führt dich aus der Wildniß in des Lebens lachenden Garten. Du standest ahnend vor dem verhüllten Bilde; urplötzlich fällt der Vorhang und du siehest, was dein Herz zugleich freudig schlagen und ängstlich beben macht.

So wie du dich, sah der neugierige Waldgott schon Manchen beben und staunen; so wie du hier jubelst, jauchzte schon Mancher; ist's doch, als wenn hier eine Stimme riefe: „Tritt nicht herzu, zeuch „deine Schuhe aus von deinen Füßen: denn der Ort, da du auf „stehest, ist ein heilig Land!" (2 Mos. 3, 5.) Heilige Empfindungen hat diese erhebende Stätte schon manchem gefühlvollen Wanderer erweckt; „hier laßt uns Hütten bauen!" hats oft schon hier geklungen.

Es fällt hier der Berg in einer Längenausdehnung von einer halben Stunde plötzlich ganz senkrecht ab, meist so gerade, als wäre es eine lothgerecht aufgebaute Mauer, und bildet also eine Felsenwand, die 150 Fuß tief hinabgeht. Unten von dem Fuße der Felswand aus ziehen sich waldbewachsene Berge immer tiefer zur Ebene hinunter bis zur Werra, zu einer solchen Tiefe, daß sie nach einer neuern Messung über 1050 Fuß, von der Kante des Berges an gerechnet, betragen soll. Diese waldigen Höhen, die unterhalb der Felswand sich hinunter zur Werra ziehen, erwecken die Vermuthung, daß sie einst in der Urwelt von der nackten Felswand, die sie damals umkleidet haben mögen, herabgestürzt seien; denn also liegen sie da, wellenförmig, wie plötzlich durch einen schweren Fall hinabgestreckt. Zwischen ihnen laufen tiefe Thäler, welche Fußsteige und Holzfuhrwege in ihrem Schatten verbergen.

Unterhalb dieser Hügel, die durch abwechselnde Laub- und Nadelholzparthien den dunkeln, mannichfach grün schattirten Vordergrund der Ansicht bilden, liegen inmitten freundlicher Wiesen und üppiger Saatfelder, ganz in der Nähe, in belaubte Gärten gehüllt, die Ortschaften Heldra, Großburschla, Altenburschla und Völkershausen, die durch ihre freundliche Lage den Eindruck eines idyllischen ländlichen Stilllebens erzeugen. Durch die fruchtbare Ebene windet sich in mäandrischen Krümmungen der stattliche, ruhig dahingleitende Werrafluß, dessen silberhelle Fluthen jenen Eindruck und die Schönheit der Landschaft erhöhen, indem sie derselben zugleich mehr Munterkeit und Leben mittheilen. An seinen grünen Ufern weiden muntre Heerden im Schatten der Bäume, und Wiesen und Felder sind voll regen

und doch stillen Lebens. Die Städte Treffurt und Wanfried umgränzen die Landschaft, und über Treffurt bilden die theilweise wohlerhaltenen Mauern und Thürme der Burgruine Normannstein einen malerischen Hintergrund. Hoch über Treffurt, das freundlich aus dem Grün der Bäume herüberblickt, und ansehnliche Gebäude, vornämlich im obern Stadttheile zeigt, erhebt sich die zum Theil kahle Hochebene, die in ihrer weiteren Fortsetzung das Eichsfeld bildet. Von jenen Bergen, an welchen Treffurt lehnt, und welche einen theilweise wildromantischen Charakter tragen, wird die Weitaussicht gehemmt; desto lieblicher tritt aber gerade dadurch das schöne Thal vor die Augen, das wir oben beschrieben und zu dem sie den Hintergrund bilden.

Doch schweift auch der Blick auf das über ihnen sich hinziehende Eichsfeld und zu seinen vordern Ortschaften hinüber. Ja in der Ferne erscheinen bei klarer heller Luft auch dem unbewaffneten Auge der Possenthurm bei Sondershausen und die Harzberge mit dem Brocken. Eben so gewahrt man die Höhen um Heiligenstadt und eine dort befindliche Kapelle.

Im Nordosten ragt eine Stunde hinter Falken aus dem Hainichwalde die Burg Haineck über Nazza hervor.

Einen der schönsten Punkte in der nahen Landschaft bildet nordwestlich der hinter Wanfried sich kegelförmig erhebende Gehülfensberg mit der darauf erbauten katholischen Kirche Mariahilf, einem vielbesuchten Wallfahrtsorte. Man möchte in die Fenster der Kirche hineinschauen und meint die Andächtigen den Berg hinanwallen zu sehen.

Zur linken Seite der Aussicht, also westlich, übersieht man eine bergige Gegend, bis zu dem drei Meilen weit entfernten Meißner, der langgestreckt als ein gewaltiger Gebirgsrücken vor dem Horizont liegt, leider aber zugleich eine weitere Fernsicht nach dem sieben Meilen fernen, dahinterliegenden Kassel verwehrt. Näher liegen abwechselnde Berge und Thäler, hinter denen sich Eschwege birgt. Ganz in der Nähe, bei den Dörfern Rambach und Weißenborn, fällt eine vorspringende Bergecke, die Krahburg genannt, in die Augen.

Wendet sich der Beschauer zurück, nach Süden, zu der der Aussicht entgegengesetzten Seite, so blickt er über die Haiden, Lehden und Holzungen des Hellersteins hinweg zu den südöstlich liegenden, herüberschauenden blauen Gipfeln des Thüringerwaldes und seiner Vorberge. Da ragt der Inselsberg vor Allen hervor; vor ihm liegt der Hörselberg; ja selbst der ferne Ettersberg ist bisweilen sichtbar; die Wartburg blickt einladend herüber, und noch näher liegen die Boyneburg und der Brandenfels, zwei meist wohlerhaltene Burgen. Im Südwesten erscheinen mehrere hohe Punkte des fernen Rhöngebirges.

Der beliebteste Standpunkt für die den Hellerstein besuchenden Fremden und Einheimischen ist die sogenannte Aussicht, ein geräumiger, freier Rasenplatz von einer Buche beschattet. Hier lagert den Sommer hindurch manche frohe Gesellschaft, wovon die Feuerstellen

in der Nähe und die zerbrochenen Flaschen unten am Fuße der Felswand Zeugniß geben. Wie oft feiern hier fröhliche Kreise, die die Werkeltagssorgen im Thale gelassen haben, auf freiem Bergesrücken glückliche Stunden im Angesichte einer schönen Natur, die, wenn sie auch keinen grandiosen und grotesken Charakter an sich trägt, doch das Bild freundlicher Ruhe, ländlicher Stille, idyllischer Schönheit in die empfängliche Seele drückt. Da beengt keine unangenehme Empfindung, auch nicht einmal Sehnsucht das Herz; man fühlt sich den Wolken nah so wohl, kann sich nicht satt sehen, und möchte nicht wieder von der lieben Stätte scheiden. Und auch selbst der zum Schwindel Geneigte, so bange es ihm vor dem offenen Abgrunde graut, mag doch nur ungern wegsehen von der freundlichen Landschaft, die unterm Abgrunde ausgebreitet liegt.

Man kann, der Kante der Felsen entlang durchs Gebüsch wandelnd, lange dieselbe Aussicht in mannichfaltig wechselnden Gestalten genießen; bald tritt dieser, bald tritt jener Theil der Gegend anmuthiger vor das Auge; bald erscheinen die Felsen schroffer, bald weniger steil; ja es gelingt wohl flinken Burschen an einigen Stellen hinab in den nächsten Grund zu steigen. Einige losgetrennte Felsen ragen wie hohe Obelisken, der taxusbedeckten Felswand gegenüber, aus der Tiefe empor. Wandelt man in der angegebenen Weise nach der östlichen Seite des Berges, so gelangt man auf den Gipfel, der beim Hinaufsteigen zum Heldrastein besonders einladend vorlag, der aber keine so anziehend schöne Aussicht gewährt, wie die oben beschriebene. Die Thüringerwaldsberge allein treten hier etwas deutlicher vor die Augen.

Ehe man, an der Aussicht hinwandelnd, zu diesem östlichen Berggipfel gelangt, gewahrt man verschiedene tiefe Schluchten und breite Felsspalten, die von oben her in den Berg hineingehen. Moos umkleidet den glatten Felsen, und immer grüner Taxus hat seine Wurzeln in seine Felsen eingezwängt. Von diesen Klüften, wie von einer Höhle, die inmitten der senkrechten Felswand unter der Aussicht in den Berg hineingeht, erzählt die Sage, daß sie die unzugängliche Wohnung eines gefürchteten Räubers, Namens Henning, vor grauer Zeit gewesen. Seinem Pferde habe er, wie der Räuber auf dem Geißenberge, die Hufeisen verkehrt aufschlagen lassen, wodurch er sicher allen Nachstellungen entgangen sei. Einst habe er ein Mädchen von Heldra geraubt und zu seinem Dienste gezwungen, doch zum Himmelfahrtsfeste ihr auf dringendes Bitten auf ein Stündchen heimzugehen erlaubt, nachdem sie wiederzukommen und Niemanden zu sagen, woher sie komme, und wohin sie gehe, geschworen. Und als nun die Eltern sich gefreut und gefragt, wo sie gewesen, und als beim Abschiede die Brüder in sie gedrungen und geforscht, wohin sie gehe, da habe sie weinend geschwiegen und ihren Eid gehalten, aber Erbsen in der Schürze mitgenommen und einzeln auf ihrem Wege verstreut. Diesem Zeichen seien die Brüder und mannhafte Burschen des Dorfes nachgegangen, hätten die Felswand erstiegen, die Höhle gefunden, den Räuber erschlagen und die Schwester befreit.

Ob dieſe Erzählung den Umwohner ganz oder zum Theil der Sage angehört, iſt ſchwer zu entſcheiden; doch verſammeln ſich noch heut zu Tage am Himmelfahrtsfeſte droben vor der Ausſicht die Bewohner der umliegenden Ortſchaften im feſtlichen Putze; einfache Erfriſchungen werden feilgeboten; oft beginnt ein ländlicher Tanz um eine ſchattige Buche, und einen Haupttheil des Vergnügens an dieſem Tage bildet es, daß die dreiſteſten Burſche ſich verſuchen, an der ſteilen Felswand hinabzuklettern und in der Mitte derſelben ſeitwärts an derſelben hin zur Henningshöhle zu gelangen. Dieſe ſelbſt iſt vom Umfange eines gewöhnlichen Zimmers, ohne deſſen Höhe zu haben, doch erlaubt ſie in ihrer Mitte eine aufrechte Stellung; eine Art Tropfſtein hängt an ihrer Decke, grüner Duft bekleidet das Geſtein. Der Eingang zur Höhle iſt niedrig und ſchmal.

Wie an dem Himmelfahrtsfeſte, ſo wandeln auch an den meiſten ſchönen Tagen der beſſern Jahreszeit kleinere oder größere Geſellſchaften zu Fuß und zu Wagen aus der Nähe und auch aus der Ferne den Heldraſtein hinauf, und man bleibt ſelten an ſchönen Sommertagen oben lange allein. Von Eiſenach, Eſchwege, Mühlhauſen und Langenſalza, die näher liegenden Städte und Dörfer nicht zu erwähnen, nahen ſich heitere Wallfahrer, um der ſeltenen Ausſicht oben ſich zu freuen, und ein frohes Naturfeſt den Wolken nahe zu feiern. Und Alle, wie ſie kamen, ſind ſie befriedigt, und um einen ſchönen Genuß reicher, dankbar und fröhlich den Berg wieder hinabgeſtiegen. —

Alſo tritt nun auch du, lieber Wanderer, der Spur des Führers folgend, das Herz voll neuer angenehmer Eindrücke, den bekannten Rückweg an. Ich weiß es, du richteſt dankend deinen Blick empor, und indem deines Herzens Drang laut wird in dem frohen Geſange:

Ja, wunderſchön iſt Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu ſein!
Drum will ich, bis ich Aſche werde,
Mich dieſer ſchönen Erde freu'n!

vergißt du ganz die nicht geringen Beſchwerlichkeiten des Herabſteigens.

Beſſler.

Geschichte der Kevernburg

bei Arnstadt im Fürstenthume Schwarzburg-Sondershausen.

Südöstlich von Arnstadt, auf einem Berge von mäßiger Höhe*) erhob sich vor Zeiten die Kevernburg, welche einem Grafengeschlechte den Namen gab, das zu den mächtigsten und begütertsten in Thüringen gehörte.

Der erste Schriftsteller, aus dem wir die ehemalige Beschaffenheit dieser Burg etwas genauer kennen lernen, ist Sylvester Liebe. Er beschreibt dieselbe in seiner (1625 beendigten) Salfeldographia MSC. Tom. I. C. IV. de provincia Thuringia) auf folgende Weise:

> Die Kevernburg war ein rundes, stattliches Gebäude. Rings herum stehen noch jetzt ziemlich hohe Mauern und drei feste, viereckige Thürme.

Die Gestalt derselben, so wie die der Burg Saleck bei Naumburg, gleicht gewissermaßen einem Schiffe. In der Mitte des Hofs gewahrt man einen größtentheils mit Steinen angefüllten Brunnen. Daß dieses durch Gräben, Mauern und andere Befestigungen hinreichend gesicherte Schloß damals nicht mehr bewohnt gewesen sei, erhellt aus der Benennung wüst (arx diruta) bei diesem Schriftsteller, und aus einem Gedichte Heinrich Eckstorms vom J. 1592**) worin es ein großer Steinhaufen genannt wird. Fast ein

*) In K. E. A. v. Hoff Höhenmessungen in und um Thüringen. Gotha 1833. 4. S. 61 N. 335 heißt es nach der Angabe von A. Fils: Die Kefernburg, Gut zwischen Arnstadt und Hausen, an der Holzecke, welche dort den höchsten Punkt zwischen der Gera und Wipfra bildet, a) über Arnstadt = 248,6 über der Mfl. 1149,5 b) über Rudolstadt = 505,2 = 1129,87 Mittel 1138.

**) Aus dessen Arbor Familiae Comitum Honsteiniorum etc. Jenae 1592. 4. 4 Bogen. C 1.

Jahrhundert später lieferte Meliſſantes oder (nach ſeinem urſprünglichen Namen) Joh. Gottfr. Gregorii (in dem erneuerten Alterthum oder Beſchreibung einiger vormals berühmten, theils verwüſteten und zerſtörten, theils aber wieder neue auferbauten Bergſchlöſſer in Deutſchland. 1. Ausg. [Frankf. und Leipz. 1713] S. 201—210. 8. 2. Ausg. 1721 S. 190—198 und 642) einige Nachrichten von dem damaligen Zuſtande deſſelben, die weit wichtiger und anſprechender ſind, als die dürftige Erzählung von ſeinen Beſitzern und Schickſalen.

Dieſer fleißige Gelehrte ſagt:

„Vor zwanzig Jahren (alſo im Jahre 1693) hat man noch ein hohes Mauerwerk und einige Gewölbe wahrnehmen können, welche aber nach der Zeit theils eingefallen, theils abgebrochen worden ſind; die noch übrig gebliebene Mauer gegen Mittag und Morgen iſt ziemlich ſtark und breit und unten mit einem Gewölbe verſehen, zu welchem der gewöhnliche Weg führt, wo im Jahr 1711 ein Arbeiter, der Steine losbrechen wollte, durch ein Stück Mauer erſchlagen worden iſt. Das Schloß war ins Gevierte ganz von Steinen gebaut und rund umher mit einem Erdwall geſchützt. Den Graben kann man noch deutlich ſehen. Mitten auf dem Hofe öffnete ſich ein tiefer Brunnen, deſſen Platz auch jetzt noch kenntlich iſt. Die Keller ſind meiſtens verfallen und wenig Spuren davon ſichtbar. Der runde und mit einem Graben umgebene Berg wird heutiges Tages der Schloßberg genannt. Gegen Abend liegt am Fuße deſſelben der Hain*), ein kleiner, zu einem Thiergarten ſehr paſſender, wahrſcheinlich auch ehemals dazu beſtimmter Wald. (Hier zeigt man das Kevernburgiſche Gericht, worauf im Jahre 1741 drei oder vier Eichen ſtanden); gegen Mittag die Fürſtl. Schäferei und das Vorwerkt (das Kammergut), welches ebenfalls den Namen Kevernburg führt; bei dem Dorfe Oberndorf gegen Abend das Luſtſchloß Auguſtenburg.“ So weit Gregorii.

Dieſe einſt den umliegenden Gau**) beherrſchende und, wenn man von dem Anſehen und Reichthum ihrer Bewohner***) auf dieſelbe

---

*) Denn Hain (Hagen) von Hag (Hecke, Zaun) bedeutet ein umzäuntes Gehölz (ein Gehäge). Viele Gehölze, vorzüglich in der Nähe alter Schlöſſer, führen dieſe Benennung, vermuthlich als Jagdgehäge, z. B. bei Blankenburg, Gleisburg, Kamburg, Freiburg, Oſterfeld, Wethaburg, Rudelsburg ꝛc. S. Dresdn. gel. Anzeigen 1751 35. St. S. 307. Anm. **** Lepſius Rudelsburg und Saleck. S. 51. Anm.

**) Wahrſcheinlich gehörte die Kevernburg nebſt Arnſtadt zu dem Gau Langewiz, in welchen und in die Grafſchaft Sizzo's auch Ichtershauſen noch im J. 1147 verſetzt wird.

***) Zum Beweiſe führen wir jetzt nur noch den Umſtand an, daß die Grafen v. Kevernburg, gleich denen v. Rabenswalde, Schwarzburg und Orlamünde,

schließen darf, stolz prangende Burg, ist nunmehr beinahe völlig verschwunden, und wahrscheinlich trägt die Schuld ihrer Vernichtung die geringe Theilnahme, welche solche ehrwürdige Denkmäler der Vorzeit in den nächstvergangenen Jahrhunderten einflößten, in denen man sie nicht selten muthwillig zerstörte, um für ein eben zu errichtendes, neues Gebäude schon behauene Steine zu gewinnen. So mag auch die Kevernburg zu dem herrschaftlichen Vorwerke gleiches Namens, zu der Augustenburg und vielleicht schon zu dem alten Arnstädter Schlosse allmählig verwendet worden sein.

Von den Mauern dieser Veste sind jetzt, bis auf zwei aneinander hängende 8 bis 16 Fuß lange und halb so starke Trümmer, nur ganz kleine Steine übrig. Jene, wie eine unregelmäßige Kugel geformt, liegen im Graben umgestürzt 60 Schritte von einander, und scheinen Ueberreste zweier Thürme zu sein, welche die südwestliche Seite des Schlosses bewahrten. Man konnte sie nicht zu den erwähnten Gebäuden benutzen, weil sie aus lauter kleinen, etwa Faust und Kopf großen, mit Mörtel verbundenen Steinen bestanden. Dadurch, so wie durch ähnliche Mauerwerke Thüringens*), wird die Vermuthung bestätigt, daß schon in ältern Zeiten in diesem Lande der Kalkgußbau gebräuchlich war.

Die äußere Walllinie hat 596 Schritte in ihrem ovalen Umfange, und der Schloßhof nach seiner längsten Seite, mit Einschluß des Platzes, welchen die Gebäude einnahmen, 134 Schritte, von der innern Burggrabenlinie an gerechnet. Der Graben ist außerordentlich breit, und mag vor seiner Verschüttung auch von beträchtlicher Tiefe gewesen sein. Der eingesunkenen Plätze, welche wahrscheinlich von ehemaligen Kellern oder Brunnen herrühren, finden sich auf dem Schloßhofe mehrere.

Als zu Anfange dieses Jahrhunderts in den Ruinen der Burg hin und wieder nachgegraben wurde, entdeckte man weiter nichts, als Spuren von einem unterirdischen Gange, und außerdem eine kleine Frauenzimmerscheere nebst einer ziemlichen Menge halbverbrannten und doch nicht vermoderten Weizens, der vielleicht mehrere hundert Jahre hier gelegen hat. Beides wird jetzt in dem Blumenbachischen Kabinet zu Göttingen aufbewahrt.

Weder diese geringen Reste, noch jene unvollständigen Beschreibungen würden einen ganz richtigen Schluß auf die ehemalige Beschaffenheit der Burg in allen ihren Theilen gestatten, wenn nicht in der Mauer eines Stalles des herrschaftlichen Vorwerks ein Stein gefunden worden wäre, auf welchen die Abbildung derselben

---

ihre Hofbeamten oder Ministerialen (einen Truchses, Marschall Kämmerer und Schenken) hatten.

*) Z. B. die Burg Rauenstein im Herzogthum S. Meiningen und die Sorbenburg zu Salfeld. — S. d. Allgem. Anzeiger der Teutschen v. J. 1839. N. 144. S. 1818 f.

eingehauen war, den der ehemalige Wegeaufseher Johann Wilhelm Meitzner (welcher im J. 1804 zu Arnstadt starb) nachzeichnete. Der Stein selbst ist hierauf nicht mehr beachtet worden, und vermuthlich bei einer Aenderung jenes Gebäudes verloren gegangen. Daß diese Art, Schlösser und Städte darzustellen, im Mittelalter nicht ungewöhnlich war, läßt sich daraus muthmaßen, daß noch vor Kurzem beim Wegreißen des dritten Hauses von der Rathsapotheke in der großen Beckerstraße zu Lüneburg eine zwischen den Jahren 1471 bis 1528 in Stein gehauene Ansicht dieser Stadt angetroffen wurde*).

Die Aechtheit der Zeichnung Meitzners nach einem wirklich vorhandenen Urbilde bezeichnen die Aussagen glaubwürdiger Männer und ihre Aehnlichkeit mit Liebe's und Gregorii's Beschreibungen, so wie die Lage des Einganges zwischen zwei niedern Thürmen, womit man zum Schutze desselben die Ziegeln alter Burgen zu versehen pflegte**). Ganz willkührlich dagegen ist die Deutung eines Oelgemäldes aus dem Nachlasse der Olearius'schen Familie, welches man für eine Vorstellung der Kevernburg ausgibt, da am Fuße des, dem Kevernburgischen ganz unähnlichen, Schloßberges ein schiffbares Wasser sich befindet, und auch Niemand die in der Nähe liegende Stadt für Arnstadt erkennen wird. — So erscheint ferner die Abbildung der Kevernburg in Rudolphi's Gotha diplomat. (1. Th. v. J. 1716 auf dem Kupferstiche des Landgrafen Balthasar von Thüringen zwischen S. 32 und 33.) nicht naturgetreu, und das Titelkupfer zu beiden Ausgaben von Melissantes Bergschlössern ist mit zu vielen Gegenständen überladen, als daß die Ruinen der Kevernburg vortreten könnten. Unsere Wißbegierde würde vollkommen befriedigt sein, wenn sich der Meisterhand Alexander Thiele's in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf dem trefflichen Gemälde der Augustenburg, welches das Fürstl. Schloß zu Arnstadt schmückt, noch Gelegenheit dargeboten hätte, statt der wenigen, damals sichtbaren Ueberbleibsel, die unversehrte Kevernburg anzubringen!

Da zu den Bergschlössern gemeiniglich solche Orte gewählt wurden, von denen man weit in die Ferne schauen konnte, so läßt sich diese Eigenschaft auch bei der Kevernburg erwarten. Und allerdings genießt man von der Höhe, auf welcher sie ehemals thronte, einen überraschenden Anblick, zu dessen Schilderung wir uns der Worte eines davon begeisterten Schriftstellers***) bedienen:

„Der Eingang in den Plauischen Grund mit seinen Felsen, Waldungen und Gartenhäusern, das nur eine gute halbe

---

*) S. Wedekind's Noten zu einigen Geschichtschreibern des deutschen Mittelalters. 2. Bd. 7. H. 1834. S. 287. Anm. *

**) Vergl. H. Leo über Burgenbau ꝛc. in v. Raumer's histor. Taschenbuch. 8. Jahrg. S. 171.

***) S. (Dr. Arnold's) Malerische Wanderungen am Arme meiner Karoline. 1. Bd. (Erfurt 1804. 8.) S. 82. f.

Stunde entfernte Arnstadt an der Spitze. Ferner die (sogenannten) drei Gleichen, der Seeberg, Hahnenberg und Rhönberg, in ferner Bläue der Fuß des westlichen Thüringerwaldes, der hohe, wolkenküssende Inselsberg. Dann hinunter in die nördliche Pläne nach Ichtershausen, Molsdorf, Rudisleben, Kirchheim, Eischleben, bis zum Fuße des Steigerbergs, von der silbernen Schönheitslinie der Gera durchschlängelt, voll prangender Wiesen und gesegneter Felder! Und nun den Blick hinab in die jähe Tiefe, Oberndorf und Angelhausen, zur Mutterkirche Oberndorf gehörig, das Fabrikgebäude des Rößchens und die Schäferei, wo man fürchtet, auf das Kirchendach von Oberndorf zu stürzen, wenn man herabschwindelte."

Fragen wir nach der Zeit der Erbauung der Kevernburg, so deckt dieselbe ein undurchdringliches Dunkel. Doch gehört ihre Entstehung ohne Zweifel den fernsten Jahrhunderten des Mittelalters an. Denn die umliegende Gegend war schon frühzeitig bevölkert und Arnstadt nebst Mühlberg bereits im J. 704 vorhanden. Auch gedenkt eine hersfeldische Urkunde vom J. 948 der benachbarten Orte: Ichtershausen, Angelhausen, Ungelroda und Dornheim.

Es ist glaublich, daß die Ahnherren der Grafen von Kevernburg und Schwarzburg diese beiden Schlösser schon in den frühesten Zeiten besessen und vielleicht auch erbaut haben. Als die gräflichen Familien zu Ende des eilften Jahrhunderts (einige Beispiele kommen schon in der ersten Hälfte desselben vor) und zumeist im zwölften, sich von ihren Wohnsitzen zu schreiben anfingen, nannte sich der letzte (oder dritte) der Sizzonen bald einen Grafen in oder von Thüringen (Comes Thuringiae), bald von Schwarzburg (zuerst in einer Urkunde vom J. 1123) und von Kevernburg (1141, 1143 und 1144). Es ist möglich, daß er am Abend seines thatenvollen Lebens vorzüglich hier zu weilen pflegte.

Der Name der Burg selbst ist nicht geeignet, auf ihren Erbauer hinzuführen, und wir können die mitunter lächerlichen Ableitungen desselben ohne Bedenken stillschweigend übergehen. Auch ergiebt es sich aus seinen verschiedenen Schreibarten in Urkunden von selbst, wie unstatthaft einige der ersten sind.

Sizzo's III. Söhne, Heinrich und Günther, theilten sich nach dem J. 1160 in das väterliche Erbe. Jener erhielt die Grafschaft Schwarzburg, dieser Kevernburg und wurde Stammvater der Kevernburgischen Grafen, welche sich ebenfalls in verschiedene Aeste verbreiteten.

Wollten wir hier das von Günther entsprossene Geschlecht in vollständiger Reihe aufzählen, so möchte uns dies zu weit vom Ziele abbringen. Es genügt also, durch die eben gemachte Bemerkung den Weg zu einer andern, für uns jetzt wichtigern, zu bahnen, daß nämlich dieses Schloß von der davon benannten Familie, bis zu ihrem Absterben ununterbrochen bewohnt und beherrscht wurde, wie mehrere daselbst z. B. in den Jahren 1283, 1289, 1294, 1297, 1300, 1303, 1332 ausgestellte Dokumente beweisen.

Während dieses Zeitraums hatte es auch seine eigenen Burgmänner und Burgvoigte. Im Jahr 1220 werden in einer Urkunde des Grafen Günther (V.) Albero von Vipeche nebst seinem Sohne Hermann, Lupold und Hermann von Griesheim, Vater und Sohn, Heinrich und Ludwig von Stutternheim, Rudolf von Bozleben (Bösleben), Truchses des Grafen, Hugo von Danheim (Taneheim), Sifrid und Heinrich, dessen Stiefsohn, als Castellani von Kevernburg erwähnt. Im Jahre 1301 hatte Eylher von Rochusen (Rockhausen) eine Mark jährlichen Zinses als Burglehn von Günther dem jüngern (IX.) und 1309 nennt der Letzte Konrad Weyer (Weyger), Albert von Rochusen, Lutolf von Wylrisleyben (Wüllersleben) und dessen Bruder Dietrich milites suos, worunter wahrscheinlich hier Burg- und Lehnleute verstanden werden. Burchard von Moluirstete (Mülverstedt) war 1328 und Friedrich von Wizleben 1350 Burgmann (castrensis) daselbst.

Daß die Burg ihre besondere Kapelle und einen Kapellan zu Verrichtung des Gottesdienstes besaß, erhellt aus Urkunden von dem J. 1209, wo der letzte Arnold und von 1220 und 1228, wo er Martin und in dem neuesten Dokumente Pleban heißt. Unter der Landgräflichen Regierung, z. B. 1441 und 1457, scheint der hiesige Gottesdienst von dem Pfarrer zu Oberndorf verwaltet worden zu sein, wenigstens hatte dieser noch in späteren Zeiten das Präsentationsrecht des Verwesers der Vicarie des heil. Erhard daselbst.

Von Unglücksfällen, welche das Schloß betroffen haben, kennen wir blos den Brand, der dasselbe am grünen Donnerstage 1246 verzehrte und unbewohnbar machte. Dieses Ereigniß würde uns vielleicht ganz unbekannt sein, wenn nicht der Bischof Heinrich von Bamberg dabei in Lebensgefahr gekommen wäre. Denn der große und starke Thurm, in welchem er gefangen saß, stürzte zusammen und tödtete einige Leute, ohne ihn selbst zu beschädigen. Manche Geschichtschreiber lassen diese Begebenheit, welche die im Aberglauben befangenen Zeitgenossen als ein gerechtes Gottesurtheil des an dem Kirchenfürsten verübten Frevels ansehen, aber ohne Grund, ein Jahr vorher, 1245, sich zutragen. Ueberhaupt empfängt dieselbe, besonders in Beziehung auf ihre Veranlassung und Folgen, erst das gehörige Licht durch die Bambergischen Archive und Chroniken. Zwar wird weder in einer davon handelnden Urkunde des erwähnten Bischofs vom 4. Januar 1247, noch in der sogleich genauer zu beobachtenden Bulle des Papstes Innocenz IV. vom 12. Juni des nämlichen Jahres gesagt, wo und von wem jener gefangen worden sei, sondern nur in der ersten bemerkt, daß es sich im Dienste der römischen Kirche zugetragen. Doch ergänzt Hoffmann in den Bambergischen Annalen, man weiß nicht, aus welcher Quelle, diese Nachrichten: daß der Bischof damals von dem Papste an den am 26. Mai 1246 zu Hochheim bei Würzburg zum römischen König erwählten Landgrafen Heinrich Raspe abgeordnet, auf dieser Reise durch den Grafen Berthold von Kevernburg (den er aus Unwissenheit von Crumburg nennt) gefangen und, zu Entrichtung des

Lösegelds, den Kirchenschatz zu verpfänden, genöthigt worden sei. In dem Bambergischen Burggutbuche heißt der Graf von Kevernburg, welcher den Bischof verhaftete, nicht Berthold, sondern Günther. Dieser Widerspruch läßt sich aber wohl am leichtesten heben, wenn man annimmt, Berthold habe dabei im Auftrage seines Vaters, Günthers V. gehandelt. Zu seiner Auslösung empfing der Bischof von dem Domkapitel drei kostbare Kreuze. Er setzte deswegen neun seiner Ministerialen zu Gewährsmännern, versprach, im Falle der Veräußerung oder des Verlustes jener Kleinode, 140 Mark Silbers zum Ersatz zu geben, und verschrieb zu mehrerer Sicherheit den Bürgen sein Dorf Strullendorf; so wie er auch für seine Befreiung den Kapiteln der Hauptkirche und einiger anderer Kirchen, den Prälaten, Kapiteln und Sammlungen der Klöster ꝛc. Kronach, Rosenberg (die Festung bei der Stadt) nebst andern Schlössern, Dörfern, Ländereien, Besitzungen und verschiedenen zur bischöflichen Tafel gehörigen Gegenständen als Unterpfand überließ. Innocenz IV. befahl dem Abte zum heiligen Stephan in Würzburg, allen Inhabern der erwähnten Pfänder zu bedeuten, daß sie dieselben zurückerstatten müßten — ein Ausspruch, gegen welchen er keine Berufung für gültig erkannte, und den er sogar mit Androhung des Kirchenausschlusses begleitete. Doch war Heinrich wegen der von ihm als verfallene Lehn eingezogenen meranischen Besitzungen, mit den Allodialerben und Schwägern des letzten Herzogs dieses Stammes, den Grafen Friedrich von Truchendingen und Otto von Orlamünde und dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, einige Jahre in Krieg verwickelt, und bei den neuen, ihm dadurch verursachten Geldverlegenheiten zur Nachsicht gegen seine früheren Gläubiger gestimmt. Solche Verhältnisse erlaubten ihm auch nicht, sich von seinem Feinde, Günther von Kevernburg, Genugthuung zu verschaffen. Erst seinem Nachfolger gelang es, den Grafen im Jahre 1261 zu Annahme folgender Bedingungen zu vermögen: Günther sollte der Kirche 350 Mark Silbers als Entschädigung bezahlen, und vier Jahre hindurch derselben mit 200 reisigen und gerüsteten Pferden, jährlich mit 50, dienen. Ueberdies wurde ihm auferlegt, daß er und eine Anzahl seiner Mithelfer von ihrem Eigenthume die Einkünfte von 200 Pfund gangbarer Münze aufgäben und von der Kirche zu Lehn empfingen. Endlich sollte er, der Sechste der Adeligen, mit 24 andern Rittern von Güsbach nach Bamberg in die Hauptkirche in leinenen Kleidern und barfuß gehen, und an dem fünften Tage der Pfingstwoche hinreichend Bürgschaft leisten, alles, was er beschworen hatte, unverbrüchlich zu halten.

Die Buße der Einwanderung, deren sich, nach allen Vermuthungen, der Graf nicht geweigert haben wird, war demüthigend und beschwerlich. Denn der zurückzulegende Weg betrug zwei Stunden.

Wir kehren nach dieser Abschweifung, welche wir uns auch deswegen erlauben zu dürfen glaubten, weil diese Verhältnisse von den bisherigen Bearbeitern der Kevernburgischen Geschichte bei dem Mange

der erst vor Kurzem geöffneten Quellen*) nur oberflächlich und ungenügend vorgetragen worden sind, zu Erzählung der Schicksale unserer Burg zurück.

Die Anfangs so bedeutenden Besitzungen des Kevernburgischen Hauses waren nicht lange vor jener Begebenheit, welche ihm neuen Verlust brachte, durch die Theilung Günther V. und Albert I., Stifters des Rabenswaldischen Hauses, sehr geschmälert worden. Ums Jahr 1280 fand eine abermalige Sonderung des bisher gemeinschaftlich regierten Gebiets zwischen den beiden Brüdern Günther VII. und Günther VIII. Statt, wodurch die Kevernburg an den ältern, die Hälfte von Arnstadt aber an den jüngern gelangte, welcher von nun an seinen Wohnsitz in dem dasigen Schlosse genommen zu haben scheint.

Als der Urheber dieses Zweiges des Kevernburgischen Stammes bei seinem Tode (1302) keine Söhne hinterließ, so folgten in die Länder desselben nicht etwa seine Vettern von der andern Kevernburgischen Linie, eben so wenig, als die ihm verwandten Häuser Rabenswald und Schwarzburg, sondern seine beiden Töchter, Adelheid, Gemahlin des Grafen Otto V. von Orlamünda, von der fränkischen Linie, und Irmengard, welche an den Grafen Heinrich V. von Hohnstein verehlicht war, wurden Erbinnen der gesammten väterlichen Güter. So fiel auch der Mechtildis, Gemahlin des Grafen Hermann von Orlamünda, Herrn zu Weimar, der Nachlaß ihres ums Jahr 1312 verstorbenen Vaters Friedrich, des letzten Grafen von Rabenswalde, einzig und allein zu, ohne daß die Häuser Kevernburg und Schwarzburg oder sonst Jemand den geringsten Anspruch darauf geltend machten.

Alles dies geschah vermöge eines alten Herkommens und Rechtsgebrauchs: der Todttheilung, welche im Verein mit den fast immerwährenden Fehden des 13. und 14. Jahrhunderts, die den Edeln Thüringens drückende Schulden und unersetzlichen Verlust an Land und Leuten zuzogen, zum Verblühen des bisher so glänzenden Gestirns der Kevernburger unaufhaltsam wirkte.

Der letzte Graf von Kevernburg, Günther XV., ein Sohn Georgs und der Gräfin Sophia von Stolberg, kommt bereits 1376 in Urkunden vor. Er vermählte sich frühzeitig (1379) mit Mechtild, Tochter des Grafen Gebhard II. (nach Andern Burkard) von Mansfeld, und beschloß, weil seine Ehe ohne Kinder blieb, eine Reise nach Palästina zu thun. Um die dazu nöthigen Kosten bestreiten zu können, verkaufte er einen Theil seiner noch übrigen Besitzungen. Als er sein Gebet zu Jerusalem verrichtet hatte, besuchte er das Grab der heil. Katharina auf dem Berge Sinai. Bald aber raffte ihn ein hitziges Fieber hinweg. Seinem Wunsche zufolge geleiteten seine Gefährten

---

*) S. v. Oesterreicher's Denkwürdigkeiten der fränkischen Geschichte. 2. St. (Bamberg 1832.) S. 91—115.

den Leichnam in das Vaterland zurück, wo er in der Kevernburgischen Begräbnißkapelle des Klosters Georgenthal bei seinen Voreltern, als der Letzte seines Geschlechts nach damaliger Sitte mit Helm und Schild, feierlich beigesetzt wurde.

Der Landgraf Balthasar von Thüringen genehmigte am Michaelistage 1388 eine Stiftung des eben genannten Grafen Günther

„der da vbir mer zu dem heyligen grabe yn der heyligen stad Iheruſalem von diſir Werlde vorſcheyden iſt,"

ſeiner Mutter und Gemahlin, von zwei Pfund Pfennigen jährlicher Gülde

„zu eyme altere (Altare) in der cappeln Send Georgenthal dar ynne dy herren von keuernberg Stifter vn Woltetere dez genanten gotiſhuſis beſtadit vn begrabin legin"

(wie die Worte der Urkunde lauten), und zu Seelenmeſſen für den vor kurzem Verſtorbenen und deſſen ganze Familie.

Um zu erklären, warum die Beſtätigung dieſes Vermächtniſſes durch den Landgrafen erforderlich war, muß man wiſſen, daß Günther ſchon vor ſeinem Hinſcheiden die Herrſchaft Kevernburg, welche er urſprünglich, wie ſeine Vorfahren, als freies Eigenthum beſaß, jenem zu Lehn aufgetragen hatte. Die beiden Gräfinnen, welchen dieſelbe zum Leibgedinge, ſo wie die Burg zur lebenslänglichen Wohnung angewieſen war, erklärten 1387 (am Mittewochin in der pfingſtwochen) Jenen für den rechtmäßigen Oberherrn aller Beſitzungen ihres verſtorbenen Gemahls und Sohnes, dem bereits von allen Unterthanen gehuldigt worden ſei, erhielten von ihm noch eilfhundert Schock Groſchen Freiberger Münze, machten ſich anheiſchig, den Voigt oder Amtmann, welchen Balthaſar auf das Schloß ſetzen würde, der aber

„der ſelben Herrſchaft von Kefernberg man vnd in der herſchaft geſeſſen ſein ſolle" —

nebſt den Hausleuten, Thorwärtern und Wächtern, die er zu beſtellen und ihrer Dienſte wieder zu entlaſſen, allein das Recht habe, zu beſorgen und zu beköſtigen.

Die Landgrafen ſcheinen die neue Erwerbung bald liebgewonnen zu haben, indem nicht nur Balthaſar den Anfang des nächſten Jahres daſelbſt verlebte, ſondern auch ſeine Nachfolger ſie von Zeit zu Zeit beſuchten, und in den Jahren 1414, 1415, 1421, 1426, 1435 Urkunden hier ausſtellten.

Im Jahre 1394 verpfändete der eben erwähnte Landgraf dieſe Herrſchaft für 1600 Schock Groſchen Freiberger Münze, ſeinem Bruder, dem Markgrafen Wilhelm zu Meißen, der ſie jedoch nicht lange inne hatte. Denn in einer Urkunde vom Jahre 1407 ſagt Friedrich IV., der Sohn des erſtern, daß man die Zinſen von Gütern zu Marlishauſen auf dieſes ſein Schloß zu entrichten habe, und 1408 (nach Horn 1414) ſetzte er ſeiner Gemahlin, Anna von Schwarzburg, einer Tochter Günthers XXIV., die Kevernburg nebſt Tenneberg und Waltershauſen zum Leibgedinge. Im J. 1406 wird Locze von Varnrade, Amtmann, und in einem Schreiben

des Landgrafen Friedrich (ohne Tag und Jahr) Jurge von Heytingesberg Voigt daselbst genannt. —

Die freundschaftlichen, durch diese Ehe zwischen dem Landgräflichen und Schwarzburgischen Hause geknüpften Verhältnisse mögen wohl dazu beigetragen haben, daß die Kevernburg dem Letztern erst verpfändet und dann verkauft wurde.

Doch ehe wir uns dem für Schwarzburg so günstigen Zeitpunkte nähern, in welchem es diesen Sitz seiner Altvordern wieder erlangte, wollen wir einigen, denselben betreffenden Urkunden unsere Aufmerksamkeit widmen.

Das Kloster Georgenthal mußte jährlich eine Butte Trauben von seinen Weinbergen über der Triegelsmühle auf die Kevernburg abgeben. Der Landgraf Friedrich that 1436 darauf Verzicht, und erlaubte in dem nämlichen Jahre, daß der Abt Jakob zu Pforta

„von wegen seines Gotishuses,. das dann von Brandis wegen an dem Monster großen verterplichen Schaden enpfangen"

verschiedene Güter und Zinsen, die er ihm vormals in dem Gerichte zu Kevernburg zugeeignet hatte, namentlich zu Alkersleben, Osthausen, Oberwillingen, Tanheim, Bösleben, Großendornheim, Rechstedt und Elleben, an den Abt Johann zu Paulinzelle verkaufen durfte. Dem Schösser Johann Treber (Treffer) zu Kevernburg, welcher bereits 1439 als solcher vorkommt, wurde 1441 dieselbe nebst Zubehör auf drei Jahre, gegen bestimmte Geld- und Naturalleistungen überlassen. Bei dieser Gelegenheit erhalten wir Kunde von den Personen, welche sich, vorzüglich zur Bewachung der Veste und zu Bearbeitung der dazu gehörigen Felder und Weinberge, hier aufhielten. Es waren ihrer an der Zahl achtzehn. Ein damals aufgesetztes Verzeichniß des Viehstandes, besonders „in der Schäferei unter der Burg im Hofe" und sämmtlicher Vorräthe macht zugleich das zur Vertheidigung vorhandene wenige Geschütz namhaft. Schon im folgenden Jahre (1442) ging, aus uns unbekannten Ursachen, mit dieser Pachtung eine Aenderung vor. Die Landgrafen Friedrich und Wilhelm schlossen nämlich über Kevernburg und alle dazu gehörige Dörfer (deren 27 namentlich angeführt werden, wovon aber nach der Zeit etliche abgekommen sind), Vorwerke, Aecker und Weingärten, mit Hartung Gernodt, ihrem Geleitsmann zu Erfurt, auf 9 Jahre um 600 Mark Silbers einen Wiederkauf. Allein auch jetzt wurde, nach noch nicht völlig beendigter Frist, im Jahre 1446 mit dem Grafen Heinrich XXXI. von Schwarzburg, Herrn zu Arnstadt und Sondershausen, ein ähnlicher Vertrag über die Kevernburgische Pflege eingegangen, und der Preis auf 10,000 Rheinische Gülden bestimmt. Zugleich verabredete man sich wegen des bei Ausbesserung der Gebäude zu machenden Aufwandes. Heinrich hielt es für zweckmäßig, die Kevernburg 1448 Wyttigen von Crumistorf (Cromsdorf) zu einer Haushaltung auf drei Jahre einzuthun. Gegen den ihm zugesicherten Genuß verschiedener Vortheile versprach dieser 2 Wächter, 2 Thorwärter, 2 Pfründener, einen Hausmann und einen

Knecht mit einem Pferde zu Einnahmung der Zinsen und Gefälle zu unterhalten, und das Schloß wieder abzutreten, wenn es Herzog Wilhelm einzulösen wünsche.

Endlich kam diese Herrschaft völlig unter Schwarzburgische Botmäßigkeit. Herzog Wilhelm zu Sachsen belehnte im Jahre 1467 Heinrich XXXI. mit derselben und entband die Vasallen der ihm geleisteten Pflicht. In dem Lehnbriefe äußert der Herzog ausdrücklich, daß er dem Grafen diese Gunst

„um getreuer annehmer, beständlicher und fruchtbarer Dienste willen, welche er ihm und seinem Fürstenthume oftmals gethan,"

erwiesen habe. Doch hatte ihm Heinrich, außer der erwähnten Kaufsumme, 24 Dörfer in der untern Herrschaft, sein bisheriges freies Eigenthum, zu Lehn auftragen müssen. Spätere Sächsische Lehnbriefe sind von den Jahren 1535, 1539, 1543 und 1548. Neuerlich wurden sie von dem Hause Sachsen-Weimar ausgefertigt.

Seit diesem Wechsel des Eigenthümers fließen die Quellen der Geschichte unseres Schlosses noch weit spärlicher. Die Grafen von Schwarzburg, die in Arnstadt einen bequemen Wohnsitz hatten, bedurften dazu jenes nicht mehr. Daher scheint es von nun an in Verfall gerathen zu sein. Aus der Uebereinkunft zwischen den Grafen Wilhelm von Henneberg und Heinrich von Schwarzburg über die gemeinschaftliche Gerichtsverwaltung zu Wipfra und die wechselseitige Zollbefreiung ihrer Unterthanen, vom 24. April 1841, geht jedoch wenigstens so viel hervor, daß zu dieser Zeit ein Richter oder Amtmann auf der Kevernburg lebte, und daß die dasigen Gefängnisse noch gebraucht wurden. Im Jahr 1487 bekleidete Heinrich von Rottleben jene Stelle; 1532 ist von hieher zu entrichtenden Zinsen, und 1543 in den Arnstädtischen Statuten von Pfändern die Rede, welche auf dieses Schloß ausgeantwortet werden sollten.

Daß man auch die nächsten Umgebungen der Burg vernachlässigte, bezeugt ein wüster Baumgarten unter derselben, zu dessen erneuertem Anbau im J. 1489 Vorkehrungen getroffen wurden. Bei der Erbsonderung des Grafen Günther des jüngeren mit seinem Vetter Heinrich dem jüngeren im Jahre 1496 kam die Kevernburg zu dem Arnstädtischen Theile, von welchem sie auch nachher nicht wieder getrennt worden ist.

Am Schlusse müssen wir noch wenige Augenblicke bei einem Gemälde verweilen, das sich jetzt in dem Archive zu Arnstadt befindet, und unter dem Namen des Kevernburgischen bekannt ist. Es stellt drei Männer mit ihren neben ihnen stehenden Frauen vor. Die ersten sind mit Mützen von zwei verschiedenen Formen bedeckt; sie haben lange Haare und Bärte, breite Gürtel, enganschließende Kleider und spitzgeschnäbelte Schuhe, halten die zur Erde gesenkten Schwerter und die auf denselben ruhenden Schilde (mit dem goldenen Löwen im blauen Felde) in der einen, und eine Fahne in der andern Hand, wofür aber der letzte eine Kirche mit zwei Thürmen trägt. Der Anzug der Frauen weicht, bis auf die an dem Umschlagetuche

der dritten befindlichen Schellen, womit auch die Halskette des ersten Mannes geschmückt ist, nicht so sehr von dem gegenwärtigen ab, als die Tracht der Männer. Nach der lateinischen Unterschrift, welche aus einer Stelle der noch ungedruckten Thüringischen, von Reinhardsbrunner Mönchen verfaßten Chronik in der Königl. Bibliothek zu Hannover wörtlich entlehnt zu sein scheint, heißt der erste Gundar, welcher von dem Heidenthume zur christlichen Religion überging und sich taufen ließ; der zweite Siger, Sohn des vorhergehenden; und der dritte Siger oder Sigehard, Mitstifter des Doms zu Naumburg, wo er seine Grabstätte fand.

Sämmtliche Personen auf diesem Gemälde werden den Ahnen des gräflichen Hauses Kevernburg förmlich beigezählt, wahrscheinlich sind aber nur die berühmtesten und merkwürdigsten unter ihnen, deren Gedächtniß sich seit dem langen Zeitraume vom achten bis zu Anfange des eilften Jahrhunderts durch mündliche oder schriftliche Ueberlieferung erhalten hatte, in dasselbe aufgenommen worden. Die Zeichnung und der Charakter der Figuren deutet auf ein hohes Alter. Allein eben darum möchte man glauben, daß dieses Bild noch nicht Original, sondern Copie eines ältern, auf Holz gemalten sei. Ob die Leinwand des noch vorhandenen ursprünglich auf einer hölzernen Tafel aufgeleimt und mit derselben verbunden war, ist unentschieden. Doch könnten die bedeutenden Beschädigungen an demselben der Muthmaßung Raum geben, daß es ehedem gewaltsam von einer solchen Unterlage losgerissen worden sei, wenn sie nicht vielmehr von der Feuchtigkeit des unterirdischen Gewölbes der Kevernburg, wo es angeblich wieder entdeckt wurde, und welche auf die Wasserfarben, die der Künstler auf demselben anwendete, um so nachtheiliger einwirken konnte, sich herschreiben. So viel ist ausgemacht, daß das Bild, nicht wie man neuerlich zu thun pflegt, auf einen Rahmen gezogen ist. Schon der frühere Aufbewahrungsort berechtigt uns, anzunehmen, daß es vor dem Erlöschen der Kevernburgischen Familie, also bis zum Jahre 1385, verfertigt worden sei. Denn von den Landgrafen in Thüringen, den nunmehrigen Eigenthümern dieses Schlosses, läßt sich wohl das Bestreben, zu Fortpflanzung des Gedächtnisses der Ahnen seiner früheren Besitzer auf diese Weise beizutragen, nicht vermuthen.

Hesse.

Das Lustschloß Augustenburg,

unter der Kevernburg bei dem Dorfe Oberndorf,

trägt seinen Namen von der Gemahlin des Fürsten Anton Günther zu Schwarzburg-Arnstadt, Augusta Dorothea (Eleonora), einer gebornen Prinzessin zu Braunschweig-Wolfenbüttel, von welcher es im Jahre 1700 an dem Orte zu erbauen angefangen wurde, wo früher blos ein Fasanenhaus stand, dessen Eigenthum der Fürst durch eine Schenkung vom 4. August 1699 auf jene mit der Bedingung übertrug, daß sie es aus ihren Mitteln verbessern und sammt den dabei liegenden wüsten Plätzen ausbauen lassen möchte. Es gehörten dazu, außer dem Garten am Wohnhause von $8\frac{1}{2}$ Acker und dem Baumgarten am Hain zur Gräserei für das Vieh, welcher $4\frac{1}{8}$ Acker hielt, $25\frac{1}{4}$ Acker Artland, ein Teich unter dem Hause, zwei Fischbehälter ꝛc.

Diesen Kauf genehmigte Christian Wilhelm, Fürst zu Schwarzburg-Sondershausen, den 30. Juni 1700. Augusta Dorothea selbst erklärte, daß nach ihrem Tode diese Besitzung, doch nur in dem Stande, wie sie ihr übergeben worden sei, jenem Regenten, der sich den Vorkauf bedungen hatte, oder seinen Erben, unentgeltlich heimfallen solle — was jedoch später in Vergessenheit gekommen zu sein scheint. Wir verdanken dem bereits erwähnten Melissantes folgende Schilderung dieses in den Geographien gerühmten und von Fremden häufig besuchten Lustschlosses, welches mit der Kevernburg das traurige Geschick des fast spurlosen Verschwindens theilt:

„Bei Errichtung dieses prächtigen Gebäudes," heißt es bei demselben,*) „hat man das Herzoglich Wolfenbüttelsche Lustschloß Salzdahlen**) zum Muster genommen. Es verdient

*) In dessen jetzt florirendem Thüringen (Erfurt 1711. 8.) S. 183. f.

**) Auch von diesem 1694 erbauten und unter der westphälischen Regierung abgebrochenen Schlosse ist jetzt nichts mehr zu sehen. Ein grüner Rasenplatz wird dem Suchenden als der einstige Ort großer Kunstschätze und Pracht gewiesen. (S. Frankfurter Konversationsblatt 1838, Nr. 172).

vorzüglich wegen des schönen, in kurzer Zeit an einem wüsten Orte angelegten Gartens,*) worin sich mehrere kleine Lust- und Vogelhäuser befinden, große Bewunderung.

Die zahlreichen Zimmer des Hauptgebäudes schmücken kostbare Geräthschaften, Gemälde und Spiegel. Besonders fesselt das Porzellankabinet durch die bedeutende Menge seiner chinesischen, japanischen und persischen Geschirre die Aufmerksamkeit. Das weitläufigste Gemach, der große Saal, hat 2 Kammern; der Fußboden desselben ist mit verschiedenen Holzarten ausgelegt, und die Decke in Fresco mit Wappen und Malereien geziert. Das Audienz- und französische Zimmer zeichnen sich durch schöne Porträts und Mobilien aus."

Bekanntlich hatte Augusta Dorothea, nach dem Beispiele ihrer Nichte Elisabeth Christine, der Gemahlin Kaiser Karl VI., und ihres Vaters, Anton Ulrich, die katholische Religion angenommen. Es wurde daher den 31. Januar 1716 von ihrem Gemahl die Privatübung derselben auf diesem Schlosse für sie und ihre jenem Kultus zugethane Dienerschaft bewilligt. Bald nach dem Ableben Anton Günthers, den 20. December, scheint sie die Augustenburg zum beständigen Wohnsitze erkoren zu haben.

Schon früher hatte sie, um diese einsame Gegend immer mehr zu beleben, die Errichtung einer Porzellanfabrik in der Oberndorfer Flur an dem Hain, wozu ein Glasurhaus vor dem Längewitzer Thore in Arnstadt erbaut wurde, veranlaßt, und dazu Dreher und Maler aus Braunschweig und andern Orten berufen, welche in einem Hause bei der Kirche zu Oberndorf arbeiteten. Hierauf wurden in dem nach ihr benannten Dorotheenthale in dieser Absicht neue Häuser angelegt. Der Fürst Christian Günther ertheilte dieser Fabrik am 6. Mai 1720 gewisse Vorrechte. Bald aber ergab es sich, daß dieses auf Kosten der Fürstin betriebene Werk wenig Vortheil gewährte. Es wurde deswegen verpachtet, und im Jahre 1724 nebst dem dazu gehörigen Gasthofe zum weißen Roß, welcher schon 1713 vorhanden war, an Bernh. Chr. v. Boseck und zwei Einwohner zu Marlishausen für 2000 Mfl. verkauft.

Augusta Dorothea endigte ihr Leben, welches durch einen in der Nacht d. 16. Juni 1727 auf diesem Schlosse gegen dasselbe gerich-

---

*) Von einigen seltenen ausländischen Pflanzen, welche in diesem Garten gezogen wurden: s. Kern curieuser und nützlich gesammelter Wissenschaften und deren brauchbarste Kunststücke. 10. Sammlung (Erfurt 1744. 8.) S. 463—466. — Gratulationsgedicht der Fürstin Dor. Aug. — gewidmet von J. C. Th. Hellbach, 1745. Fol. und J. H. Tiemroth Herbarium vivum in der Fürstl. Bibliothek zu Rudolstadt. Es blüheten unter andern daselbst, den 23. und 24. August 1719: Cereus major Peruvianus spinosus triangularis (Cactus triangularis L.) [abgebildet in der ersten Schrift S. 464] und nach Tiemroths Angabe: Cereus Peruvianus major sexangularis florens (Cactus peruvianus L. C. hexagonus W.) den 25. September 1748. — Geranium Africanum L. im Jahre 1752. — Yucca gloriosa. L. den 20. November bis 24. December 1746.

teten, aber vor der Ausführung glücklich vereitelten Anschlag gefährdet worden war,*) im hohen Alter von 85 Jahren, den 11. Juli 1751. Ihre irdische Hülle wurde am 25. d. Mts. von hier unter sehr zahlreicher Begleitung nach Erfurt gebracht und mit großem Gepränge in der dasigen Ursulinerkirche beigesetzt**).

Trotz der bereits erwähnten, auch in einem Testamente vom 17. Juni 1734 wieder ausgesprochenen Absicht, wodurch die nun Verstorbene den Fürsten Günther von Schwarzburg-Sondershausen und dessen Gemahlin Elisabeth Albertine als Erben der Augustenburg und aller dazu gehörigen Gebäude und Gärten anerkannte, nahm der Herzog Karl zu Braunschweig dieselbe ungestört in Besitz, und vermiethete sie an den Prinzen Wilhelm von Schwarzburg-Sondershausen, der bis an sein Ende im J. 1762 hier wohnte. Noch zögerte man bis zum Jahre 1765, ehe ein Entschluß über ihr ferneres Schicksal gefaßt wurde. Nun erschien aber ein Herzoglicher Bevollmächtigter, welcher, nachdem er das Brauchbarste aus dem vorgefundenen Nachlasse gewählt, alles Uebrige, Wäsche, Vorhänge, Tapeten, Stühle, Tische, Spiegel, Fenster versteigern ließ. Das Schloß selbst, mit dessen vollem Umfange, allen Ein- und Zugehörungen, Freiheiten, Rechten, Gerechtigkeiten und Pertinentien, besonders den sämmtlichen Schloß-, Haupt-, Neben-, Wirthschafts-, Garten- und andern dazu gehörigen Gebäuden, und allem demjenigen, was darin überhaupt befindlich, erd-, wand-, band-, nied-, mauer- und nagelfest ist (nichts davon, als das dem Waisenhause zu Arnstadt unentgeltlich abzugebende Mon plaisir***) ausgenommen), ingleichen allen

---

*) S. J. Bernh. Hellers Merkwürdigkeiten aus Thüringen (Jena und Leipzig, 1731. 4.) 7. Samml. S. 437 f.

**) Eine Beschreibung dieses Leichenbegängnisses liefert Const. Beyer in der Neuen Chronik von Erfurt. S. 27 f.

***) Dieses sehenswürdige Kabinet war auf der Augustenburg in einer 32 Ellen langen und 5½ Elle breiten Gallerie, welche 7 Fenster hatte, aufgestellt. Dr. Arnold gibt davon in den Malerischen Wanderungen am Arme meiner Karoline 1. B. S. 76—78 folgende, von uns hin und wieder ergänzte Beschreibung: »In einer Reihe (vierzehn) schöner Glasschränke vom Boden bis an die Decke eines eben nicht kleinen Saals des Waisenhauses zu Arnstadt findet man alle Vorrichtungen des menschlichen — vorzüglich des fürstlichen — Lebens durch 8 bis 12 Zoll hohe Puppen vorgestellt. Hier sieht man Audienzzimmer, Spazierfahrten aus dem Residenzschlosse, offene Tafel, fürstliche Beilager, Schauspiele, Maskeraden, Assembleen, Spielgesellschaften, die Fürstin im Kindbette, umgeben von ihren Hofdamen, Apotheken, eine katholische Kirche, ein Nonnenkloster, verschiedene Handwerker. Jeder Schrank bildet ein Haus und die Unterabtheilungen, Stuben, Vorsäle, Kammern, Küchen, Keller, alles mit den gehörigen Geräthschaften bis auf das kleinste Stückchen versehen — nichts fehlt der vollkommenen Darstellung. Die Puppen, gewiß mehr denn zweitausend — im damaligen Geschmacke gekleidet, geben den anschaulichsten Unterricht in der Etikette und Kleidertracht jener Zeit, bei Hofe sowohl, als im Publikum, und so könnte man diese Sammlung, welche von dem Jahre 1766 an durch verschiedene interessante Geschenke von Kunstsachen vermehrt worden ist, als ein sehr lehrreiches Archiv des Luxus und der Mode betrachten. Vergl. auch J. Steph. Pütters Selbstbiographie 1. B. (Göttingen 1798. 8.) S. 396.

Lust-, Küchen-, Gras- und Obst-, auch den sogenannten Zacharias- und Eichelrot'schen Gärten, dem Hopfenberge, einem kleinen Teiche und dabei liegendem Flecklein Krautland und Wiesenwachs, einem Flecklein Land, wo jetzt die Schwemme befindlich ist, nicht minder allen von der Herzogin in- und außerhalb des Schlosses gepflanzten Baumalleen, überhaupt allen Grundstücken, welche man zeithero zu der Augustenburg gerechnet hat," wie die Worte des von dem Herzoge den 12. Septbr. 1765 und von dem Fürsten Christian Günther zu Schwarzburg-Sondershausen den 16. Januar 1766 bestätigten Vertrags lauten, wurde an den Kaufmann Carl Gottlob Böhm zu Arnstadt für die geringe Summe von 2000 Reichsthalern überlassen.

Durch die Anführung der einzelnen Bestandtheile erhalten wir den deutlichsten Begriff von der Wichtigkeit dieser Besitzung.

Man hatte nun nichts Angelegentlicheres zu thun, als die Gebäude niederzureißen. Ziegeln und Backsteine wurden verkauft und das Holz in Klaftern geschnitten.

Die Gemeine zu Oberndorf, welche gegen einige Punkte des Kontrakts Einspruch zu thun sich für berechtigt gehalten hatte, erwarb außer dem unfern des Schlosses an der Straße rechter Hand liegenden Teiche, eine dazu gehörige Scheuer zu Errichtung eines Schulhauses für 350 Thaler von dem nunmehrigen Eigenthümer, welcher endlich auch im Jahre 1772 alle noch übrigen Grundstücke, „besonders diejenigen, wo ehehin sämmtliche Gebäude gestanden haben, und welche vormals resp. Hofraum gewesen, und der Franz-, Baum- und Küchengarten genannt worden sind — mit allen Ein- und Zugehörungen — besonders auch den von der ehemal. Besitzerin in- und außerhalb des Schloßraums gepflanzten, zur Zeit noch nicht abgeschlagenen Baumalleen" (welche zum Theil schon 1717 angelegt worden waren) — an den Pfarrer Samuel Heinrich Reißland zu Oberndorf — für 700 Reichsthaler. Bei der Theilung des Vermögens des letztern, bekam seine Tochter, die Gattin des Pfarrsubstituten Oberländer, das aus ehemaligen, von ihrem Vater erkauften Zubehörungen gebildete Freigut, 3000 Mfl. an Werth.

Das von dem berühmten Landschafter Alex. Thiele gefertigte Gemälde, welches die Augustenburg darstellt, ist bereits oben beurtheilt worden. Das Kupfer derselben von Pius Resel (vermuthlich einem Arnstädtischen Hofbedienten) hat folgende Unterschrift: Maison de plaisance de S. A. S. Mad. la Princesse de Schwarzbourg-Arnstadt nommée Augustenbourg de l'autre coté, avec la vue et le prospect d'Arnstadt. Pius Resel delin. et sc. und besteht aus einem Bogen, wozu noch ein Blatt mit der Ansicht einer andern Seite bestimmt gewesen zu sein scheint.

Hesse.

Clettenberg.

Ach, die Zeit verſchlingt
Die blüh'nde Maid, den zarten Jüngling, und
Den graugelockten Krieger, wie die hohe,
Gethürmte Burg!

Oſſian.

Wer den Felſen, auf welchem einſt die Burg Clettenberg lag, und die umliegende Gegend beſucht, bewundert gewiß den Geſchmack desjenigen, der ſich gerade dieſe Stelle ausſuchte, um auf derſelben eine Burg zu erbauen. An öde Kalkfelſen hingelagert, auf einem an Erdfällen reichen Boden, dem es dennoch an gutem Waſſer fehlt, welches ſehr weit, aus einem Quell am Heuberge, geholt werden muß, liegt Clettenberg um einen nicht beſonders hohen, aber ſchroffen und iſolirten Felſen von feſtem Kalkſtein her. Auf der unbedeutenden Oberfläche des Felſens ſtand, nach Art der älteſten Burgen, nur ein feſter Thurm, unter dem ſich in einem Gewölbe ein tiefer Brunnen mit einem eiskalten, ſalpetrigen Waſſer befand, welches, durch eine Kunſt auf einen benachbarten Berg getrieben, ſeinen Fall auf das Schloß hatte und daſſelbe reichlich verſorgte. Im Laufe der Zeit war dieſer Fels mit Mauern und Gewölben bis oben hinan überbauet und es entſtand ein anſehnliches Schloß, von welchem der Fels nur der Kern war (cf. v. Rohr: Merkw. des Oberharzes p. 118 sq.) Jetzt iſt dies Angebaute zerfallen und abgeriſſen, und der Fels erſcheint wieder nackend. In den Zeiten, wo die Grafen hier herrſchten, ſtand aber nicht blos ein einfaches Schloß hier, ſondern die ganze Gegend war mit Gebäuden für den bedeutenden Hofſtaat beſetzt, die ſich den Berg hinunterzogen und ſämmtlich mit Mauern, Thürmen und Wällen umgeben waren, weshalb die nächſten Umgebungen noch jetzt „die

Burg" heißen. Spätere Besitzer (die Grafen von Sayn und Witgenstein) legten noch einen großen Redoutensaal und den sogenannten gräflichen Flügel an und ließen feste, gewölbte Ställe bauen. Die alte gräfliche Münze lag unten im Dorfe, wo auch die alte Kirche stand. An der Stelle der jetzigen Kirche, die 1704 erbaut wurde, stand früher die Hofcapelle. Vor ungefähr funfzig Jahren sind die alten Schloßmauern in Folge eines modernen, auf bloße nützliche Verwendung gerichteten, Vandalismus abgetragen, und sind davon nur wenige und unbedeutende Reste übrig geblieben.

In das Dorf kommt von Neuhof ein Bach herunter, welcher in demselben mehrere Mühlen treibt. Gleich unter der letztern, der Herrenmühle, zieht sich das Wasser in einen Kalkberg, der südlich vom Schlosse liegt und sehr vom Wasser unterhöhlt zu sein scheint, da sich, außer einem tiefen Risse, mehrere Erdfälle daran zeigen. Nach einer guten Strecke kommt er wieder hervor und treibt die Steinmühle. Nicht weit von derselben liegt das Creissloch, ein tiefer Erdfall, von welchem Eckstorm (in ep.) erzählt, daß es entstanden sei, als 1531 in Spanien starke Erdbeben gewesen.

Es war bei sehr gelindem Wetter (im Januar?), als ein Hirt die Heerde hütete und plötzlich Wasser aus dem Boden hervordringen sah. Eilig trieb er hinweg, und gleich nach seiner Entfernung entstand ein fischreicher See, der anfänglich vierzig Klaftern tief war, nach und nach aber von der herabstürzenden Erde seichter wurde. Den Namen hat der See von einem gewissen Creissius oder Creisse bekommen, welcher gräflich hohnsteinscher Beamter auf Clettenberg war. Er lebte wüst und gottlos, und als einst der Pfarrer von den bösen Geistern predigte, welche in die Säue fuhren, verspottete Creissius den Prediger und meinte: sein Geist solle in den Erdfall fahren. In derselben Nacht starb er, und die Einwohner sahen ihn seitdem jeden Abend mit schneeweißem Antlitze und gerungenen Händen um den Erdfall herumirren, der deshalb Creissens Loch oder das Creissloch genannt wurde. (cf. v. Rohr: Merkw. des Oberh. p. 131 und Henning Behrens: hercynia curiosa sub tit. Creissloch).

Unten am Berge ist ein überaus tiefes Loch, in welchem am 14. October 1696 der Clettenberg'sche Hofprediger Johann Caspar Mehler ertrank, als er des Abends von der Fischerei in Schiedungen zurückritt.

Nicht weit vom Creissloche sind noch mehrere Erdfälle mit unergründlich tiefen Wassern, welche ruhig und friedlich daliegen, doch, gleich dem Menschenherzen, ihre eigenen furchtbaren Geheimnisse bergen, z. B. der Reffelsee, der Milchsee, das Elige Grabenthal, der Opfersee und das Wiedertäuferloch (in welchem drei Anabaptisten aus Ellrich ersäuft worden sind), und sehr viele andre, mehr oder weniger bedeutende.

Der Fels selbst, auf welchem der alte Thurm Clettenberg stand, soll, einstimmiger Erzählung alter Geschichtschreiber zu Folge, einer von denjenigen Punkten gewesen sein, auf denen der Gott Krodo verehrt wurde. Er war, der Sage nach, einer der obersten Götter

den heidnischen Sachsen und besonders der Harzbewohner. Sie nannten ihn „de Grote", da sie ihn für den Vater der Menschen hielten. Er hatte die Gestalt eines Mannes mit magerm Gesichte, langem Barte und entblößtem Haupte, der mit nackten Füßen auf dem stachlichen Rücken eines Barsches stand, in der rechten Hand einen Wassereimer mit Blumen, Obst und Früchten, in der linken ein Rad hielt, und mit einem langen Rocke, den eine weißlederne Binde um den Leib festhielt, bekleidet war. Auf der Harzburg wurde er besonders verehrt, dort war ihm ein Altar aufgerichtet, der noch vorhanden und in Goslar zu sehen ist, und die Opfer, welche man ihm darbrachte, waren — erstgeborne Kinder. Die unschuldigen Schlachtopfer wurden auf Haken, die sich am Altare befanden, befestigt, und hauchten hier das kaum begonnene Leben auf eine schmähliche Weise wieder aus. Sein Hauptfest fiel auf den 17. December, an welchem seine Verehrer, von den Priestern angeführt, zu seinem Altare zogen, ihm Thiere und Feldfrüchte darbrachten, Lichter anzündeten, zechten und schmausten (cf. Schedius de diis germanis). Nach Eckstorm (Chron. Walk. p. 210) wurde derselbe auch bei Ellrich auf dem Frauenberge und hier auf dem Fels in Clettenberg verehrt und sucht es derselbe besonders dadurch zu beweisen, daß in der Nähe ein waldiger Strich „Krodenhagen" und ein Bach „der Krodenbach" genannt wird. Nun ist aber die Existenz dieses Gottes in neuerer Zeit vielfach angefochten und die tüchtigsten Männer haben sich alle Mühe gegeben, evident zu beweisen, daß es nie einen Krodo gegeben. Wenn sie Recht haben, so hat freilich auch auf Clettenberg kein Altar dieses Gottes gestanden; aber ein anderer Gott wurde gewiß hier verehrt, denn noch heute nennt Niemand den Fels, worauf das alte Schloß gestanden, den Schloßberg, sondern „den Tempel", und der Name „Opfersee", wie eines der unheimlichen Wasser bei Clettenberg heißt, rührt doch auch wahrscheinlich aus jener Zeit her, wo jener Fels den Namen „Tempel" empfing.

In sehr früher Zeit wurde jedoch hier auch schon eine Burg erbaut, und bereits im Jahre 524 soll der Felsen gegen die Hunnen befestigt worden sein. Später, als der Sachsenstein zerstört worden war, wurde das Gaugericht, welches von den Clettenberg'schen Grafen früher auf dem Sachsensteine gehalten wurde, auf das alte Schloß Clettenberg verlegt, welches, nach dem Vorgeben des Pöhldischen Mönchs Athanasius Rhorius, anfänglich, wie jenes zerstörte Schloß, „Sachsenburg", nachher aber, nicht wie Einige annehmen, von dem Worte „Kletten", welche in der Umgegend häufig wuchsen, sondern von dem Worte „Klettern", weil die Hunnen und andere Feinde so oft an demselben hinaufstiegen oder kletterten, „Clettenberg" genannt wurde. (Clettenberga, veterum Comitum Clettenbergensium sedes, dejecto Saxenburgensi per Hunnos castello, hujus nomen quidem, assumsit, sed paulo post, cum inter oppugnandum propugnacula ejus ab hostibus saepius occuparentur, a conscendendo, quod incolis est „Klettern", Clettenbergi nomen est consecutus cf. Hoffm. Antiq. Walk. L. 1. c. 3.) Viele

halten Kaiser Heinrich I. für den Erbauer der Burg, er ließ dieselbe aber wahrscheinlich nur besser befestigen.

Im Jahre 969 starb Werner von Lauterberg und hinterließ fünf Söhne, welche sich nun in das väterliche Besitzthum theilten. Einer derselben, Balduin, erhielt Clettenberg und nannte sich seit dieser Zeit „Graf von Clettenberg". (cf. Leuckf. Ant. Pöhld. p. 9.) Die Namen seiner Nachkommen stehen in Eckstorm's Chronik von Walkenried (pag. 14), sind aber alle nicht werth, genannt zu werden, bis auf den Grafen Volkmar, der die Stifterin des Klosters Walkenried, die Adelheid von Lohra, zur Gemahlin hatte, und 1090 ins Kloster Huisburg ging. Er hinterließ einen Sohn, Ludwig, der zu Ellrich residirte, eine Kunigunde von Balderode zur Gemahlin hatte, die Hauptkirche in Ellrich repariren und erweitern ließ, und auch einen Kelch in dieselbe schenkte. Sein Sohn, Albert I., der sich ebenfalls zu Ellrich aufhielt (Leuckf. Ant. Pöhld. p. 89), ist wegen einer Fehde bekannt, die er im Jahre 1190 mit Gerhard, Freiherrn von Werthern zu Werthern hatte, der sein Schloß und Stammhaus mit der dabei liegenden Stadt Werthern nicht von ihm zu Lehn nehmen wollte, sondern behauptete, daß er mit diesen Gütern, wegen des heiligen römischen Reichs-Erb-Kammer-Thürhüter-Amte, unmittelbar von dem Kaiser beliehen sei. Hieraus entstand eine Fehde, die für den Herrn von Werthern unglücklich ausfiel. Er wurde gefangen und nach Clettenberg gebracht, die Stadt Werthern aber zerstört. Was von derselben stehen blieb, bildete das noch jetzt vorhandene Dorf Kleinwerthern. Das Dorf Großwerthern baute erst einer seiner Nachfolger, Anton von Werthern, und die Familie blühet noch heute. Die ganze Herrschaft kam nun an Clettenberg, und obgleich in der Folge Gerhard Manches wieder erhielt, so mußte er doch das, was ihm Albrecht zurück gab, von Clettenberg zu Lehn nehmen. (cf. Peter Albinus: Gesch. der Herren von Werthern, S. 16.)

Albrecht II. (1209—30) hatte von seiner Gemahlin Adelheid, einer Tochter Friedrich III., Grafen von Beichlingen und Lohra, vier Söhne und zwei Töchter. Einer seiner Söhne, Berthold, ging jung ins Kloster Walkenried, wurde 1216 Subprior, beschrieb das Leben seiner Aeltergroßmutter Adelheid, der Stifterin des Klosters (cf. Hoffm. Ant. W. L. 3. c. 23.), wurde 1225 Abt und bewegte seinen Vater, als dessen Gemahlin gestorben war, im Jahre 1230 unter ihm Mönch zu werden (cf. Leuckf. A. W. 88. 304. 321.), und starb 1237. Nun herrschte auf Clettenberg Albert III., der später seinem Sohne Conrad und dem Grafen Dietrich II. von Hohenstein den Besitz der Grafschaft zur gesammten Hand übergab, bei welcher Gelegenheit Ellrich an Dietrich kam. (cf. Eckst. p. 15. und 19.). Conrad war der Letzte des Clettenberg'schen Stammes und trat deshalb 1260 auch seine Rechte an Heinrich, den Sohn Dietrichs von Hohenstein, ab. Er starb, und sein Schwert, sein Siegelring und sein Wappen (ein schwarzer, schreitender Hirsch im silbernen Felde), wurden mit ihm in die Gruft gelegt. Seine Besitzungen aber, sammt dem Schutzamte über Walkenried, kamen an die Grafen v. Hohenstein.

Bei einer Theilung der Hohensteinschen Lande bekam Graf Heinrich IV. Clettenberg, wohnte hier, wurde Stammvater der Clettenbergschen Linie und starb 1367. Er hatte zwei Söhne, Heinrich VIII. und Ernst I., und eine Tochter, Mechtilde. Ernst war wild und unbeugsam. Zuerst wurde er Canonicus am Domstift zu Halberstadt und seit 1390 gar Bischof daselbst. Er lebte mit Herzog Friedrich von Braunschweig in beständiger Feindschaft (cf. Eckst. A. W. p. 23.), wie auch mit dem Capitel, welches mit ihm gar nicht zufrieden war, weshalb er sich meistens auf dem Schlosse zu Grüningen aufhielt. Als der Domprobst es wagte, fest gegen ihn aufzutreten, so ließ er denselben nach Grüningen bringen, in einen Keller werfen, ihm ein Seil um den Hals binden und ihm so von Bauern, die da glaubten, daß sie ein Weinfaß herausziehen sollten, den Kopf abreißen. Darüber kam er 1399 in den Bann, dankte aber doch nicht ab, sondern that dem Domcapitel, von Wegeleben aus, alle Drangsale an. Er starb im Bann im Jahre 1400. Sein Leichnam stand sieben Jahr in einem bleiernen Sarge an der Stadtmauer, bis ihn Papst Gregor XII. absolvirte, worauf er in der Domkirche bei den übrigen Bischöfen eingesenkt wurde. (cf. Leuckf. Antiq. Groning. p. 50).

Heinrich VIII. mit der rothen Platte oder der Kahle, regierte 40 Jahr mit vielem Ruhme. Anfangs hielt er sich zu Lohra, dann zu Clettenberg auf, und starb 1408. Seine drei Söhne: Heinrich X., Ernst II. und Günther regieren gemeinschaftlich und nennen sich „Herren zu Lohra, Clettenberg und Scharzfeld." Heinrich und Günther hinterließen keine Nachkommenschaft, Ernst aber hatte acht Kinder, von denen Heinrich XI. und Eilger X. gemeinschaftlich regierten. Im Jahre 1433 machten sie mit den Grafen von Schwarzburg und Stolberg eine Erbverbrüderung, in der sie festsetzten, daß, nach Abgang der männlichen Linie des einen, die anderen succediren sollten. (cf. Heidenreich's schwarzb. Gesch.) Eilger starb 1443 unvermählt und Ernst III. 1454 und zwar auf eine besondere Art. Sein Bruder Heinrich feierte nämlich sein Beilager und gab, nach damaligem Gebrauch, ein festliches Turnier, auf welchem die Ritter, in Gegenwart der Damen, Ruhm und Ehre zu ernten suchten. Auch Ernst ritt in die Schranken und Bruno von Querfurt war sein Gegner. Sie stießen scharf aufeinander und Ernst wurde von Bruno am Arme verwundet, wodurch ein unheilbarer Schaden entstand, an welchem er sterben mußte. Er hinterließ ein Kind, Johann III. Wenige Tage nach Ernst's Tode starb auch Heinrich und hinterließ ebenfalls ein Kind, Ernst IV.

Da sowohl Ernst IV. als Johann III. unmündig waren, wurden ihre Länder durch drei Vormünder, Otto von Wernrode, Apel von Wechsungen und Curt von Brück verwaltet bis 1460, wo sie die Regierung selbst antraten. Beide Vettern regierten gemeinschaftlich, und Ernst wohnte auf Lohra, Johann auf Clettenberg.

Im Jahre 1492 starb Johann, und Ernst war nun alleiniger Herr. Er war ein Feind der Pfaffen und ein großer Freund von Turnieren und fröhlichen Gelagen. Als er im Jahr 1508 starb,

hinterließ er neun Kinder, von denen nur Ernst V. den Stamm fortsetzte. Er starb im Jahre 1552 auf dem Schlosse Scharzfels und ließ acht Kinder nach, von denen Ernst VI. zu Clettenberg Hof hielt, daselbst den 22. Juni 1562 starb und zu Walkenried begraben wurde, und der andere Sohn, Volkmar Wolfgang, lange Zeit in fremden Landen, besonders in Frankreich lebte, dann zurückkehrte, alle Geschwister überlebte, endlich den 5. Februar 1580 starb und ebenfalls in Walkenried beigesetzt wurde. Er hatte zwei Frauen gehabt, von denen ihm die erste sieben Kinder, die letzte zwei Kinder gebar. Die beiden Söhne der letzten Gemahlin starben noch vor dem Vater, und der einzige Sohn der ersten Frau (die andern sechs Kinder waren Mädchen) war: Ernst VII., geboren den 24. Februar 1562. Er war funfzehn Jahr alt, als sein Vater starb, und wurde später ein munterer, wohlthätiger Herr. Als er merkte, daß er ohne Erben sterben würde, lebte er lustig und machte viele Schulden. Er erkrankte zu Lohra, ließ sich nach Walkenried bringen und starb daselbst den 8. Juli 1593, einunddreißig Jahr alt, als der letzte Graf von Hohenstein, und wurde in einem zinnernen Sarge begraben.

Kaum war Ernst todt, so nahmen Schwarzburg und Stolberg, der Erbverbrüderung nach, die Hohensteinischen Länder in Besitz, aber schon den Tag nachher ließ Heinrich Julius von Braunschweig die beiden Schlösser Lohra und Clettenberg mit gewaffneter Hand einnehmen, die Leute der Grafen heraustreiben und einige derselben gefangen nach Braunschweig führen. Lohra und Clettenberg wurden also als Halberstädt'sche Stiftlehen unter dem Vorwande, daß weder der Kaiser noch das Stift jemals in die Erbverbrüderung gewilligt hätte, eingezogen. Der Streit ist schon ausführlich bei Hohenstein und Walkenried erzählt, auch wie die Grafschaft an den Grafen von Thun kam. Nach gütlichem Vergleiche mit den Grafen kam später das Amt Clettenberg nebst Ellrich, Sachsa u. s. w. an Braunschweig, jedoch versprach dieses ausdrücklich, daß die Grafen von Schwarzburg und Stolberg nach Absterben der Wolfenbüttelschen Linie in dem Amte Clettenberg und was dazu gehörig, die Succession haben sollten, jedoch unter der Bedingung, dasselbe von den übrigen Linien des Hauses Braunschweig zu Lehn nehmen zu wollen. Mit dem Herzog Friedrich Ulrich erlosch die Wolfenbüttelsche Linie auch bald, aber Halberstadt zog Lohra und Clettenberg sogleich ein, und diese Wiedereinnehmung geschah den 30. April 1636 durch den Grafen von Metternich. Dieser besetzte die beiden Schlösser Lohra und Clettenberg mit Soldaten, vertrieb die Diener des Grafen mit Zurücklassung ihres Vermögens; ja, er bemächtigte sich auch alles dessen, was die Grafen an Getreide und Vieh hatten dahin bringen lassen.

Im westphälischen Frieden (Art. 15, §. 3), ward dem Churhause Brandenburg zur Vergütigung wegen Aufopferung der Vorpommerischen Lande, zum ewigen Besitz die Herrschaft Lohra und Clettenberg zuerkannt (cf. Grünes Buch der Landstände, 1650), die damals aus folgenden Orten bestand: Lipprechterode, Kleinbodungen, Obergebra, Niedergebra, Großwenden, Lohra, Elende, Kleinwenden,

Münchelohra, Mitteldorf, Pustleben, Nohra, Kinderode, Wallersleben, Mörbach, Kleinfurra, Rürleben, Hainrode unter der Webelsburg, Wernrode, Wülferode, Aſcherode, Sollſtedt, Buhla, Rehungen, Groß- und Kleinberndten, Dietenborn, Ellrich, Sachſa, Bleicherode, Benneckenſtein, Sorge, Clettenberg, Branderode, Liebenrode, Steinſee, Oberſachswerfen, Tettenborn, Mackenrode, Limlingerode, Stöckei, Trebra, Hollbach, Pützlingen, Schiedungen, Gratzungen, Bliedungen, Königsthal, Kehmſtedt, Oberdorf, Franderode, Etzelsrode, Haferungen, die Flarichsmühle, Günzerode, Immenrode, Groß- und Kleinwerther, Groß- und Kleinwechſungen, Hochſtädt, Heſſerode, Gudersleben, Mauderode, Wofleben, Cleiſſingen, Hörningen, Herreden, Salza, und viele Mühlen, Ziegelhütten und dergl. (cf. Hoche: Geſch. der Grafſchaft Hohenſtein, p. 315.)

Man ſieht aus dieſem Namensverzeichniſſe, daß es ſich allerdings um etwas Bedeutendes handelte, und deshalb wandten auch die Grafen Alles an, ihr gutes Recht zu behaupten, und Lohra und Clettenberg in ihre Hände zu bekommen; allein ſie erhielten weiter nichts als das Verſprechen, daß ſie das erſte Reichslehn, welches erledigt würde, zur Entſchädigung erhalten ſollten. (cf. Hellbach: Archiv, p. 429.)

Der Churfürſt von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, war alſo der neue Herr von Lohra und Clettenberg. Den 4. Juni 1650 kamen die Brandenburgſchen Bevollmächtigten, der Freiherr von Blumenthal und der Herr von Burgsdorf, nach Buhla unter der Haſenburg, wo ſich auf dem Ritterſitze des Herrn von Berlepſch die Stände verſammelten, den 19. Juni den Huldigungseid leiſteten und dieſe Feierlichkeit mit vielen glänzenden Feſten beſchloſſen.

Bei dem weſtphäliſchen Frieden hatte der Brandenburgſche Geſandte, Graf Johann von Sayn und Witgenſtein, den Vortheil ſeines Herrn ſo eifrig und geſchickt verfochten, daß ihn der Churfürſt ſowohl zur Belohnung ſeiner Verdienſte, als auch für bedeutende Vorſchüſſe, die er erhalten hatte, mit Lohra und Clettenberg belieh, weil er ihren Werth nicht kannte. Den 27. März 1647 erhielt der Graf zu Cleve die Anwartſchaft darauf und 1651 den wirklichen Beſitz mit Vorbehalt der Landesherrlichkeit, und ließ ſich den 24. October von der Ritterſchaft, den Ständen und den Geiſtlichen zu Ellrich huldigen. Als dieſer Graf Johann den 2. April 1657 zu Berlin geſtorben war, erhielten deſſen Söhne: Ludwig Chriſtian, Guſtav, Otto und Friedrich Wilhelm den 11. Februar 1658 zu Cöln an der Spree die neue Belehnung; doch traten die Brüder ſpäter die Regierung an Guſtav ab, der nun zu Clettenberg Hof hielt.

Man ſahe indeſſen die Wichtigkeit der Grafſchaft immer mehr ein, und die Halberſtädtſchen Landſtände erſuchten den Churfürſten, dieſelbe wieder einzulöſen. Es wurden auch mehrere Verſuche gemacht, aber die Grafen ſträubten ſich gewaltig dagegen, und der Churfürſt gab endlich auf ihre Bitten das Verſprechen ab: daß ſie, ſo lange er lebe, die Grafſchaft behalten ſollten, daß aber ſeinem Nachfolger dann freiſtehe, ſie unverzüglich einzuziehen.

Der folgende Churfürst und nachherige König von Preußen hätte also die beiden Herrschaften Lohra und Clettenberg geradezu wegnehmen können, er fing aber dennoch an, mit Gustav zu unterhandeln, forderte ihn auf, Lohra und Clettenberg abzutreten, und versprach dafür:

1) 100,000 Thaler baar zu bezahlen, und alle auf der Grafschaft haftenden Schulden (295,323 Thaler 12 Groschen) mit zu übernehmen,
2) den Grafen Gustav zum Statthalter über die Grafschaft Mark mit einem Gehalt von 2000 Thalern zu bestellen,
3) dessen ältestem Sohne, Heinrich Albrecht, eine Domherrnstelle und eine Comthurei bei dem Orden zu Sonnenburg zu verschaffen, und ihm jährlich 400 Thaler Gnadengelder zu geben, bis er zur Hebung seiner Pfründe gelangen würde,
4) dem andern Sohne, August, ein Regiment zu geben und
5) einer jeden Tochter jährlich 200 Thaler auszuzahlen.

Witgenstein war aber sehr übel mit diesem Anerbieten zufrieden, und der Churfürst mußte nun Gewalt brauchen, machte aber dennoch im Jahre 1702, als er schon König war, dem Grafen August, seinem Lieblinge, die vortheilhaftesten Anerbietungen, die dieser auch endlich annahm, und lange Zeit in Berlin Alles galt. Er war Oberhofmarschall, Ritter des schwarzen Adlerordens, Generaldirector der Domainen, Oberdirector des Salz- und Münzwesens, Obrist eines Dragonerregiments und Landeshauptmann zu Besekau und Storkau; fiel aber im Jahre 1710 sammt dem Minister, Grafen von Wartensleben, in Ungnade und ward nach Spandau gebracht, jedoch den 19. Mai 1711 wieder auf freien Fuß gesetzt, obgleich sich des Königs Unwillen gegen ihn noch lange nicht gemindert hatte. Denn als der König im Jahre 1722, in Begleitung des Fürsten Leopold von Dessau, nach Clettenberg kam und ein Witgensteinsches Familienbild (welches 1771 auf das Rathhaus zu Ellrich gebracht worden ist), erblickte, auf welchem man unten den Grafen August als Kind abgebildet sah, war sein Zorn noch so heftig, daß er mit seinem Stocke das Gesicht desselben durchstach.

Seit dem 6. März 1700 wurde die Regierung nach Ellrich verlegt, und Clettenberg, welches von da an stets bei Preußen verblieben ist, eine königliche Domaine, was sie noch heute ist.

Von einem der Grafen von Clettenberg, Ernst geheißen (wahrscheinlich Ernst IV.), lebt noch eine Sage im Munde des Volkes.

Zu Ellrich waren ehedem an der Thür der alten Nikolauskirche vier ungeheure Hufeisen festgenagelt, welche später, als jene Kirche einfiel, in des Pfarrers Wohnung aufbewahrt wurden. Man erzählt darüber Folgendes:

Herr Ernst von Clettenberg, das war ein Zecher,
Wie keiner mehr im Reiche schwang den Becher.

Und wer mit ihm den Weinkampf wollte wagen,
Der ward zuerst vom Schlachtfeld fortgetragen.

Wenn Alle stammelten mit schweren Zungen,
Hat er allein das Zechlied ausgesungen.

Wenn Alle lautlos lagen auf dem Boden,
Da stand er lachend aufrecht unter Todten.

Und wenn zur Neige gingen alle Tonnen,
Da flucht er wild auf die verfechten Bronnen.

Und nimmer hat zu lachen er begonnen,
Als bis sich neu gefüllt die leeren Tonnen. —

Zu Ellrich einst, es war am Sonntagmorgen,
Vertrank mit den Genossen er die Sorgen.

Sie tranken ritterlich wohl um die Wette,
Der Dank lag auf dem Tisch, 'ne goldne Kette.

Es lichteten sich mehr und mehr die Reihen,
Der Clettenberg hielt nur noch aus mit Dreien.

Und als er ohne Müh' auch die bezwungen,
Hat er die Kette siegreich umgeschlungen.

Und wie die Brüder stöhnten auf der Erde,
Da schrie der Clettenberg nach seinem Pferde.

Vier Knappen haben ihn auf's Roß geschoben,
Doch tapfer, grad und lachend saß er oben.

Durch's Städtlein ritt er, sich dem Volk zu zeigen,
Das scheu ihm wich, mit Gruß und tiefem Neigen.

Und als er zur Capelle thät sich schwingen,
Hört er die heil'ge Vesper drinnen singen.

Halt an, — daß ich mich erst dem Herrgott zeige,
Kein Zecher lebt, wie ich, in seinem Reiche.

Er spornt sein bäumend Roß bis zum Altare,
Da stand der bleiche Pfaff' im weißen Haare.

Die Menge that vor Schreck alsbald verstummen,
Die Orgel hört von selber auf zu brummen.

Er will die heil'ge Stelle frevelnd grüßen,
Die Eisen fielen von des Rosses Füßen.

Der Clettenberg flucht wüthend seinem Pferde,
Das steigt, und Beide stürzen todt zur Erde.

Die Eisen ließ man an die Kirchthür schlagen,
Woselbst sich solcher Frevel zugetragen.

Da war in späten Tagen noch zu sehen,
Welch Wunder dort am Clettenberg geschehen.

E. Duval.

Molsdorf.

Zwischen den Städten Erfurt und Arnstadt, anderthalb Stunden von diesem und zwei Stunden von jenem entfernt, liegt in einem von sanften Anhöhen eingeschlossenen Thale der Gothaische Ort Molsdorf. Er zählt ungefähr 400 Seelen in etwa 100 Häusern und dehnt sich in beträchtlicher Länge an dem linken, flachen Ufer der Gera aus, welche ihm schon öfters großen Schaden zugefügt hat, wenn sie durch plötzliches Thauwetter oder heftige Gewitterregen zum reißenden Strome angeschwollen war. Die Fischerei in der Gera ist nicht bedeutend; desto ergiebiger aber sind die Felder und Wiesen, welche den Ort umgeben. Nur an Holz hat derselbe Mangel, da ein gegen Abend liegender Hain, gewöhnlich der Sülzenbrücker Teich genannt, ingleichen die an dem Ufer der Gera angepflanzten Erlen, Weiden, Pappeln und andern Bäume nicht ausreichend sind, den dortigen Bewohnern das erforderliche Brennmaterial zu liefern.

Während der Reformationszeit besaß der Ort zwei Kirchen, die untere am nördlichen Ende des Dorfes, beatae Mariae virginis, oder zu unser lieben Frauen, die obere, die Sanct Albanskirche genannt. Beide geriethen bei den Stürmen des dreißigjährigen Krieges in großen Verfall, die untere so, daß kein Gottesdienst mehr in ihr gehalten werden konnte, und ihre wankenden Mauern frühzeitig niedergelegt werden mußten. Die Oberkirche blieb im Gebrauch bis zum Jahre 1717, wo der damalige Kirchenpatron, der hannöversche Landdrost Schultz, auch sie niederreißen und an ihrer Stelle den Grundstein zu einer neuen, der jetzigen schönen Dreifaltigkeitskirche legen ließ, deren Bau bis zum Jahre 1720 mit einem Aufwand von 10,000 Thalern vollendet wurde. Diese Kirche erhebt sich auf einer Anhöhe am westlichen Ende des Orts.

Molsdorf wird in den ältesten Urkunden Mollesdorff oder Molisdorf genannt, und schon im Jahre 1114 erscheint ein Erminrihcus

von Mollesdorff in einer kaiserlichen Urkunde, welche in Thuringia sacra pag. 73 zu lesen ist. Sodann treten bis in die Mitte des 14ten Jahrhunderts mehrere Herren von Molsdorf bei verschiedenen Gelegenheiten auf, und in den nachfolgenden Zeiten finden wir, daß sich zwei adelige Geschlechter, das der Schwanfelder und das der Weller „von Molsdorf" schreiben. Die Weller von Molsdorf wandten sich von Thüringen in das Voigtland und breiteten sich nachmals in Meißen aus. Der Ausgezeichnetste dieses Geschlechts ist Nicolaus Weller von Molsdorf, der sich in dem blutigen Kriege, welchen der Churfürst Friedrich der Sanftmüthige mit seinem Bruder, dem Herzog Wilhelm von Weimar führte, einen unvergänglichen Namen erworben hat. Als Bürgermeister von Freiburg, welches dem Herzog Wilhelm zugehörte, erwiderte Weller dem Kurfürsten, der von der eroberten Stadt die Huldigung und Hülfstruppen gegen den Herzog verlangte, daß er sich lieber seinen grauen Kopf wolle abschlagen lassen, als nur einen Augenblick wider die Pflicht handeln, deren treue Beachtung und Erfüllung er seinem Landesherrn schuldig sei. Der Kurfürst, hierauf von seinen Forderungen abstehend, klopfte Weller'n auf die Schulter und sagte: „Nicht Kopf ab, Alter, nicht Kopf ab! Wir bedürfen solcher ehrlichen Leute, die ihren Eid und ihre Pflicht so standhaft beobachten, noch länger."

Späterhin gehörte Molsdorf den Herren von Thüna, von denen Heinrich von Witzleben im Jahre 1450 einen Theil des Orts erkaufte. Dessen Enkel, Ernst von Witzleben, gab diesen Theil im Jahre 1530 gegen Empfang von Gräfenau den Herren von Thüna zurück, die ein wüstes Leben führten und sich fortwährend in Zwist mit der Gemeinde und den Geistlichen des Orts befanden. Letztere haben manche bittere Klage über diese Herren in das dortige Kirchenbuch eingezeichnet. Da sie Schulden auf Schulden gehäuft hatten, so sahen sie sich im Jahre 1616 genöthigt, ihr Rittergut zu Molsdorf dem Grafen Günther von Arnstadt zu überlassen. Wie es aber später wieder an die Herren von Thüna gelangt, haben wir nicht ausmitteln können, wohl aber, daß zu Anfang des vorigen Jahrhunderts der gothaische Geheimeraths-Director Bachof von Echt sich im Besitze desselben befand. Von diesem kaufte es der Großbritannische und Kur-Hannöversche Legationsrath und Landdrost Otto Christoph Schultz, von dessen Wittwe aber 1732 der Königl. Preuß. wirkliche Geh. Staatsminister und General-Postdirector, Gustav Adolph Graf von Gotter. Dieser ließ das Schloß, auf dessen bequemere Einrichtung der Drost Schultz schon bedeutende Summen verwendet hatte, erweitern und ihm die Gestalt geben, die es noch jetzt hat, abgesehen davon, daß später ein großer Thurm an der westlichen Seite des Schlosses wegen zunehmender Baufälligkeit niedergerissen werden mußte. Das Schloß besteht aus zwei Stockwerken und hat an der nördlichen Hauptfronte zwei kleine Thürme, welche aus Horaz's Oden entlehnte Denksprüche al fresco, welche dem Erlöschen nahe sind, an der Stirne tragen. An dem einen lesen wir: Sit modus lasso viarum, an dem anderen: Sit mea sedes sine cura. Das

Innere des Gebäudes zeugt von dem feinen, Kunst und Wissenschaft liebenden, aber auch wollüstigen Geschmack des Grafen. Zwar ist die auserwählte Bibliothek, die derselbe hier aufstellte, so wie eine große Anzahl der Oelgemälde, die er um außerordentliche Summen zur Ausschmückung des Schlosses kaufte und anfertigen ließ, vor mehreren Jahren der Bibliothek und Gemäldegallerie auf dem Herzogl. Residenzschlosse Friedenstein zu Gotha einverleibt worden; aber noch immer finden wir hier des Interessanten und Sehenswerthen Mancherlei. Dahin gehören vor Allem die Portraits des Grafen und seiner bürgerlichen Eltern, seiner hochgebornen Gönner und berühmten Zeitgenossen, seiner Freunde und Freundinnen, bis herab zu den Schauspielerinnen, Tänzerinnen und Grisetten, an denen er Gefallen fand. So lange der Graf in Molsdorf wohnte, waltete hier das freudenreichste Leben. Gleichgesinnte geistreiche Männer, schöne, liebenswürdige Frauen kamen fortwährend, um sich bei dem heitersten Gesellschafter und anziehendsten Epikuräer die Zeit zu verkürzen. Die lustigen Gelage, von denen das Schloß wiederhallte, arteten aber öfters in wahre Bachanalien und nächtliche Orgien aus. Auch geheimnißvolle Zusammenkünfte fanden hier statt; denn Graf Gotter gehörte dem Freimaurerorden an, und pflegte und beförderte eifrig dessen Tendenzen. Bisweilen hielt seine gesellige Verbindung, über welche unter andern ein Anverwandter des Grafen, der Dichter Gotter, in seiner zum Andenken der Frau von Buchwald herausgegebenen Schrift einige Nachricht ertheilt hat, hier ihre Sitzungen. Zu dieser Verbindung, aus welcher jeder Zwang entfernt war, gehörte auch die Gemahlin des Herzogs Friedrich III. von Gotha, die geistreiche, vorzüglich durch die klassische französische Literatur damaliger Zeit gebildete Herzogin Louise Dorothee, deren Portrait wir hier in dem sogenannten Damenzimmer finden. Sie hat auf diesem Bilde einen Schäferstab im linken Arm und deutet mit der Rechten auf ihre Busenschleife, welche den Wahlspruch des Ordens: Vive la joie! trägt, der auch in den vier Ecken des großen Speisesaals in schwarzen Lettern auf goldnen Schilden zu lesen ist. In dem Damenzimmer, welches seinen Namen davon erhalten hat, daß nur weibliche Portraits die Wände desselben bedecken, sehen wir auch die Bildnisse der Frau von Wreech und der Frau von Brandt, die unsern Lesern aus August Lewalds neuem Romane: „Rheinsberg" wohl bekannt sein werden; ingleichen finden wir in dem daranstoßenden Marmorzimmer den Baron von Kaiserlingk ganz so charakteristisch dargestellt, wie ihn Lewald in dem erwähnten Romane geschildert hat.

Treten wir nun aus dem Schlosse heraus in den großen Garten, und vergegenwärtigen wir uns die erste Anlage desselben, so wie sie Graf Gotter im Geschmacke von Versailles mit außerordentlichem Kostenaufwande schuf. Da erblicken wir schnurgerade, glattgeschorene, oben zugewölbte Alleen, behauene Hecken, zierliche Bosquets, künstlich beschnittene Taxuswände, Kanäle, Teiche, Fontainen und eine beträchtliche Kaskade. Den Mittelpunkt des Gartens bildet ein geräumiges Wasserbecken, in welchem eine Statue des Herkules sich erhebt, diesen Heros in seiner unüberwindlichen Stärke darstellend.

Die Haut des nemäischen Löwen hängt über seine rechte Schulter den Rücken herab, die Keule hat er zum zerschmetternden Schlage geschwungen, zu seinen Füßen krümmt sich die vielköpfige Hydra, aus deren einem Haupt ein starker Wasserstrahl emporsteigt. Blicken wir weiter umher, so sehen wir den ganzen Olymp in dem Garten versammelt. An den Seiten der Hauptalleen stehen auf hohen Piedestalen die obersten Gottheiten, geschmückt mit ihren Attributen; ihnen zunächst die neun Musen. Andere in dem Garten vertheilte kleinere Bildsäulen sind Vertumnus, Flora, Pomona, Autumnus, Promius u. s. w. Flußgötter gießen ihre Fluthen aus umgestürzten Urnen und Sphinxe lauschen durch das Gebüsch. So zeigt sich der Garten, als Graf Götter mit dem Ausruf: „Leb' wohl! du hast mir viel Geld gekostet!" für immer von seinem geliebten Molsdorf scheidet.

Dies geschah beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges, als die heranrückenden Reichstruppen den Grafen zur schleunigen Flucht zwangen, nachdem er schon zuvor zur Aufhülfe seiner zerrütteten Finanzen das Rittergut Molsdorf dem Freiherrn Heinrich Reinhard Röder von Schwende, Römisch-Kaiserlichen Kammerherrn und Herzoglich Würtembergischen Geheimen Staatsminister, verkauft hatte. Nach der Zeit, im Jahre 1762, brachte es Herzog Friedrich III. von Gotha für ohngefähr 80,000 Thaler an sich, und bildete daraus ein Kammergut, zu welchem später noch das in der Nähe des Schlosses liegende Gut der Herren von der Sachsen kam, dessen Herrschaftsgebäude in eine Wohnung für den Herzoglichen Hofgärtner umgewandelt wurde. Friedrichs III. Nachfolger, Ernst II., verweilte oft und lange in Molsdorf, und ließ unter andern in dem Schloßgarten die verschiedenen Arten Sonnenuhren herrichten, von denen noch mehrere vorhanden, die meisten aber, wie die oben erwähnten Statuen und Gartenanlagen verschwunden sind.

Nachdem nämlich im Jahre 1825 mit Herzog Friedrich IV. der Mannsstamm des Herzoglichen Hauses Sachsen-Gotha-Altenburg erloschen war, fand das im Namen der drei erbberechtigten Herzöge bis zum Theilungsvertrag vom 12. November 1826 regierende Ministerium in Gotha, die Kosten, welche die jährliche Unterhaltung des Gartens in seiner altmodischen Gestalt erforderte, für zu hoch. Man beschloß daher den Garten, der übrigens in den Kriegsjahren von 1813 und 1814 von jeder Verheerung verschont geblieben war, während ein Theil des Schlosses und die Hofgärtnerswohnung dem Preuß. Belagerungscorps vor Erfurt zu Militairlazarethen dienen mußten, in eine englische Parkanlage umzuwandeln. Die steinernen Bildsäulen wurden verkauft, die Kaskade und die Fontainen zerstört, ein Theil der Kanäle und Wasserbecken zugefüllt, die geschornen Hecken und Alleen niedergehauen oder ungehemmtem Wachsthume überlassen. Zugleich wurden neue Baumgruppen und Gebüsche angepflanzt, neue Rasenplätze angelegt, und ein länglich gekrümmter, großer Teich gegraben. So erhielt der Garten allmählig sein jetziges Ansehen, das nicht ohne Reiz ist, aber für Manchen, der sich bisweilen gern aus der modernen alltäglichen Umgebung in die fremdartige Vorzeit versetzen

möchte, nicht das Anziehende hat, was namentlich die alten Wasserkünste und Steingebilde dem Garten verliehen. Andere Umstände sind noch hinzugetreten, den Besuch des Gartens zu vermindern. Indessen wird derselbe noch immer in der schönen Jahreszeit, insbesondere an den Pfingstfeiertagen, von den benachbarten Städtern und Landbewohnern zu zahlreichen Rendezvous gewählt.

Gegen Abend ist der Garten bewaldet und steigt bergan. Eine freundliche Aussicht bietet am südwestlichen Ende desselben die sogenannte Windburg, eine von einer Mauer eingefaßte und von einer Linde beschattete Anhöhe. Man blickt von dort über die anmuthige Gegend von Ichtershausen hinweg gegen das Thüringer Waldgebirge, an dessen Vorbergen sich Arnstadt mit dem schlanken Thurme seines abgebrannten Schlosses, der wie ein weißer Geist emporragt, dem Auge zeigt. In südöstlicher Richtung gewahrt man den von der Sage reich umkränzten Singerberg. Auch an Molsdorf knüpft sich eine Volkssage, und zwar an den zu Anfang dieser Darstellung erwähnten Hain, der gewöhnlich der Sülzenbrücker Teich genannt wird, weil an seiner Stelle früher ein Weiher war, und weil er von Molsdorf aus in der Richtung nach Sülzenbrück liegt. Wir wiederholen diese Sage hier, so wie wir sie einst aus dem Munde der ältesten Ortsbewohner vernommen, und wie wir sie in rhytmischer Bearbeitung der 2ten und 3ten Auflage unserer, bei J. G. Müller in Gotha erschienenen Sammlung deutscher Sagen einverleibt haben:

Zu Molsdorf in dem Schenkensaal'
Ertönt ein lustiges Geigen;
Da dreht sich jauchzend Paar an Paar
Im nächtlichen Kirmsereigen.
Im nahen Sülzenbrücker Teich
Vernimmt im stillen Fluthenreich
Ein Nixlein mit schilfigem Kranze
Die Melodie zum Tanze.

Sie hebt ihr triefendes Haupt und lauscht,
Es lockt sie aus dem Bade,
Sie hüpft im grünlichen Gewand
Bei'm Mondlicht an's Gestade.
Sie trocknet sich und schmückt sich fein,
Schleicht flink sich in den Saal hinein,
Und mischt sich unter die Mädchen
Vom Land und aus dem Städtchen.

Hier, denkt sie, kann ich einige Zeit
Im wirbelnden Tanze mich freuen;
Doch eh' die Strahlen des Morgenlichts
Die nächtlichen Nebel zerstreuen,
Schlüpf' ich in's freie Feld hinaus,
Zurück in mein krystallenes Haus,

Sonſt müßt' ich ja mein Leben
Für flüchtige Freude geben.

Bald an des ſchönſten Burſchen Hand
Schwebt ſie dahin im Kreiſe;
Bezaubert ſieht ſie jeder Blick
Sich wiegen zierlich leiſe.
Und höher ſchlägt des Jünglings Herz,
Er empfindet wechſelnd Luſt und Schmerz;
Sein Flammenblick iſt trunken
In ihrem Aug' verſunken.

Auch ihr iſt bald ſo wohl, ſo weh',
Sie weiß nicht, wie ihr geſchehen.
Sie fühlt der irdiſchen Liebe Gluth,
Und hört nicht auf zu drehen.
Sie achtet nicht der ſchwindenden Zeit,
Bis draußen im Hofe der Haushahn ſchreit,
Und ſie der Kerzen Geflimmer
Sieht erbleichen im Morgenſchimmer.

Da ſtöhnt ſie »Ach und Weh!« vor Schreck,
Wird blaß und immer bläſſer,
Reißt ſich vom Theuren, ſtürzt hinaus,
Fliegt pfeilſchnell zum Gewäſſer,
Wirft athemlos ſich in die Fluth,
Die ſchäumt empor in wilder Wuth;
Getrübt iſt ihre Helle,
Blut ſchwimmt auf jeder Welle.

Als dies der liebende Jüngling ſieht,
Fühlt er unendliches Leiden;
Es drängt und reißt ihn mit Gewalt,
Raſch von der Welt zu ſcheiden.
Er ſtürzt ſich vom Geſtad' hinab,
Und verſinket im ſchäumenden Fluthengrab,
Dort unten, wo heimliches Flüſtern
Sich regt in ſchattigen Rüſtern.

Adolf Wilde.

---

der m...

Die Krawinkler Steinbrüche.

Hinter dem Dörfchen Lütsche erhebt sich der Burzel oder Borzel, ein ansehnlicher, lang im Thal der Lütsch hingedehnter Berg, dessen linkes Gehänge er größtentheils bildet. Ueber der Mühle steigt ein steiniger Weg steil hinauf in einen andern etwas vertieften Weg, der fast horizontal in der Mitte des Berges sich hinzieht. Dieser letztere Weg ist eine große Merkwürdigkeit. Es ist nämlich der sogenannte „alte Flößgraben". Dieser Graben zieht sich aus den hintern Bergen und den wilden Gründen des Langenbachs und Schmückegrabens immer an den Bergen hin bis nach Luisenthal und von da nach Georgenthal. Wenn er auch an manchen Bergen streckenweise verfallen und verwachsen ist, so finden sich doch überall deutliche Spuren von ihm; die deutlichste ist der durch den gebrannten Stein an der Kehlthalswand getriebene Stollen, durch welchen der Graben gegangen ist. In den obern Gründen hat er jedesmal die Bäche aufgenommen, und ist auf diese Weise zuletzt ansehnlich geworden. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat er zum Flößen des Holzes zu einer Zeit gedient, wo der Thüringerwald lebendiger war, als nach dem dreißigjährigen Kriege, und wo die hintern Thäler noch nicht befahren werden konnten. Nach unsern jetzigen Verhältnissen würde seine Anlegung ungeheure Summen kosten, und sein Nutzen schwerlich die Interessen derselben decken. Wahrscheinlich stammt er aus der Zeit der zweiten Landgrafenreihe, die die Gewerbsthätigkeit im Gebirge sehr beförderten

Geht man von der oben bezeichneten Stelle eine gute Viertelstunde im alten Floßgraben thalaufwärts fort, so kommt man an die beiden großen Mühlsteinbrüche des Borzel, die reichsten, größten und schönsten von allen Mühlsteinbrüchen in der ganzen Gegend. Während thalwärts ungeheure Halden von unbrauchbarem Gestein aufgeschüttet sind, ist der Berg schon weit hinein ausgebrochen, so daß die Brüche selbst sich als schroffe Felsenpartien darstellen, deren senkrechte Wände bis zu 100 Fuß Höhe ansteigen. An diesen Wänden sind oft die

Gerüste der Steinbrecher erbaut, die hier ihre höchst mühselige und nicht gefahrlose Arbeit verrichten. Der Stein besteht aus einem feinkörnigen röthlichen Porphyr von einer Härte, die dem Granit fast gleichkommt. Der Feldspat darin ist zu Thon aufgelöst, und der Quarz in Körnern beigemengt, die zum Theil der Größe einer Erbse annähern. Dadurch nun entstehen Hohlungen in dem harten Gestein, in welchem sich jedoch noch andre ihm eigenthümliche Hohlungen vorfinden, deren Wände mit einer Quarzrinde überzogen sind. Diese poröse Eigenschaft giebt dem Stein seinen Werth, weil er sich in der Mühle durch den Gebrauch selbst von neuem schärft, oder doch wenigstens der künstlichen Schärfungen nicht so oft bedarf, als der Mühlstein von Granit. Davon führt dieses Gestein auch den Namen Mühlsteinporphyr. Die Brauchbarkeit des Materials wird aber auch dadurch bedingt, daß die Poren von der gehörigen Größe und gleichmäßig in der Masse vertheilt sind. Diese etwas schwierigen Bedingungen erfüllt nicht aller dort sich vorfindender Porphyr, am wenigsten die äußern und obern Lagen. Daher müssen oft sehr große Felsenmassen abgebaut werden, ehe man in der Tiefe auf taugliches Gestein stößt. Nach solchen umständlichen und kostspieligen Vorarbeiten beginnt nun erst das mühsame Geschäft. Der Stein darf durchaus nicht mit Pulver gesprengt werden, weil die dadurch entstehenden Risse die Form des Mühlsteins jedesmal zertrümmern würden. Das Ablösen und Zertheilen der Masse in die nöthigen Stücke geschieht mit großen eisernen Keilen und Hämmern, und wird auf folgende Weise vorgenommen. Zuerst wird mit diesen ungeheuern Keilen ein ganzes Felsstück nach einer Richtung hin losgearbeitet. In dieses Stück bohrt oder meiselt man in der nöthigen Rundung Löcher, in welche die Keile abermals eingetrieben werden. Auf diese Weise springt der Fels in runde Stücke und erhält dadurch seine erste rohe Form als Mühlstein. Dann wird er mit der zweispitzigen Steinhammerpicke ins Reine gearbeitet und zuletzt durchbrochen. Ueber dieser Arbeit geht noch mancher Stein zu Grunde. Die Werkzeuge stumpfen begreiflicher Weise an dem harten Material schnell, und deshalb ist in jedem Steinbruch eine kleine Schmiede erbaut, wo sie sogleich wieder geschärft werden, und außerdem noch einige Schoppen, unter deren Dach das Zuhauen der Mühlsteine im Reinen verrichtet wird. Manche Stücke des unbrauchbaren Gesteins sind auch als Säulen von unförmlicher Gestalt stehen geblieben, und erhöhen den malerischen und imposanten Anblick der großen Brüche. Die ungeheure Masse des Abraums, der sowohl vor den beiden im Gange befindlichen Brüchen, als vor mehren alten eingegangenen als Halden aufgeschüttet und ins enge Thal der Lütsch hinabgerollt ist, giebt dieser Gegend noch ein ganz besonderes und seltsames Ansehen. Ja die frühern Jahrhunderte haben diese Masse unten im Thale selbst aufgeschüttet, und dadurch zwischen den beiden Bergen einen dritten gebildet, der zwar bei weitem nicht so hoch ist, wie seine von der Natur geschaffenen Brüder zu beiden Seiten, aber nichtsdestoweniger doch eine nicht unbeträchtliche Höhe erlangt hat. Dadurch ist ein

interessantes Schauspiel entstanden. Oben wo der künstliche Berg, der das Thal ausfüllt, beginnt, versinkt der Lütschbach in das Gestein, und kommt erst 150 Schritt weiter unten, wo der Berg aufhört, wieder hervorgequollen. Auch im übrigen Theil des Thals geht der Weg oft lange Strecken zwischen häuserhohen Mauern von Steinabfall, die man, um den Weg nicht zu versperren, hier aufgethürmt hat. Eben so liegen im Thale wohl mehre Hunderte von Mühlsteinen, die beim Ausarbeiten verunglückt sind, verstreut und mit Moos überwuchert. Gegenüber an der Bergwand der hohen Warte befinden sich ebenfalls Mühlsteinbrüche, doch nicht von solcher Ausdehnung und Bedeutung wie die am Borzel. Diese Brüche und Halden an den Bergwänden zu beiden Seiten des Thals, diese Halden, Mauern und runden Steine geben dem Grunde der Lütsch an dieser Stelle einen so ungewöhnlichen Charakter, wie man nicht leicht wieder im Thüringerwalde finden wird. Der Gedanke, der den Wandrer unwillkührlich beschleicht, daß mit Hülfe der Steine, deren Abgang wir vor uns sehen, unsre Vorfahren über ein halbes Jahrtausend und vielleicht noch viel länger ihr tägliches Brot erhalten haben, macht die Wandrung noch interessanter. Diese Mühlsteine wurden und werden zum Theil noch immer wegen ihrer ausgezeichneten Güte in alle Gegenden Deutschlands versendet, ja sogar nach Schweden und Norwegen. Die Preise sind verschieden nach der Größe und Arbeit, und steigen von 6 bis 18 Thaler für das Stück an Ort und Stelle.

Wie wir Lebenden nun überhaupt bestimmt zu sein scheinen, alle alten und feststehenden Einrichtungen zusammenstürzen und was Jahrhunderte, ja Jahrtausende bestanden, aufhören und Neues, noch nie Dagewesenes an dessen Stelle treten zu sehen, so scheinen wir auch das Eingehen der Steinbrüche noch erleben zu sollen; denn die Einrichtung der Stahlwalzenmühlen, die weit besseres und nahrhafteres Mehl in einer weit größern Masse liefern, als die zeitherigen Mühlen, und jetzt überall auferbaut werden, muß natürlich den Steinbrüchen ein Ende machen, und einen Nahrungszweig zu Grunde richten, der so lange hier geblüht hat. Bereits ist die schön gelegene Triechelsmühle im Plaueschen Grunde bei Arnstadt zur Walzenmühle eingerichtet, und entspricht den davon gehegten Erwartungen im höchsten Grade. Ihr Mehl ist feiner, nahrungsstoffreicher und billiger, als das der Steinmühlen. Doch waren neuerdings in einem Bruch am Borzel kleine Steine als Walzen für eine Walzenmühle in Leipzig gearbeitet worden, weil man gefunden haben wollte, daß die steinernen Walzen vortheilhafter und zweckmäßiger seien, als die stählernen.

Krawinkler Steinbrüche heißen sie deshalb, weil ihre Besitzer aus Krawinkel sind und von dort aus den Handel treiben; denn vom Ort Krawinkel sind sie 2 bis 4 Stunden abgelegen. Es befinden sich nämlich ähnliche Mühlsteinbrüche, wenn auch nicht von solcher Ausdehnung und imposanter Schönheit, am Krawinkler Steiger, Nebenberg des großen Klenbergs, am Tragberg im Thal der wilden Gera oder Dörrberger Grund, und in einem kleinen Grunde am Fuße

des Kleinen Bahler (Berg) und des Buchhorn (Berg) am Silbergraben, der in die Ohre mündet; der letztere Steinbruch ist nicht weit von der neuen Chaussee von Ohrdruff nach Oberhof, da wo sie nach letzterm Orte hinaufsteigt.

Der Grund der Lütsch wird überhalb den Steinbrüchen enger und wilder. Am Fuße des Schloßberges entsteht die Lütsche aus dem Langegraben und dem Löffelbühlsgraben, von denen der erstere rechts, der andere links um den Schloßberg her im Halbkreis herabkommen. Der Schloßberg selbst zieht sich zwischen den beiden Quellen nach Oberhof hin. Im Löffelbühlsgraben steht kurz bevor er sich mit dem Langengraben vereinigt an einem Teiche ein einsames Pirschhaus. Es ist ein schaurig stilles Plätzchen, wo man in Ruhe und Gedanken sich vertiefen kann, bis man zum Oberhofe hinaufsteigt, um den Leib in dem herrlichen Gasthause zu erfrischen.

Ludwig Storch.

Schleusingen.

Unter den thüringisch-hennebergischen Städten zeichnet sich Schleusingen mit seiner alten Bertholdsburg eben so durch pittoreske Lage aus, als es in Bezug auf seine Geschichte vor den übrigen mit Recht den Vortritt in Anspruch nehmen mag. Freundlich liegt die Stadt am Fuße des südlichen Abhanges unsers vaterländischen Thüringerwaldgebirges in einem gegen Westen geöffneten Thalkessel, in welchen aus verschiedenen Thalrinnen nicht weniger als vier Waldbäche ihre klaren Wasser rollen, die Erlau, die Vesser, die Nahe und die Schleuse, welche letztere der vereinten Fluth auf eine kurze Strecke ihren Namen leiht, bis sie in der Nähe von Kloster Veßra in die Werra ausmündet, oder vielmehr, wie der Augenschein lehrt, die kleinere Werra aufnimmt, doch bleibt das Thal der Werra das Hauptthal, daher der in dieses ausmündende Fluß die Selbstständigkeit seines Namens abtreten muß. Ob der Name des Flüßchens der Stadt den ihrigen gegeben, oder umgekehrt, die Stadt jenem den Namen zuertheilt, läßt sich nicht mit Gewißheit nachweisen, noch weniger durch grübelnde Wortforschung ermitteln, die, wenn sie sich genugsam im Kreise umgetrieben, an der alten Stelle ausschnaubend still steht, und nicht mehr weiß, wie zuvor.

Die Endung ingen und ungen, wie sie im Werragebiete so häufig bei den Namen solcher Orte, die an Flüssen liegen, wiederholt, und zwar wechselnd, ohne feste Norm, wie Meinungen und Meiningen, Wasungen, Breitungen, Salzungen (im Volksidiom auf ingen endigend: Wäsinge, Brätinge, Sahlzinge) Schleusingen, früher Slusungen, deutet entschieden auf Anwohnerschaft am Wasser.

Ein Schild am Rathhaus, das Bild einer zur Laute singenden Sirene zeigend, läßt sich wohl mit einer verklungenen Sage in Verbindung bringen, nach welcher in einem tiefen Brunnen der alten

Burg ein Wasserweib gewohnt haben soll. Diesem sagenhaften Anklang schließt sich auch die noch im Volk lebendige Nixensage von der Todtenlache in der Nähe Schleusingens an, von der weiter unten die Rede sein wird.

Will man aber in jenem keineswegs alten Schild eine Flußgöttin Schleu- oder Silusia erblicken, von welcher die Mythologie der germanischen Vorzeit nichts weiß, und die Laute auf die Endung singen deuten, so ist dies eine haltlose, in sich selbst, in Nichts, zerfallende Annahme.

Selbst als Helmzier auf dem Henneberg-Römhilder Wappen findet sich ein gekröntes Wasserweib mit zwei Delphinen. —

Welcher Stamm der germanischen Frühzeit sich zuerst in diesem, vormals gewiß noch ganz waldreichen Seitenthale des Werraflusses ansiedelnd niederließ, ob Katten oder Hermunduren, ist nicht minder schwer mit historischer Sicherheit festzustellen. So weit die auf Urkunden gestützte Geschichtforschung reicht, finden wir Schleusingen und sein Gebiet bis hinauf zur Loibe (Louba) in die Grenzmarken des östlichen Grabfeldes gezogen. Da die erwiesen frühesten Gebieter dieser Gegend die Grafen von Henneberg waren, diese aber selbst zu den Gaugrafen des Grabfeldes gehörten, oder von ihnen abstammten, so unterliegt es keinem Zweifel, daß später Ostfranken hier seßhaft waren. Zu Anfang des zehnten Jahrhunderts (908) wird bereits Slusin als eine Villa des östlichen Grabfeldes urkundlich aufgeführt. Wie bei vielen Städten die Tradition von einem weit größern Umfang weiß, als der in der Gegenwart, so auch bei Schleusingen, und es ist dies allerdings zu beachten, da die Sage oft auf geschichtlicher Ueberlieferung wurzelt. Schon der Umstand, daß die heutige Stadt sich nicht mehr bis an die Schleuse selbst erstreckt, an welcher noch ein Haus, die Ruderburg oder Hudelburg genannt, liegt, macht es wahrscheinlich, daß die Stadt früher ihre Häuser mehr im Thale, als auf der Höhe breitete, und daß die eigentliche Burg dieselbe beherrschte. Frühzeitig erscheint Schleusingen als Hennebergische Stadt (Opidum) und führt verschiedene Siegel, die in grünes Wachs gedrückt wurden. Auf denselben zeigt sich zwischen Wappenschilden über einer Mauer mit Zinnen ein hoher Thurm. Die Mauer selbst ist bei manchen Siegeln geschlossen, bei andern hat sie eine nach außen geöffnete Pforte, in welcher auf einem Berge die Henne steht, letzteres ist besonders bei dem Präfecturfiegel (circa 1300) der Fall. Die alte Schreibart des Stadtnamens ist Slusungun und Slusungen, so noch auf einem Signet von 1526.

Das Schloß mit seinem hohen Kattenthurme, dessen Name auf eine angeblich früher an der gleichen Stelle gestandene Kattenburg erinnern soll, ward vom Grafen Berthold V. (VIII.) von Henneberg erbaut, empfing nach ihm seinen Namen, und wurde von ihm zur Residenz erwählt, nachdem er bereits 1268 Stadt und Castrum seiner Gemahlin Sophie, Gräfin von Schwarzburg, zum Leibgedinge überwiesen und sich im Jahr 1274 mit seinen Brüdern in die väterlichen Besitzungen getheilt hatte. Diese Theilung, eine wichtige für

die Hennebergische Geschichte und für die Stadt Schleusingen insbesondere, deuten wir in kurzem Umriß näher an.

Das Geschlecht der Henneberger Grafen, deren neuere Linie jenen Poppo I. als Stammvater nennt, welcher für Kaiser Heinrich IV. in der Schlacht bei Mellrichstadt den 12. August 1078 den Tod der Treue und des Helden starb, pflanzte sich lange Zeit nur in wenigen Zweigen fort. Von drei Söhnen dieses Poppo starb einer, Gottbert, erbenlos, der Stamm Poppo's II. erlosch in einem Urenkel desselben, und nur Gottwalds I. Geschlecht grünte weiter fort, gleichwohl wieder spärlich, denn von vier Söhnen dieses Gottwald sah nur einer, Berthold I., einen männlichen Erben. Dieser war Poppo VI., welcher mit seiner Gemahlin Sophia, Gräfin zu Andechs, Markgräfin zu Istrien, das Kloster Trostadt begründete, und auf dem Kreuzzug 1190 in Syrien starb. Auch er wurde Vater von vier Söhnen, deren einer der Minnesänger Otto von Botenlauben war, dessen Geschlecht aber in klösterlicher Stille erlosch. Dessen Bruder, Poppo VII., Gemahl Jutta's, der Tochter Landgraf Hermanns zu Thüringen, des Sängerfreundes, war es beschieden, seinen Stamm fortzupflanzen. Er hatte zwei Söhne, Heinrich III. und Hermann I. Der letztere stiftete die Coburger Linie, und der erstere ward Vater von Berthold V., Hermann II. und Heinrich IV. Diese waren es, welche die väterlichen Lande 1274 unter sich theilten, und Begründer dreier verschiedener Linien wurden. So geschah es, daß dem Aeltesten, Berthold, neben dem Stammschloß Henneberg auch die Städte und Aemter Schleusingen, Suhl, Wasungen, Maßfeld, Sand, Kaltennordheim, Berungen, Themar (halb) und die Cent Benshausen (auch halb) zu Theil wurden. Sein Bruder, Hermann II., empfing die Schlösser Aschach, Waldaschach (bei Kissingen), Ebenhausen, Männerstadt, die Burg (halb) ꝛc. und ward Begründer der Aschacher Linie, welche später in die römhildische überging und als solche bedeutend wurde. Vorerst war Römhild, Themar (halb) und Benshausen (halb), nebst den Schlössern Hartenberg (unter den Gleichbergen bei Römhild), Osterburg (über Henfstädt bei Themar) und Schwarza dem dritten Bruder Heinrich zugefallen, welcher Schloß Hartenberg zur Wohnung erkürte, und seine Linie nach diesem nannte.

Indeß war und blieb die Schleusinger Linie nicht nur die bedeutendste, sondern sie überdauerte auch alle übrigen, die früher abblühten, bis auch ihr das Loos zu erlöschen aus des Schicksals Urne fiel.

Berthold ward seinem Lande ein wackrer Schirmherr; er säuberte es von Raubgesindel, zerstörte Burg Hutsberg, wo er 24 Räuber fing, begabte die Klöster, legte den Grund zu Schleusingens besserm Flor, und starb, nachdem er französische Kriegsbestallung angenommen, zu Montpellier 1284.

Er hinterließ drei Söhne, von denen Berthold VI. in den Johanniterorden trat, und in Schleusingen die Ordenskommende gründete, welcher er als Komthur vorstand. Ein zweiter Sohn, Heinrich, ward ebenfalls geistlich.

Um so größern Glanz breitete Berthold VII. durch seine ruhmwerthe Persönlichkeit und seine Eigenschaften über sein Haus und sein Land. Er nahm im Bunde mit seinem Bruder Heinrich den Grafen Günther zu Käfernburg, der einen Heereszug in das Hennebergische gethan, gefangen, und wurde dadurch später Herr des als Lösegeld von jenem verpfändeten Schlosses Elgersburg, das er dem Ritter Friedrich von Witzleben verpfändete, welcher auch mit den Bergwerken der Gegend belehnt wurde. Auch in mehrern andern Fehden blieb Berthold Sieger, bei denen einmal sogar Schleusingen einer Belagerung widerstand. Auch Schloß Mainberg bei Schweinfurt mit dem einträglichen Amte, brachte Berthold an sein Haus, und es blieb bei demselben bis zum Jahre 1542. Mit weisem Rath und kräftiger That diente Berthold vier deutschen Kaisern nach einander. Mit Albrecht I. zog er nach Böhmen und bewirthete ihn später zu Wasungen. Er wohnte der Kaiserwahl Heinrichs VII. bei und begleitete diesen auf sein Hoflager, wogegen Heinrich sich zu den wichtigsten Staatsangelegenheiten seiner Hülfe bediente. Heinrich wurde sein Schuldner, räumte ihm die Stadt Schweinfurt zum Unterpfand ein, und erhob ihn am 25. Juli 1310 auf dem Reichstage zu Frankfurt in den Fürstenstand. Kaiser Ludwig der Bayer wohnte im Jahre 1337 eine Zeit lang in Schleusingen bei dem mächtigen Fürstgrafen.

Es würde für unsern Zweck zu weit führen, die politische Größe Bertholds und seinen mächtigen Einfluß auf die Angelegenheiten des deutschen Reiches auseinander zu setzen. Er benutzte seinen Einfluß und seine Mittel zur Erweiterung seiner Herrschaft, und es gelang ihm, dieselbe mit der Erwerbung bedeutender Städte und Aemter zu vergrößern, von denen wir nur Schweinfurt, Hildburghausen, Königsberg, Koburg, Neuhaus, Eisfeld, Königshofen, Münnerstadt, Kissingen und Schmalkalden nennen wollen. Auch die, viele Besitzungen umfassende Herrschaft Frankenstein, zu welcher Schloß und Amt Salzungen und eine Menge andre Ortschaften gehörten, brachte Berthold allmählig durch Kauf zur Grafschaft Henneberg, wobei ihm immer noch Geld übrig blieb, dem Kaiser und Andern höchst bedeutende Summen zu leihen. Die Zahl der ritterlichen Lehensvasallen des Fürstgrafen umfaßte an 130 zu Schild geborne Edle, und darunter mehrere der vornehmsten und angesehensten Familien des südlichen Thüringens und nördlichen Frankenlandes, und unter Andern die Aufseß, Bibra, Erfa, Grumbach, Heßberg, Koburg, Kraluck, Marschall, Münster, Reckrod, Salza, Stein, Tüngen, Varila, Voigt von Salzburg, Wenkheim, Wolfskehl, Zufraß ꝛc. Mit einem Wort, er brachte sein Haus zur Gipfelhöhe der Macht und des Wohlstandes. Auch der Kirche erwies sich Berthold als treuer Schirmvoigt; er war Begründer des Wilhelmiterklosters zu Wasungen, des Collegiatstiftes zu Schmalkalden, das er mit zwölf Domherren besetzte und reich dotirte, eben so begabte er die Hennebergischen Klöster zu Veßra, Rohra, Trostadt, Herren- und Frauenbreitungen u. A. im Sinne und Geiste seiner Zeit, die nun einmal

den Schlüssel zur Himmelspforte und zur ewigen Seligkeit in den Händen der Klerisei glaubte.

Zwar verpfändeten Bertholds Söhne, Heinrich VIII. und Berthold XI. Schleusingen um 1000 Schock böhmische Groschen an die Landgrafen Balthasar und Wilhelm von Thüringen, aber Heinrich erwarb seiner Herrschaft Schloß und Amt Ilmenau durch die Kaufsumme von 2000 Mark Silber von dem Grafen von Käfernburg.

Unter den Nachkommen Heinrichs kam der Vollmond des Hennebergischen Herrschaftglanzes wieder in das abnehmende Licht, theils weil Heinrich selbst das Land durch Ausstattungen seiner Töchter mit Städten und Aemtern zersplitterte, theils weil den Nachkommen die Eigenschaften mangelten, welche Berthold VII. den ehrenvollen Beinamen des Weisen erworben hatten.

Im Jahr 1353 traf Schleusingen ein großes Brandunglück, das alle Häuser und alle Nachrichten aus alter Zeit verzehrte; dennoch mag sich die Stadt schnell aus der Asche erhoben haben.

Schleusingen, die Stadt, welche dauernd das Glück hatte, Residenz zu bleiben, empfand auch unter den Wilhelmen nicht so bald den Verfall der Finanzen seiner Gebieter. Es feierte die Freuden- wie die Trauerfeste derselben antheilnehmend mit, und war unter einem milden Scepter glücklich. Die Geschichte weiß nichts von Spaltungen, Unzufriedenheiten, Aufruhr und dergl. von der Schleusinger Bürgerschaft. Ein Hofgericht dort, das aus zwölf adeligen Räthen bestand, schlichtete Zwistigkeiten zwischen Lehensherren und Vasallen, und sprach Recht nach alter deutscher Institution, während ein Stadtrath die Angelegenheiten der Bürger vertrat. Schon im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert zeigen sich unter den Namen Vögte (Advocati) städtische Beamte, und 1412 empfing Schleusingen vom Fürstgrafen Wilhelm Statuten und Privilegien. Das Marktrecht ertheilte Fürst Wilhelm VI. 1553.

Feindseligkeiten von außen, welche die Stadt hätten heimsuchen können, wurden mit tapfrer Hand abgewehrt, wie z. B. einem Ritter Reinhardt von Haun, der mit einer Rotte fuldaischer Edelleute in das Henneberger Land räuberisch einfiel, diese Kühnheit sehr übel bekam, denn Wilhelm III. zog mit 2000 Mann und 230 Streitwagen vor dessen Burg Haun, eroberte und zerstörte sie, und führte den frechen Ritter nebst seinem Sohn und mehrern seiner Raubgesellen gefangen gen Schleusingen, wo ihm in dem nach nach demselben genannten Haunsthurm an der südöstlichen Ecke der Bertholdsburg ein lebenslängliches Losament angewiesen wurde.

Im Jahr 1412 brannten drei adelige Feinde eine Vorstadt nieder, in Folge einer Fehde gegen den Fürstgrafen Wilhelm II. 1502 begann der Bau eines Minoritenklosters, das der fromme Wilhelm VI. begründete, unter welchem auch fast gleichzeitig die Wallfahrt nach Grimmenthal in Flor kam. Standhaft und lange wehrte dieser Fürst das Eindringen der geläuterten Lehre ab, bis endlich doch die Reformation eingeführt wurde, und der Wittenbergische Professor Dr. Förster die erste Predigt in Schleusingen hielt. In diesen Zeiten

wurde die Stadt Zufluchtsort vieler um des Evangeliums willen Verfolgten.

Der Bauernkrieg war zwar dem Henneberger Lande verderblich genug gewesen, doch die ruhig gebliebene und wohl befestigte Stadt Schleusingen hatte seine Eisenhand unangetastet gelassen, die so viele Hennebergische Burgen und Klöster brach und in Trümmer legte.

Fürstgraf Georg Ernst, der Letzte seines Stammes, ein weiser und tüchtiger Regent, vermochte doch nicht den Verfall seines Hauses aufzuhalten, und starb erbenlos, obgleich er zweimal vermählt gewesen, am 27. December 1583. Der wichtige Erbvertrag zwischen Sachsen, Henneberg und Hessen, confirmirt vom Kaiser Karl V. am 20. Januar 1555, brachte nun den bei weitem größeren Theil der Grafschaft an das Kur- und fürstliche Haus Sachsen. Schleusingen war der Wittwe des letzten Fürsten, Elisabeth, geborne Herzogin von Würtemberg und Teck, als Leibgedinge überwiesen, welche dort wohnen blieb, bis sie nach drei Jahren sich anderweit vermählte. Sie besaß am Markt ein stattliches Wohnhaus, dies verkaufte sie an den Magistrat um 1500 Gülden fränkisch, es ist das jetzige Rathhaus. Diese Fürstin dachte so edel, nicht nur das Kaufgeld, sondern auch noch eine Summe von 500 Gülden, zu einer Armenkasse der Stadt zu überlassen, und der Rath stellte ihr gar nicht übel gearbeitetes Bildniß in halber Lebensgröße auf dem untern Marktbrunnen auf, wo es in der eigenthümlichen, doch wohlkleidenden Tracht jener Zeit immer noch zur Zier gereicht, und an die Vergangenheit erinnert.

Von geschichtlicher Wichtigkeit für Schleusingen, wie überhaupt, ist der im Jahre 1623 dort gehaltene merkwürdige Konvent, bei welchem von den Kur- und fürstlichen Reichsständen der Beschluß gefaßt wurde, den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz wegen seiner Einmischung in die böhmischen Händel der Kurwürde zu entsetzen, und seine Stelle dem Herzog Maximilian von Bayern zu geben.

Schwere Heimsuchung traf Schleusingen anfänglich nicht so hart, wie mehrere Nachbarstädte, Suhl, Themar ꝛc. im dreißigjährigen Krieg, wo Altringer und Isolani mit einem Heere blutdürstiger Croaten einzog, und schon bereit war, dem auf dem Markte aufgestellten Fußvolk mit einem Taschentuch das Zeichen zum Brennen und Sengen, Morden und Plündern zu geben, wenn nicht die Bitten des damaligen Chur- und Fürstlich Sächsischen Hennebergischen Oberaufsehers Ludwig Ernst Marschalk von Herren-Gosserstädt das drohende Unheil abgewendet hätten. Bald darauf kam Gustav Adolph über den Wald und durch Schleusingen.

Nach dem Tode des Heldenkönigs bei Lützen und nach der Niederlage der Evangelischen bei Nördlingen kamen abermals Croaten und andre Regimenter unter Graf Forgatsch Führung in das Henneberger Land; dieser Oberst schlug in Amt und Stadt Schleusingen die Winterquartiere auf, und es begann eine drangvolle entsetzliche Zeit, in welcher manche Hennebergische Ortschaften theils ganz von

der Erde verschwanden, theils bis auf wenige Bewohner ausstarben und verödeten.

Schleusingen hob sich wieder erfreulich aus dem Verfall, in den auch diese Stadt, die allgemeine Noth des Landes theilend, versunken war, unter dem Walten einer väterlich gesinnten Regierung, der Kur-Herzoglich und endlich Königlich Sächsischen, bis das Loos der Könige und Völker im Jahr 1815 die Henne unter die Flügel des Preußenadlers treten hieß, seit welcher Zeit nun Schleusingen als neunte Kreisstadt des Königlich Preußischen Regierungs-Bezirkes Erfurt, Sitz eines landräthlichen Kreisamtes, Landgerichts, Forst- und Postamtes und einer Amtsverwaltung ist, während ein Magistrat die städtischen Angelegenheiten vertritt und leitet. Auch ist Schleusingen Sitz einer Superintendentur. Dankbar erkennen Stadt und Land die Segnungen ihres einsichtvollen, weisen und gerechten Guberniums, doch wendet sich auch der Blick gerne in die glanzreichere Vorzeit einer fürstlichen Residenz zurück, und im ganzen Lande ist das alte Hennenwappen noch in Ehren gehalten, so wie es mit Dank und Freude anerkannt werden muß, daß der alte Name Henneberg der Provinz erhalten blieb.

Die Mehrzahl der Verwaltungs-Behörden haben ihre Geschäftslokale im Schloß, der alten Bertholdsburg; der Landrath, der Forstmeister und der Kreisrendant darin auch ihre schönen und geräumigen Dienstwohnungen. —

Es ward uns eine Sage mitgetheilt von dem früher schon erwähnten Brunnen und der Nymphe, die ihn bewohnt, nach welcher schon im achten Jahrhundert ein Ritter, den die Nymphe mit ihrer Huld beglückt, den Namen Brunnstedt angenommen, doch muß solche Sage auf sich beruhen. Als die Bertholdsburg fertig in die Geschichte getreten, erfahren wir, daß sie neun Thürme gehabt, dreifache Ringmauern und nur einen Zugang über eine Zugbrücke von der Kirchgasse her. Die alles umgestaltende Zeit hat in der Nähe der Burg mächtig verwandelnd und verschönernd gewaltet. Von den Thürmen sind noch vorhanden der Kattenthurm (der eigentliche große Schloßthurm), der Haunsthurm, der Hexenthurm, der Kapellenthurm, der eine besondre Schloßkapelle enthielt, der Jungfernthurm, der die Folterkammer mit der schauervollen todtbringenden Jungfrau in sich faßte, der Gerichtsthurm, mit letztgenanntem in Verbindung stehend, der Todtenthurm und der Pulverthurm. Die meisten dieser Thürme sind theilweise gleich den Ringmauern bis auf einen abgetragen, der neunte ist nicht mehr vorhanden.

Diese alte Burg, für deren dauernde Erhaltung im baulichen Stande rühmliche Sorge getragen wird, ward zuletzt durch Fürst Wilhelm VI. 1542 erneut. Aus dieser Zeit mag der theilweise verfallene Thorbogen aus der Umfangmauer herrühren, über dem sich eine nicht mehr zugängliche steinerne Balluſtrade für ein Musikchor befindet, um bei festlichen Gelegenheiten Einziehende oder Scheidende mit Pauken- und Posaunenschall zu empfangen oder zu geleiten.

So gewährt das Schloß in seiner noch wohlerhaltenen mittelalterlichen Architektur, wenn diese auch manche nöthige Neuerung erleiden mußte, immer noch den stattlichen und seltnen Anblick einer raumvollen bewohnten Burg.

Nahe der Burg, auf gleicher Höhe, liegt die in einem einfachen Styl erbaute Städtkirche, St. Johannis, licht und geräumig, deren größte Sehenswürdigkeit die durch ein eisernes Gitter abgesonderte Begräbnißkapelle der Henneberger Grafen ist. Früher war das Erbbegräbniß dieser Grafen in dem nahen Kloster Veßra, allein als in Folge des Bauernkrieges das Kloster wüst und verlassen stand, und die Begräbnißkapelle zumal von dem rohen Haufen auf das abscheulichste profanirt worden war, so erbaute Fürst Georg Ernst diese Kapelle an die Kirche, weihte sie St. Egidius und ließ die Gebeine seiner Ahnen darin beisetzen und die noch vorhandenen Statuen hierher bringen. Die Gebeine ruhen unter der Gruftkapelle in zinnernen Särgen.

Wenn auch diese Steinbilder nicht alle den gleichen, und überhaupt keinen sehr hohen Kunstwerth haben, obgleich die Bildnerei einiger sehr fein und zierlich gearbeitet ist, so sind sie doch vom größten vaterländisch-historischen Interesse.

Die erste ritterliche Gestalt rechts am Eingang ist Wilhelm III., imponirend und wahrhaft grandios. Auf dem Schild von eigenthümlicher Form ist das Wappen befindlich. Daneben seine Gemahlin Katharina. Dann folgt Wilhelms Sohn, Wilhelm V., auf einem Löwen stehend, eine Fahnenlanze mit dem Wappen haltend, und dessen Gemahlin Margaretha. Der Löwe hält das Wappen von des Grafen Mutter. Nun folgt der fromme Wilhelm VI. und seine Gemahlin Anastasia unter Nischen, deren edle monumentale Architektur den italienischen Geschmack jener Zeit vor Augen stellt. Weiter reiht sich Georg Ernst zwischen seinen zwei Gemahlinnen Elisabeth von Braunschweig und Elisabeth von Würtemberg in gleichen Nischen an, über deren jeder sich eine mit allegorischen Figuren gezierte Wappennische erhebt, die ein pyramidal zulaufendes Fronton trägt. Der zweiten Gemahlin mangelt die Schrift, da der Denkstein bei ihrem Leben, wie das oft in jener Zeit üblich war, aufgestellt wurde, sie sich aber anderweit vermählte, und gar nicht in der Grabkapelle ruht. Sie war unfruchtbar, litt an Steinbeschwerden, und ließ, da ihr die Aerzte den Gebrauch eines mit starkem Wein getränkten Bocks anriethen, einen solchen Bock bei dem Apotheker zu Meiningen drei Wochen lang einstellen, während ihr Rentmeister zu Maßfeld den Befehl erhielt, besagten Bock mit Wein zu versehen. Sie schrieb:

„Von Gottes Gnaden Elisabeth, Gräfin und Frau zu Henneberg, geborne Herzogin zu Würtemberg; Unser Gruß zuvor, lieber, getreuer. Wir thun Dich gnädiglich verständigen, daß der Apotheker zu Meiningen einen Bock wird einstellen, den wir zu einer Arzenei vor den Stein brauchen werden, und mußt Du demselben Bock den aller-

stärksten Wein zu trinken geben, so man bekommen kann ꝛc. Datum Zillbach*) den 22. Juny an. 1575. Es wird solcher Bock nicht länger als drei Wochen eingestellet werden, demnach wolleſt Du Dich mit dem Apotheker vergleichen, denn ein einziger Bock nicht gar viel Wein trinket.

Eliſabeth, Gräfin und Frau zu Henneberg."

Die Geſchichte hat nicht aufgezeichnet, ob der Bock den Wein getrunken, und wie viel, und auch nicht die Art und Weiſe, wie der Bock als Arzenei gedient.

Dann folgt Georgs Bruder, Poppo, auch mit zwei Frauen, Eliſabeth und Sophia, deren zweite ihn lange überlebte. Dieſer Poppo hatte dem geiſtlichen Stande angehört, aber demſelben entſagt auf ſeines Bruders Wunſch, und geheirathet, damit der Stamm nicht ausſterbe, allein erfolglos. Der Schriftſtein von dieſen Denkmälern liegt am Boden. Noch bildet ein Denkmal einen zweiten Bruder Georg Ernſt's ab, Wolfgang, der unter Karl V. nach Italien zog, und vor Chierasco von einer feindlichen Kugel durch den Helm in den Kopf getroffen wurde. Der Helm iſt noch in der Begräbnißkapelle vorhanden.

Eine andre Merkwürdigkeit Schleuſingens iſt das Johanniterordenshaus, begründet von Berthold VI. 1291, das ohnweit der Kirche ſteht, viele Oekonomiegebäude enthält, und über dem Thore in einer Inſchrift den Namen des Kommentators Ferdinand von Grote und deſſen Wappen zeigt, der es 1702 neu erbaute.

Nicht minder iſt wichtig das Gebäude des alten Barfüßerkloſters an der Ringmauer der Stadt gegen Südoſten, begründet von Wilhelm IV. als Kapelle zu den 14 Nothelfern, und von Wilhelm VI., wie bereits oben angeführt, in ein Kloſter verwandelt. Die Sage läßt von da einen unterirdiſchen Gang bis nach Kloſter Veßra gehen. Da daſſelbe umfangreich und raumvoll war, ſo wurden ſeine Baulichkeiten vom Grafen Georg Ernſt, nachdem 1545 die Mönche daraus entfernt waren, 1560 in eine öffentliche Landſchule verwandelt, aus welcher das Schleuſinger Gymnaſium mit reichen Dotationen für Lehrer und arme Schüler erblühte, das ſich auch nach der Hennebergiſchen Landestheilung des gemeinſchaftlichen Schutzes der Theilhabenden erfreute, indem es ungetrennt blieb, und ſich dadurch mit auf der Höhe wiſſenſchaftlichen Strebens erhielt.

Meiningen, Preußen und Weimar führen abwechſelnd das Direktorium, und zwar ſo, daß binnen ſechs Jahren das Meiningiſche Gubernium dreimal, das Preußiſche zweimal und das Weimariſche einmal die Verwaltung leitet, wobei von 20 Freiſtellen für Schüler Meiningen zehn, Preußen ſieben und Weimar drei zu vergeben hat.

Das Gebäude umfaßt die Lehrſäle, das Rectorat, die Wohn-, Eß- und Schlafzimmer der zur Communität gehörenden Schüler,

*) Henneberg, Jagdſchloß bei Waſungen.

und die (früher im Schloß befindliche) Gymnasialbibliothek, deren Bändezahl auf 3000 angegeben wird, darunter einige Seltenheiten der Incunabelzeit. Leider hat diese Bibliothek so gut als gar keine Fonds, und da die Mehrzahl der Werke aus den vorigen Jahrhunderten herrührt, auch meist theologischen und philologischen Inhaltes ist, so ist ihr Nutzen nur gering.

Der Unterricht ist für alle Schüler ohne Ausnahme ganz frei, und wird gegenwärtig vom Rector, fünf Hauptlehrern und dem Schreibe- und Zeichnenlehrer ertheilt. Die Schülerzahl übersteigt in der Gegenwart Einhundert.

Die Stadt zählt mit den Vorstädten in 350 Wohnhäusern nahe an 3000 Einwohner, und hat viel industrielle Betriebsamkeit. Es befinden sich hier eine Buchhandlung, zwei Buchdruckereien, eine Puppen-, eine Bleiweißfabrik, viele Handlungen, Gasthöfe, Mühlen, ein Eisen- und ein Kupferhammer, eine Pulvermühle, Webereien, Färbereien ꝛc. Der Holzhandel ist durch die Flöße bedeutend, und der Verkehr überhaupt wird durch die trefflichen Kunststraßen, welche die Stadt durchkreuzen, eben so befördert, als der Einspruch Fremder und Reisender dadurch häufig ist. Eine Hauptstraße zieht von Suhl herüber, und stellt, nach Hildburghausen gehend, die Verbindung mit Nord- und Süddeutschland her. Aus der Straße von Hildburghausen nach Meiningen leitet bei Veßra ein Straßenzug nach Schleusingen, und durch das schöne Thal der Nahe führt eine neue herrliche Straße waldwärts nach Ilmenau.

Dem geselligen Vergnügen dienen neben den Ausflügen nach Erlau und andern Nachbarorten das Schießhaus mit schönen Gartenanlagen, wo die uniformirte Schützengesellschaft alljährlich ein solennes, vielbesuchtes Scheiben- und Vogelschießen hält.

Schleusingens Umgegend ist eben so wenig arm an Naturschönheiten, als an Volkssagen. Am Eingang des Thales von Veßra steht die byzantinische Kirche der ehemaligen Prämonstratenserabtei, welcher wir eine besondre Beschreibung zu widmen denken, halb von Trümmern und halb von modernen Gebäuden umgeben, deren eines leider die Hälfte des schönen Kirchenportals versperrt — jetzt ein Futtermagazin. Das Thal hat eine anmuthige Breite, zu beiden Seiten waldige Höhen, und in der Ferne blickt die Bergkette des Thüringer Waldes herein. Die Straße führt uns nach Rappelsdorf, in dessen Nähe ein Weiher, die Todtenlache, befindlich ist. Der Name dieses stagnirenden Wassers, das eine Tiefe von sechzig Fuß hat, soll ursprünglich daher kommen, daß die Todten von Rappelsdorf, welche nach Schleusingen beerdigt werden, bis an diese Stelle begleitet wurden, von wo der Conduct umkehrte. Das Wasser soll mit unterirdischen Klüften und Höhlen in Verbindung stehen, namentlich auch mit einem Brunnen im Bärengraben und mit dem Maudeloch auf der Rappelsdorfer Kuppe.

Vor dem Croatischen Einfall, will die Sage, gingen aus dieser Lache Wassermenschen hervor. Zwischen Rappelsdorf und der

Stadt liegt ein Wirthshaus, die Ruder- oder Hudelsburg, bei welcher sich auch der Flößplatz befindet. Dorthin kam bisweilen ein Nixlein zum Tanze, im schönen Sonntagsputz, schleppte aber freilich, Vielen zum Grauen und Entsetzen, einen langen häßlichen Fischschwanz nach. Doch ihr freundliches und herziges Wesen gewann ihr dort bald einen Buhlen, dem sie mit ihren dunklen Augen das Herz bestrickte. Lange tanzten und kosten und küßten beide, bis die Mitternachtstunde da war, und das Nixlein sich traurig abwandte und sagte, sie müsse nun fort, und ihr Vater werde sie wohl tödten, weil sie sich verrathen, und der Buhle möge nur des andern Tages zur Lache gehn. Wäre diese grün, wie gewöhnlich, so wäre sie noch am Leben, wäre sie aber trüb und roth, so wäre es um sie geschehen, und er sähe sie nimmermehr wieder. Und so war es denn auch; die Lache war roth, wie Blut, und der Liebhaber fühlte so tief den Schmerz um die verlorne Nixenmaid, daß er auch hinab in die Fluth der Todtenlache sprang.

Folgt ein Reisender der Chaussee nach Hildburghausen, welche beim Flößplatz den Rothenberg aufsteigt, so wird in der Nähe des Dorfes Gottfriedsberg ein freundlich mit einigen Anlagen geschmückter Platz und eine Quelle erreicht, der Wilhelmsbrunnen, dessen Wasser als heilkräftig gerühmt wird, und früher häufig getrunken wurde. Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Naumburg-Zeitz ließ diesen Brunnen in Stein fassen.

Der Sleusegrund leitet zu manchen interessanten und naturschönen Punkten. Der Fluß ist da, wo er in die Werra fällt, eben so stark oder noch mächtiger als diese. Er treibt eine Menge Mühlwerke aller Art, und ist durch die Flöße wichtig, denn ein großer Theil der Breter und Latten, welche auf den Sägemühlen des Thüringer Waldes geschnitten werden, wird hier aufgestapelt und zu Flößen verbunden, welche dann in die Werra und von dieser zur Weser geführt werden. Vom Floßplatze leitet ein nicht chaussirter Weg über herrliche Wiesen längs der Schleuse hin, und führt allgemach in das höhere Gebirge. Dörfer, Mühlen und Hämmer schmücken abwechselnd die waldigen Thalgründe. Im Dorfe Oberod zeigt sich die malerische Trümmer einer alten Wallfahrtskapelle mit düstern Fichten gepaart, die aus den Mauern emporwuchsen. Zwei Thurmgeschosse stehen noch und ein großer gewölbter Eingang. Waldbäche fallen ein, und ein hoher Sandsteinberg, der Einfürst, streckt über Waldau seine gigantische, aussichtreiche Krone.

Weiter aufwärts bei Lichtenau, unter der hohen Warte, wo der Langenbach zur Schleuse fließt, wo der Neubrunnbach aus einem romantischen Thalgrunde abrinnt, und der Biberbach mit dem hoch abfallenden Steinbach allzumal in das Schleusethal fallen, engt sich das Thal, und das Dörfchen Engenstein (Saxangusta) wird sichtbar, überragt von einem basaltischen Felsberg, der Trümmerstätte einer ehemaligen Burg, hochromantisch und schaurigkolossal. Das Wirthshaus am Fuße führt einen Engel im Schilde, daher auch die Schreibart des Ortes, Engelstein, sich rechtfertigt. Eine pittoreske

Felswand, der rauhe Ranger, ist in der Nähe nicht minder anziehend.

Eine lange Strecke, schon von Oberod an, ist die Schleuse Grenzfluß zwischen Preußen und Meiningen. Es folgen die Dörfer Schönau, Ernstthal und Unterneubrunn, mit Mühlen und Gewerken, dann wird der Grund immer enger, öder, der Gabelbach fällt ein, und es wird endlich die Schleusequelle unterm Arolsberg und dem Dreiherrenstein erreicht, auf dessen Gipfel Preußen, Weimar, Meiningen und die Schwarzburg-Sondershäusische Oberherrschaft aneinander grenzen, einer der Hochpunkte des Gebirges, über welchen der Rennsteig hinzieht.

Das Thal der Nahe hat ein heitereres Colorit, als das der obern Schleuse. Ansehnliche Dörfer, wie Hinternahe, Schleusinger-Neundorf schmücken dasselbe; der Bach bildet manchen anmuthigen Fall, und nimmt erst bei dem letztgenannten Dorfe den Namen Nahe an. Bis dorthin heißt das Thal der Enger- oder Ingertgrund, und eine Menge Bäche, Schwarzbach, Laisbach, Frauenbach, Querbach, Glasbach, mehren des muntern Bergflüßchens Silberfluth. Auch in diesem Thale fehlt es nicht an betriebsamen Gewerken, deren Flor durch die reizendschöne Fahrstraße nach Schmiedefeld und Ilmenau außerordentlich gewinnen muß, denn in einem Thale, wo noch vor wenigen Jahren es an manchen Stellen schwer war, zu Fuße fortzukommen, fährt sichs jetzt wie in einem großen Naturpark. Bedeutend ist die schön eingerichtete Eisenhütte Neuwerk Hochofen mit Kastengebläse; es folgt ein Blechhammer, und dann auf dem Hochrücken des Gebirgs das volkreiche Dorf Schmiedefeld mit malerischen Felspartien.

Folgt ein Wandrer dem Laufe der Vesser von Schleusingen aufwärts, so findet er dieses Bergflüßchen sich ohnweit St. Kilian und Rasen mit der Erlau vereinigend, und bald nimmt ihn das lang an beiden Ufern sich hinziehende Dorf Breitenbach auf; dann folgen Verzweigungen schauriger Waldgründe, weitausgedehnte Triften und pochende Hämmer. Von der Löffelhaide zieht der Löffelgrund nieder, der Volkmarsgrund öffnet sich dem Blick voll trotziger Klippen, der Glasbachsgrund zeigt Grünsteinfelsenmassen mit dem Mühlkorb, einer hohen, einsturzdrohenden Felsmasse. Es zeigen sich die isolirten Gestüthäuser und weidende Rosse des Veßraer Gestüts, die im Sommer hier die Waldweide ununterbrochen genießen. Der Adlersberg ragt über dem Dorfe Vesser (mit Veßra nicht zu verwechseln), und ehe dies erreicht ist, kommen wir noch einigen Stahl- und Eisenhämmern vorbei. Weiter hinter dem Dorfe führen Bach und Weg am Teufelsberge vorüber, bis auf hoher Bergestrift der Bach sich in allerlei Quellgerieſel verliert, und ohnweit davon ein fünfarmiger Wegweiser nach Suhl, nach Goldlauter, nach Schmiedefeld, Stützebach und Vesser hinabweist.

Am Adlersberge ruht eine grüne, baumlose Waldestrift, das Gottesfeld, verrufen und einsam, hoch über der Welt der

Wälder und Felsen, sanft gehügelt, als ruhten dort Reihen von Hünengräbern.

Darauf stund, der Sage nach, eine Stadt, über welche Gott Gericht hielt in seinem Zorn, und die er zum Felde machte ob des lasterhaften Wandels ihrer Bewohner, indem er sie versinken ließ. Lange Zeit nachher wühlte droben eine wilde Sau eine Glocke aus dem Boden, die war vom Thurme der versunkenen Stadt. Ein Hirte fand die Glocke und zeigte den Fund an. Freudig ward dieser nach Schleusingen geholt, und auf einen Thurm gewunden. Aber wie die Glocke nun zum erstenmale geläutet wurde, flog ein schauervoller Klang über die Stadt, darob sich alles entsetzte, und beim zweiten Schlag heulte es wie Feuerruf durch die Lüfte, und beim dritten Schlag zersprang die Glocke mit gräßlichem Getön. Man goß sie um, und sie schallte beim Läuten mißtönig: Sau aus, Sau aus! und zersprang dann wieder. Und so zu dreien Malen. —

Leicht und schön wandert sichs von der Besserquelle oder auch schon vom Gottesfeld über sonnige Waldestriften in das Erlauthal. Beide Thäler scheidet nur der Teufelsberg. Dort grüßt, wie ein riesiger Thalwächter, ein Porphyrgigant, der Schlüssel-Heinzestein, auch Rothenstein genannt, wo die Sage des Volkes einen gespenstigen Reiter spuken läßt. Der Thalbach wird ursprünglich von zwei Bächen gebildet, der lichten und der finstern Erlau, später fließt der Harzbach ein, und von da an begleitet die muntre Erlau die Chaussee von Suhl nach Schleusingen über Mühlwerke und die Dörfer Hirschbach und Erlau. Es folgt St. Kilian mit einem Hospital und einer sehr alten Kapelle, und zur Rechten grüßen die Anlagen des Kohlberges, wo eine Gartenwirthschaft mit schöner Aussicht auf die Stadt Schleusingen oft heitre Zirkel vereinigt. Hier erinnert dicht an der Straße auch ein einfaches, 1815 errichtetes Monument in Gestalt einer Steinpyramide auf einem Piedestale und in einem Kranz von Bäumen stehend — an die Leipziger Schlacht. Es trägt die Inschriften: (östlich) Eintracht, die Stütze der Freiheit. (südlich) Der Befreiung Teutschlands durch die Völkerschlacht bei Leipzig am 18. Oktober 1813. (westlich) Gott war mit uns, Ihm sei die Ehre. (nördlich) Die Bewohner der Stadt Schleusingen, am 18. Oktober 1815.

Ludwig Bechstein.

Gleichen. — Mühlberg. — Wachsenburg.

(„Die drei Gleichen.")

Etwa vier Stunden südöstlich von Gotha und eine gute Stunde nordwestlich von Arnstadt entfernt, in einer fruchtbaren und an malerischen Ansichten reichen Gegend, liegen in Form eines unregelmäßigen Dreiecks die drei Burgen, welchen der Volksmund den Gesammtnamen: „Die drei Gleichen" gegeben hat. So unrichtig und unhistorisch diese Bezeichnung ist, da nur einem der Schlösser der Namen „Gleichen" zukömmt, und die Grafen von Gleichen zu keiner Zeit auch im Besitz von Mühlberg und Wachsenburg waren, so allgemein ist sie im Gebrauch, und dieser durch die Länge der Zeit geheiligt. Die nachbarliche Lage der Burgen, die fast gleiche Höhe der Berge, die Aehnlichkeit ihrer Bauart, vielleicht auch die Sage, daß sie in einer Nacht alle drei zugleich vom Blitz entzündet worden und abgebrannt sein sollen, mögen zu dem gemeinschaftlichen, falschen Namen Veranlassung gegeben haben. Erörtern wir diese Umstände nicht näher, sondern steigen lieber sogleich zu den Ruinen hinauf, und zwar zuerst zu denen der Burg

Gleichen,

in der Umgegend allgemein „das Wandersleber Schloß" genannt. Diese Burgtrümmer liegt eine halbe Stunde von dem preuß. Dorfe Wandersleben, auf einem isolirten, bewaldeten und ziemlich steilen Bergkegel, den man nicht ohne Anstrengung erklimmt. Durch ein hohes, gewölbtes Thor gelangt man in den großen, mit üppigem Gras bestandenen Burghof, und rechts zu einem 100 Fuß langen Gebäude, dessen Dach mit Ziegeln gedeckt ist. Die Frontseite hat vierzehn Fensteröffnungen, und das Gebäude könnte leicht wieder bewohnbar gemacht werden, da die Mauern noch im besten Zustande erhalten sind. Ueber dem Eingang prangt in Stein gehauen der

gleichische Löwe; im Innern führt eine alte, neuerdings restaurirte Treppe in die Gemächer, und im obern Stock in die sogenannte Junkerkammer. Darin stand bis vor wenigen Jahren die große dreischläfrige Bettsponde, die der sagenhafte Graf Ernst von Gleichen mit seinen zwei Frauen in friedlicher Eintracht getheilt haben soll. Von der darauf Bezug habenden Sage wird weiter unten die Rede sein. Unmittelbar an das Hauptgebäude stieß die Kapelle, wie man aus den Kirchenfenstern in der Mauer und aus den Ueberresten von runden Pfeilern, auf denen die Decke ruhete, noch deutlich sehen kann. Oestlich erhebt sich ein ziemlich verfallener, viereckiger Thurm von 60′ Höhe, der angeblich so tief in der Erde, als über derselben stehen soll und zum Burgverließ diente. Einige Schritte davon, nach der Mitte des Burghofes zu, steht ein pyramidenartiges, inwendig hohles Mauerwerk, das Einige für den Schornstein der im Innern des Berges befindlich gewesenen Küche, Andre für einen Schmelzofen oder dem Aehnliches halten. Wozu er gedient, ist bis diese Stunde noch nicht ermittelt worden. Die übrigen Gebäude der Burg sind Trümmer, denen man ihre ursprüngliche Bestimmung nicht mehr ansehen kann. Da sich kein Brunnen im Burgraum befindet, so wurde das Wasser auf Eseln aus dem Freudenthale heraufgeschafft, und bei Regenwetter in einem großen steinernen Trog aufgefangen, der sonst in einer Ecke nahe am Hauptgebäude lag. Dieser Wassermangel mag wohl die Ursache gewesen sein, daß die Grafen von Gleichen mehr in Ohrdruff, Erfurt und Tonna, als hier ihren Hof hielten. In unruhigen Zeiten war die Bewachung und Vertheidigung der Burg meist nur Burgmännern anvertraut, im Frieden wurde sie von Vögten, Amtleuten und in der neuern Zeit von Förstern und Waldwärten bewohnt.

Das Schloß Gleichen spielt in der Geschichte des Mittelalters eine ziemlich unbedeutende Rolle, und von seinen Schicksalen wissen die Geschichtschreiber nur wenig zu erzählen. Fast alle nehmen an, daß es von den Besitzern der Gleichen bei Göttingen erbaut worden sei, als diese, wegen verübter Räubereien vom Kaiser Otto IV. in die Acht erklärt, von den Bewohnern der umliegenden Gegend vertrieben wurden. Das Unhaltbare dieser Annahme ist in neuerer Zeit in Wolfs Politischer Geschichte des Eichsfeldes auf das Klarste nachgewiesen worden. Aeltere wie neuere Chronisten, die den Ursprung der Stammsitze berühmter Geschlechter nur zu gerne in eine recht dunkle Vorzeit verlegen, setzen die Erbauung der Burg schon in das Jahr 450, Andre geben dafür 876 an, aber ohne alle genügende Beweise. Erst gegen das Ende des 11. Jahrhunderts tritt sie als wirklich vorhanden auf, und Ekbert II., Markgraf von Thüringen, soll sie damals besessen haben. Im Jahre 1088 oder 1089 wurde er vom Kaiser Heinrich IV. darin belagert, und nachdem er sich ein halbes Jahr tapfer vertheidigt, wagte er am Christabend desselben Jahres einen Ausfall, schlug den Kaiser mit Verlust vielen Volkes in die Flucht und nahm den Erzbischof von Bremen gefangen. Nach Ekberts Tode kam Gleichen an Wilhelm, Pfalzgrafen am

Rhein, und dieser schenkte 1123, da er keine Kinder hatte, mit Bewilligung seiner Verwandten, die Burg an Adelbert I., Erzbischof von Mainz, der damals in Erfurt wohnte. Dieser belieh damit die Grafen von Tonna, und Erwin II. soll der Erste aus dieser Familie gewesen sein, der den Titel eines Grafen von Gleichen annahm. In Ermangelung genauerer Nachrichten über die Geschichte Gleichens, müssen wir uns mit diesen Angaben begnügen, die leider weder beurkundet noch sonst historisch beglaubigt sind. Im 15. Jahrhundert, während des schwarzburgischen Erbschafts- und Bruderkrieges, in welchen auch die Grafen von Gleichen verwickelt waren, wurde es mehrmals belagert und berennt, aber nicht eingenommen. Uebrigens gehörten die Grafen von Gleichen zu den mächtigsten und angesehensten Geschlechtern Deutschlands, und die Chronisten rühmen ihre Frömmigkeit, ihren Muth, ihre Gerechtigkeit, „und daß sie die Ehre ihres Namens nie durch Raub oder Mord befleckt." Im Gegentheil schlossen sie Bündnisse mit ihren Nachbarn zur Vertilgung der Raubritter, und wurden sogar 1372 mit andern Fürsten von Kaiser Karl IV. zur Aufrechthaltung des Landfriedens beauftragt, den dieser mit dem König von Böhmen, dem Erzbischof von Mainz und den Städten Erfurt, Mühlhausen und Nordhausen schloß. Auch waren sie eine Zeit lang Schirmvögte der Stadt Erfurt, die ihnen viele Besitzungen verdankte. Ihr Geschlecht war sehr ausgebreitet, und von ihnen waren die Grafen von Gleichenstein, Kranichfeld und Blankenhain Nebenlinien. Ferner besaßen sie von 1583 an die Herrschaft Spiegelberg und Pyrmont, und schickten einen eigenen Gesandten auf den Reichstag. Als alle diese Nebenlinien nach und nach ausgestorben waren, kam Johann-Ludwig in den alleinigen Besitz ihrer Länder. Er war der letzte Graf von Gleichen und starb 1631 zu Ohrdruff. Der Kurfürst von Mainz zog das Schloß Gleichen ein, und belieh damit im Jahre 1639 die Grafen Melchior und Hermann von Hatzfeld; die übrigen Länder des Verstorbenen kamen laut Erbverträgen an seine nächsten Verwandten, an die Grafen von Hohenlohe, Waldeck, Schwarzburg und Hohenstein.

Um diese Zeit (1640) war die Burg schon bis auf das Hauptgebäude verfallen. Doch war es noch mit Fenstern und Läden versehen, und diente einem Förster und seiner Familie zum Wohnsitz, der später in das Freudenthal herunterzog.

Nach dem im Jahre 1794 erfolgten Absterben des gräflich Hatzfeldischen Hauses, fiel das Schloß dem Kurfürsten als ein eröffnetes Lehen anheim, das zum Gebiet der Stadt Erfurt geschlagen wurde, und 1803 an Preußen überging. Während der Besetzung Erfurts durch die Franzosen, wurde es von Napoleon für eine französische Domäne erklärt und öffentlich ausgeboten, unter der Bedingung, daß der Käufer die Mauern nicht abbrechen dürfe. Da sich keiner fand, brachte es der französische Domänen-Inspektor Gentil um den Taxwerth an sich, und schenkte es der Universität, mit der ausdrücklichen Klausel, daß sie es wieder herstellen lassen solle, wie es ehedem war.

Die Ausführung ist aber unterblieben, da Gentil Erfurt verließ, und bald darauf die Universität aufgehoben wurde.

An die Geschichte der Burg knüpft sich die allbekannte, romantische Sage vom zweibeweibten Grafen von Gleichen, die berühmteste und verbreitetste aller thüringischen Sagen.

Als Kaiser Friedrich II. im Jahre 1227 einen Kreuzzug unternahm, folgte ihm der Landgraf von Thüringen, Ludwig IV., der Heilige genannt, mit einer auserlesenen Zahl Streiter aus den vornehmsten Geschlechtern, unter denen sich auch Graf Ernst von Gleichen befand. In Sicilien vereinigte Ludwig sein Heer mit dem des Kaisers und zog nach Brundusium. Daselbst erkrankte er und starb zu Otranto; seine Begleiter kehrten größtentheils in ihre Heimath zurück. Nur Ernst von Gleichen folgte dem Kaiser in das gelobte Land, und sein Arm that Wunder der Tapferkeit in Vernichtung der Sarazenen. Einst hatte ihn sein Eifer für die fromme Sache zu weit vom Lager entfernt, eine Schaar Sarazenen umringte ihn und nahm ihn mit seinen Knappen gefangen. Der Sultan ließ ihn in einen Kerker werfen, und wenn er nicht darin schmachtete, mußte er, wie die andern Sclaven, Feld- und Gartenarbeit verrichten. Da geschah es eines Tags, daß Melechsala, die Tochter des Sultans und sein Liebling, zu dem schönen jungen Gefangenen trat, dessen Unglück sie schon längst im Stillen bedauert hatte, und ihn freundlich anredete. Diese Ansprache that dem Grafen wohl, und je öfter sie zu ihm kam und ihn durch ihre Gespräche erheiterte, desto mehr vergaß er seine unglückliche Lage. Er sah täglich, wie ihre Zuneigung zu ihm wuchs, und mochte sich nicht länger verhehlen, daß die schöne Sarazenin einen tiefen, bleibenden Eindruck auf sein Herz gemacht hatte. Doch weder Blick noch Wort verrieth das Geheimniß seiner Brust. Jahre vergingen in dieser heimlichen Liebe, bis eines Tages der Knappe des Grafen der Sultanstochter den wahren Stand und Rang seines Herrn verrieth. Jetzt, da sie wußte, daß er ihr ebenbürtig war, vergaß sie alle Rücksichten, die sie auf ewig von dem Geliebten trennen mußten; sie gestand ihm ihre Liebe, sie trug sich ihm als Weib an, und versprach ihn zu befreien und mit ihm zu flüchten, wenn er nicht in ihrem Lande bleiben wolle. Der Graf, gerührt durch so viele Beweise der innigsten Liebe, war aufrichtig genug, ihr zu gestehen, daß die christliche Religion dem Manne nur eine Frau erlaube, und daß er bereits durch frühere Bande in seiner Heimath an ein liebendes Weib gefesselt sei. Aber der Bekennerin des Islam war dies kein Hinderniß, sie drang immer mehr in ihn, versprach Christin zu werden, und die Liebe zur langentbehrten Freiheit, die Sehnsucht nach dem Vaterlande und den Seinen wurde so mächtig in der Brust des Grafen, daß er mit ihr in die Flucht willigte. Sie gelang. Er kam glücklich mit ihr nach Rom, warf sich vor dem Stuhl des heiligen Vaters nieder, erzählte ihm seine Schicksale und erlangte endlich, nachdem Melechsala getauft und in den Schoos der christlichen Kirche aufgenommen worden war, die Erlaubniß, sie, neben seiner früheren Gemahlin, von

deren Leben und Gesundheit er Nachrichten erhalten hatte, heirathen zu dürfen. Entzückt eilte das glückliche Paar nach Thüringen, und Gefühle der Angst und Freude bewegten des Grafen Herz, als er von ferne die Zinnen seiner Burg erblickte. Er gebot Melechsala, zurückzubleiben, und eilte allein zu seinem Weibe, die ihn mit Thränen der Freude in ihre Arme schloß. Nun erzählte er ihr das Unglück seiner Gefangenschaft, seine Rettung, die Bedingung, unter der sie erfolgt, seine Ehe mit seiner Retterin, in die der Papst gewilligt, und bat flehend auch um ihre Einwilligung zum neuen Ehebündniß. Aber ohne ihn weiter reden zu lassen, versprach sie ihm Alles und fragte: „Wo ist deine Retterin? Laß mich die umarmen, die deine Gattin ist wie ich, sie wird meine Schwester sein, und wir werden uns schwesterlich in deine Liebe theilen.“ Da verkündigte der Thurmwächter ihre Ankunft im Thale. Ernst eilte mit seinem Weibe den Schloßberg hinab, an dessen Fuß die beiden Frauen zusammentrafen, und sich mit der innigsten Liebe umarmten. Das Thal, wo sie sich begegneten, hieß von nun an das Freudenthal. Der Graf führte seine beiden Frauen in das Schloß, und verlebte darin mit ihnen in seltener Eintracht die angenehmsten Tage. Der Tod entriß zuerst die Sarazenin dem glücklichen Bunde; ihr folgte die erste Gemahlin und später der Graf im sechzigsten Jahre seines Alters. Sie wurden im Peterskloster zu Erfurt begraben, und ein Grabstein, worauf alle drei in Lebensgröße abgebildet, bezeichnete den Ort, wo sie ruhten.

So weit die schöne Sage. Man hat sich Jahrhunderte lang die größte Mühe gegeben, sie auf ein historisches Factum zurückzuführen, und alle Umstände genau erwogen, ihr einen festen Halt zu geben. Allein vergebens! Die dafür angegebenen Beweise halten die Kritik in keinerlei Weise aus. Placidus Muth, der letzte Prälat des Petersklosters zu Erfurt, hat die genauesten Nachsuchungen in den päpstlichen Archiven zu Rom anstellen lassen, um ein Breve zu finden, in welchem der Papst die Erlaubniß zur Doppelehe dem Grafen von Gleichen ertheilt habe, allein nicht die geringste Nachricht, daß je ein Papst in solcherlei Weise dispensiret, hat sich gefunden. Und über ein so unerhörtes, die ganze Christenheit angehendes Ereigniß hätte doch nothwendiger Weise eine Urkunde angefertigt werden müssen. Ferner mangelt es durchaus an Zeugnissen gleichzeitiger Schriftsteller, und die ältesten Gewährsmänner dieser Erzählung haben keinen Beweis dafür finden können, der über die Mitte des 15. Jahrhunderts hinaufgeht. Aber nicht nur das gänzliche Stillschweigen der Chronisten, welche sich, weil sie in der Nähe der Grafen von Gleichen wohnten, am leichtesten von einer so interessanten und unerhörten Thatsache unterrichten konnten, vermindert die Glaubwürdigkeit der Erzählung, sondern auch die ausdrücklichen Nachrichten von dem Kreuzzuge, welchen Ludwig der Heilige mit Kaiser Friedrich II. unternahm. In einer noch ungedruckten Reinhardsbrunner Chronik werden alle Grafen und Edelleute im Gefolge des Landgrafen genannt, aber man findet darunter keinen Grafen von Gleichen, was um so mehr

befremdet, wenn ihn wirklich während des Kreuzzuges ein so außerordentliches Schicksal betroffen hätte. Auch Kaiser Friedrich II erwähnt in seiner, den Reichsständen unter dem 18. März 1229 ertheilten Nachricht von dem Erfolge seines Zuges in das gelobte Land, mit keiner Silbe eines Grafen von Gleichen. Und sollte er wohl den einzigen, der von den Begleitern des Landgrafen ihm treu geblieben, als die andern nach dessen Tode in ihre Heimath zurückkehrten, zu erwähnen vergessen haben? Zu alle dem kömmt ferner noch, daß eine auffallende Verschiedenheit in Angabe des Namens des Grafen herrscht, daß man nicht weiß, ob er Ernst oder Ludwig geheißen, ja nicht einmal darthuen kann, daß einer dieses Namens das Schloß Gleichen um die Zeit, als Kaiser Friedrich den Kreuzzug unternahm, in Besitz gehabt habe. Eben so wenig stimmen die Angaben über die Namen sowohl der ersten Gemahlin des Grafen, als auch der Sarazenin überein, und aus dieser Ungewißheit wird die Erzählung immer verdächtiger Dessen ungeachtet hat man die Richtigkeit derselben immer behauptet, und sich hauptsächlich dabei auf den Grabstein gestützt, der sonst in der Peterskirche zu Erfurt stand, und sich seit 1813 im Dome daselbst befindet, und einen Grafen von Gleichen mit seinen beiden Frauen darstellt. Als man dieses merkwürdige Monument aufhob, um es in den Dom bringen zu lassen, und in der Erde nachgrub, fand man in geringer Tiefe sechs Todtenköpfe und mehrere Knochen, und bei weiterer Nachgrabung Stücke von einem bretternen Sarg und Gebeine von vorzüglicher Größe und in natürlicher Lage. Alle diese gut erhaltenen Gebeine wurden zu Skeletten zusammengesetzt, unter welchen daß männliche eine Länge von 7 Fuß erreichte. Die andern Knochen erwiesen sich als weibliche, und ein Kopf konnte in seiner Bildung sogar als asiatisch gelten. Was war natürlicher, als daß man glaubte, das Grab des zweibeweibten Grafen von Gleichen gefunden zu haben; um so mehr, da auch der Grabstein einer solchen Annahme nicht widersprach. Genaue Untersuchungen über dieses Monument haben jedoch bis jetzt außer allen Zweifel gesetzt, daß unter ihm Graf Sigismund I. von Gleichen mit seinen beiden Gemahlinnen, Agnes, Gräfin von Querfurt, und Katharina, Gräfin von Schwarzburg, ruht. Da für Namen und Sterbejahr auf dem Steine kein Platz war, so hing man vor dem Chor der Peterskirche, dem Grabe gerade über, einen hölzernen runden Schild auf, dessen Inschrift, so weit sie noch leserlich:

Anno Dni 1494 uff Sonnabent vor Letare
ist verschidn der Edel Wolgeborn Her
Sigmund Graff zu Glichen und Her ....

Ferner schildert der Chronist des Petersklosters, Nikol v. Syghen, den Grafen Sigismund als einen Mann von kolossaler Größe und unerschütterlicher Tapferkeit, wie es kaum einen ähnlichen in Thüringen gegeben, und es ist demnach keinem Zweifel unterworfen, daß das große, sieben Fuß lange, männliche Skelett ihm angehört, und die weiblichen Gebeine die seiner beiden Frauen sind.

Doch nicht zufrieden mit diesen Beweisen, haben die, welche die schöne, romantische Begebenheit der beglaubigten Geschichte durchaus vindiciren wollten, um ihre vermeinte Wahrheit auf alle Weise zu sichern, andre Gründe und Thatsachen dafür aufgebracht, die wir hier nicht näher untersuchen können. Sie stehen angeführt und gebührend gewürdigt in einer Recension des Herrn Hofrath Dr. Hesse zu Rudolstadt in der Jen. Allgem. Literaturzeitung 1837, Nr. 138 ff., wo sie diejenigen unserer Leser, welche sich für scharfsinnig geführte historische Kritik interessiren, nachlesen mögen. Eine ähnliche, in vielen Punkten sogar gleiche Sage, wie die von der Doppelehe des Grafen von Gleichen, enthält der altfranzösische Roman: Histoire de Gilion de Trasignges et de Dame Marie sa femme, den Herr Prof. Dr. O. L. B. Wolf nach der einzigen zu Jena befindlichen Handschrift 1839 herausgegeben hat. Möglich, daß der Inhalt des Romans in Liedern verbreitet wurde und auch nach Thüringen kam, und so zur Entstehung der Sage mitwirkte, da ja, wie nicht zu bestreiten ist, mehrere Grafen von Gleichen: wie Graf Hermann 1344, Graf Ludwig 1461 mit dem Herzog Wilhelm von Sachsen in das gelobte Land zogen, und auch Graf Sigismund I. die nämliche Absicht hegte, aber auf dem Wege dahin wieder anderes Sinnes wurde.

Wie bei den meisten Sagen, läßt sich auch hier nicht mehr nachweisen, wie sie entstanden ist; wir müssen uns mit dem Nachweis begnügen, daß ihr kein historisches Faktum zu Grunde liegt; sie verliert aber dadurch nichts an ihrer poetischen Schönheit.

Wir führen den Leser zu den Ruinen der Burg

Mühlberg,

die eine halbe Stunde von Gleichen und nicht so hoch als dieses liegt. Unter den drei Schwesterburgen giebt sie das schönste Bild einer Ruine. Einem alten Gemälde zufolge war sie ein stattliches, schönes Gebäude von großer Ausdehnung, und weit mehr befestigt, als die Andern. Jetzt liegt Alles in Trümmern.

Ersteigt man den Berg, der nicht gleichmäßig bewaldet ist, so findet man noch zwei Bogen einer gewölbten Brücke, die über einen tiefen Wallgraben führte, und auf der Ost- und Nordseite noch zwei, ja drei Mauern hintereinander mit Fensteröffnungen. Die Burg hat mehrere Höfe, und in dem vordern ist der mit Quadersteinen gemauerte, jetzt verschüttete Brunnen zu sehen, den Graf Meinhard von Mühlberg graben ließ, und der von den Historikern der Meinhardsbrunnen genannt wird. Nicht weit davon sieht man den Eingang zu einem verfallenen Keller. In einiger Entfernung von der Brücke stehen noch die Grundmauern einer Warte, der Neuburg oder Naumburg. Der Umfang der Burg, diese Warte nicht mit gerechnet, beträgt 500 Fuß. Die schönste Zierde dieser Ruinen ist der 70 Fuß hohe und eben so viel im Umfang haltende, runde Thurm, der nach Abend und Mitternacht über einem Felsen erbaut ist. Am

obern Rande, welcher die Kuppe des Thurmes bildet, und um mehrere Fuß vorspringt, befinden sich acht breite Fensteröffnungen, von denen mehrere eingestürzt sind. Der Thurm ist von unten, wo die Gebäude an ihn stießen, aus Bruchsteinen, nach oben aus den schönsten behauenen Quadern aufgeführt. Die Stärke der Mauer beträgt gegen 8 Fuß, der innere, leere Raum hat 7 Fuß im Durchmesser. Ein zweiter viereckiger Thurm nach Süden ist nur noch in seinen Grundmauern zu erkennen. Oestlich hinter dem Schlosse soll die Kapelle gestanden haben.

Das Schloß Mühlberg gehört, wie Gleichen, zu dem Gebiete der Stadt Erfurt, und ist unbezweifelt sehr alten Ursprunges; aber es ist vergebens, sein Erbauungsjahr erforschen zu wollen. Abraham Sauer in seinem Städtebuch läßt das Schloß 313 von einem aus königlichem Blut entsprossenen Thüringer, Namens Hagerte, erbauen, ohne allen historischen Grund. Eine Urkunde des Herzogs Heden des Jüngern von Thüringen vom Jahre 705, womit er dem ersten Bischof von Utrecht, Willibrord, mehrere Güter schenkt, nennt Arnistati, höchst wahrscheinlich Arnstadt, und Mulenberg, eben so wahrscheinlich unser Mühlberg.*) Der Name Mühlberg soll von einer Mühle herrühren, die sich am Fuße des Berges befand. Es hatte seine eigenen Herren, die sich Grafen nannten, von denen der Erste, dessen die Geschichte (1042) gedenkt, Heinrich heißt. Von dem Leben und den Thaten dieser Grafen ist aber nur wenig zu erwähnen, da sie keine Handlungen begingen, die werth waren, aufgezeichnet zu werden; nur einzelne Züge sind vorhanden, die den Geist jener Zeit und die Lebensart charakterisiren.

Erfurt war im Jahre 1232 in die Reichsacht erklärt worden, und Graf Meinhard von Mühlberg hatte die Vollstreckung derselben bekommen. Er entledigte sich seines Auftrages in der Weise, daß er die Stadt zwang, sich mit dem Kaiser und dem Erzstift Mainz zu vergleichen. Nichts desto weniger setzte er nach diesem Vergleich die Feindseligkeiten gegen die Stadt auf eigene Hand fort, und unternahm den kühnen Streich, ihr einen Bürger am Tage Allerheiligen, als er eben in die Messe gehen wollte, auf offener Straße zu rauben, den er auf seiner Burg gefangen hielt. Da er ihn nicht gutwillig wieder herausgab, so that ihn der Erzbischof von Mainz in den Bann, und bewirkte beim Kaiser, daß er in die Reichsacht und aller seiner Güter für verlustig erklärt wurde. Nach der an ihm vollzogenen Acht, werden in Urkunden keine Grafen von Mühlberg mehr genannt, und wahrscheinlich starb mit ihm sein Geschlecht aus. Nach ihm kam das Schloß der Reihe nach an die Markgrafen von Meißen, an die Erzbischöfe von Mainz, die Grafen von Henneberg und Schwarzburg, an den Stadtrath zu Erfurt, an Sachsen-Weimar, an Sachsen-Gotha und Altenburg und zuletzt wieder an Mainz, bis es an Preußen überging, und noch heute zum Gebiet der Stadt Erfurt gehört.

---

*) S. Thüring. Chronik von Ludwig Storch, 2. Buch 2. Kap. §. 4. S. 37.

Unter den Burgmännern aus den angesehnsten adeligen Familien, die auf Mühlberg saßen, verdienen die von Hellbach einer besondern Erwähnung, wegen einer harten Fehde, in die sie mit den Grafen von Gleichen geriethen. In der Mitte des 15. Jahrhunderts wohnte auf Mühlberg eine Wittwe von Hellbach, die einen Sohn, Hans von Hellbach, hatte, den sie auf keine Weise im Zaum halten konnte. Da ersuchte sie ihre Nachbarin, die Gräfin von Gleichen, den jungen Unhand, wenn er einmal an der Burg vorüberreite, auffangen und einsperren zu lassen. Dies geschah; in der Nacht darauf aber entstand Feuer in der gleichischen Burg, und der Eingesperrte mußte ersticken, da man in der Bestürzung seiner vergessen hatte. Die Hellbachs waren darüber untröstlich und verlangten von dem Grafen von Gleichen eine Genugthuung in so viel Silber, als der Erstickte gewogen. Da der Graf sich dessen weigerte, kam es zu einer harten Fehde, die mehrere Jahre dauerte, und endlich dadurch beigelegt wurde, daß der Graf von Gleichen den Hellbachs gelobte, ihnen jährlich als Buße und Entschädigung für den verlornen Sohn ein Füllen verabfolgen zu lassen.

Diese Fehde und die dabei vorgefallenen gegenseitigen Neckereien ist in einem alten Gedicht geschildert, das Graf v. Beust in den historischen Aufsätzen über die sächs. Lande Th. I. p. 1. mit Anmerkungen herausgegeben hat.

Wir kommen nun zur letzten der drei Schwesterburgen, zur

Wachsenburg.

Sie liegt von beiden eine Stunde entfernt auf einem freistehenden, größtentheils kahlen Bergkegel, welcher der höchste der ganzen Umgegend ist, und gleicht aus der Ferne gesehen einem ungestalten Klumpen, da kein Thurm oder sonst ein hervorragendes Gebäude ihrem Umriß eine schöne Form giebt. Sie ist noch bis auf diese Stunde bewohnt und dient zum Staatsgefängniß, das seinen Kommandanten hat. Außer einem Fahrweg, der jetzt bequemer gelegt und chaussirt wird, führt ein kürzerer aber steiler Fußpfad zu dem Thore, das meist verschlossen ist. Durch dasselbe gelangt man in einen Hofraum, der sich um sämmtliche Burggebäude herumzieht und in seiner weitesten Ausdehnung gegen 200 Fuß lang ist. Linker Hand am Thore stand das ehemalige Wachthaus und etwas davon ist das Brunnenhaus. In demselben befindet sich der 29 Ruthen und 2 Fuß tiefe Brunnen, dessen Wasser vom reinsten Geschmack ist. Es wird mittelst eines großen Rades, an dessen Welle die Kette mit dem Eimer hängt, heraufgetreten. Durch ein zweites, ebenfalls verschlossenes Thor gelangt man in einen kleinern, nur 50 Fuß langen Hof, den meist guterhaltene Gebäude umgeben. Links am Eingang steht das zwei Stockwerk hohe Arrestantenhaus, welches, wie Einige aus den zugemauerten spitzen Fensteröffnungen schließen, aus dem alten Klostergebäude in seine jetzige Bestimmung umgeschaffen wurde; daran stößt die Wohnung des Kommandanten, und weiter nach Osten

steht nun die Ueberreste einer Kapelle, die Herzog Ernst der Fromme im Jahre 1660 erbauen ließ, als er die Absicht hatte, hier ein Zuchthaus einzurichten.

Die Wachsenburg wurde im zehnten Jahrhundert, etwa um 933 vom Abte zu Hersfeld, Meingoth, erbaut, um die Güter des Stiftes zu schützen, die in der Umgegend lagen, und in schönen Sommermonaten wurde sie von den Aebten selbst besucht. Daselbst erkrankte im Jahre 1089 der Abt Friedrich und starb. Im Jahre 1120 wurde die Wachsenburg, welche die Kaiserlichen inne hatten, von den Sachsen und Thüringern, die unter sich ein Bündniß gegen die Landfriedensbrecher errichtet, nach einer langen Belagerung erobert. Immer aber blieb sie Eigenthum des Stiftes Hersfeld; und dieses belieh damit die Grafen von Schwarzburg und Käfernburg. Auch gehörte sie eine Zeit lang den Grafen von Mühlberg. Im Jahre 1306 brachten sie die Grafen von Schwarzburg und Käfernburg käuflich an sich, und behielten sie bis zum Jahre 1370, wo sie wegen der Schulden des Grafen Johann II., in die er durch seine Fehden mit dem Bischof von Würzburg gerathen war, verkauft werden mußte. Die reiche Stadt Erfurt kaufte sie, und schon waren ihre Gesandten auf dem Wege zum Kaiser, um sich von ihm damit belehnen zu lassen, als die Landgrafen Friedrich, Balthasar und Wilhelm von Thüringen, die in diesen Kauf nicht gewilligt hatten, sie gefangen nehmen ließen. Johann II. wurde unter dem Versprechen, den Kauf zu widerrufen, in Freiheit gesetzt, und 1369 ging die Wachsenburg für 1200 Mark Silber in die Hände der Markgrafen über. Sie ist Eigenthum der sächsischen Häuser geblieben. Unter diesen kam sie bei Theilungen bald an diese, bald an jene Linie, bis sie 1640 an Gotha fiel, das sie noch jetzt besitzt.

Das merkwürdigste Ereigniß in der Geschichte dieses Schlosses, das übrigens keine bedeutendere Rolle als die andern spielt, ist seine Belagerung im Jahre 1452. Apel von Vitzthum, wegen seiner Verheerungen und Grausamkeiten „der Brandmeister" genannt, hatte um diese Zeit die Burg pfandweise inne. Wegen seiner Landesverrätherei wurde er seiner Güter für verlustig erklärt, und Herzog Wilhelm hatte die Erfurter zur Wegnahme der Wachsenburg aufgefordert. In Haarhausen hatten sie ihr Hauptquartier, und beschossen die Burg aus fünf Batterien, die sie um den Berg herum anlegten. Auch ließen sie Bergleute in den Berg einschlagen, um den Brunnen abzugraben, und diese gelangten bis unter die innerste Brücke, wodurch ein großes Stück Mauer einstürzte. Nach drei Wochen war das Schloß und die Besatzung in den Händen der Erfurter. Die nicht unbeträchtliche Beute an Waffen, Lebensmitteln und Geld, so wie die Gefangenen, wanderten nach Erfurt, wo sie ein bedeutendes Lösegeld für ihre Freilassung zahlten. Das Schloß traten die Erfurter an Herzog Wilhelm, in dessen Auftrag sie doch nur gehandelt hatten, gegen Zurückgabe des Schlosses Capellendorf ab. Zum Andenken an diese Belagerung ließ man die zwei großen steinernen Kugeln, die noch jetzt zu sehn sind, im innern Hofe einmauern.

Unter den Burgmännern aus den angesehensten adeligen Familien, die auf Mühlberg saßen, verdienen die von Hellbach einer besondern Erwähnung, wegen einer harten Fehde, in die sie mit den Grafen von Gleichen geriethen. In der Mitte des 15. Jahrhunderts wohnte auf Mühlberg eine Wittwe von Hellbach, die einen Sohn, Hans von Hellbach, hatte, den sie auf keine Weise im Zaum halten konnte. Da ersuchte sie ihre Nachbarin, die Gräfin von Gleichen, den jungen Unhand, wenn er einmal an der Burg vorüberreite, auffangen und einsperren zu lassen. Dies geschah; in der Nacht darauf aber entstand Feuer in der gleichischen Burg, und der Eingesperrte mußte ersticken, da man in der Bestürzung seiner vergessen hatte. Die Hellbachs waren darüber untröstlich und verlangten von dem Grafen von Gleichen eine Genugthuung in so viel Silber, als der Erstickte gewogen. Da der Graf sich dessen weigerte, kam es zu einer harten Fehde, die mehrere Jahre dauerte, und endlich dadurch beigelegt wurde, daß der Graf von Gleichen den Hellbachs gelobte, ihnen jährlich als Buße und Entschädigung für den verlornen Sohn ein Füllen verabfolgen zu lassen.

Diese Fehde und die dabei vorgefallenen gegenseitigen Neckereien ist in einem alten Gedicht geschildert, das Graf v. Beust in den historischen Aufsätzen über die sächs. Lande Th. I. p. 1. mit Anmerkungen herausgegeben hat.

Wir kommen nun zur letzten der drei Schwesterburgen, zur

Wachsenburg.

Sie liegt von beiden eine Stunde entfernt auf einem freistehenden, größtentheils kahlen Bergkegel, welcher der höchste der ganzen Umgegend ist, und gleicht aus der Ferne gesehen einem ungestalten Klumpen, da kein Thurm oder sonst ein hervorragendes Gebäude ihrem Umriß eine schöne Form giebt. Sie ist noch bis auf diese Stunde bewohnt und dient zum Staatsgefängniß, das seinen Kommandanten hat. Außer einem Fahrweg, der jetzt bequemer gelegt und chaussirt wird, führt ein kürzerer aber steiler Fußpfad zu dem Thore, das meist verschlossen ist. Durch dasselbe gelangt man in einen Hofraum, der sich um sämmtliche Burggebäude herumzieht und in seiner weitesten Ausdehnung gegen 200 Fuß lang ist. Linker Hand am Thore stand das ehemalige Wachthaus und etwas davon ist das Brunnenhaus. In demselben befindet sich der 29 Ruthen und 2 Fuß tiefe Brunnen, dessen Wasser vom reinsten Geschmack ist. Es wird mittelst eines großen Rades, an dessen Welle die Kette mit dem Eimer hängt, heraufgetreten. Durch ein zweites, ebenfalls verschlossenes Thor gelangt man in einen kleinern, nur 50 Fuß langen Hof, den meist guterhaltene Gebäude umgeben. Links am Eingang steht das zwei Stockwerk hohe Arrestantenhaus, welches, wie Einige aus den zugemauerten spitzen Fensteröffnungen schließen, aus dem alten Klostergebäude in seine jetzige Bestimmung umgeschaffen wurde; daran stößt die Wohnung des Kommandanten, und weiter nach Osten

sieht man die Ueberreste einer Kapelle, die Herzog Ernst der Fromme im Jahre 1660 erbauen ließ, als er die Absicht hatte, hier ein Zuchthaus einzurichten.

Die Wachsenburg wurde im zehnten Jahrhundert, etwa um 933 vom Abte zu Hersfeld, Meingoth, erbaut, um die Güter des Stiftes zu schützen, die in der Umgegend lagen, und in schönen Sommermonaten wurde sie von den Aebten selbst besucht. Daselbst erkrankte im Jahre 1089 der Abt Friedrich und starb. Im Jahre 1120 wurde die Wachsenburg, welche die Kaiserlichen inne hatten, von den Sachsen und Thüringern, die unter sich ein Bündniß gegen die Landfriedensbrecher errichtet, nach einer langen Belagerung erobert. Immer aber blieb sie Eigenthum des Stiftes Hersfeld; und dieses belieh damit die Grafen von Schwarzburg und Käfernburg. Auch gehörte sie eine Zeit lang den Grafen von Mühlberg. Im Jahre 1306 brachten sie die Grafen von Schwarzburg und Käfernburg käuflich an sich, und behielten sie bis zum Jahre 1370, wo sie wegen der Schulden des Grafen Johann II., in die er durch seine Fehden mit dem Bischof von Würzburg gerathen war, verkauft werden mußte. Die reiche Stadt Erfurt kaufte sie, und schon waren ihre Gesandten auf dem Wege zum Kaiser, um sich von ihm damit belehnen zu lassen, als die Landgrafen Friedrich, Balthasar und Wilhelm von Thüringen, die in diesen Kauf nicht gewilligt hatten, sie gefangen nehmen ließen. Johann II. wurde unter dem Versprechen, den Kauf zu widerrufen, in Freiheit gesetzt, und 1369 ging die Wachsenburg für 1200 Mark Silber in die Hände der Markgrafen über. Sie ist Eigenthum der sächsischen Häuser geblieben. Unter diesen kam sie bei Theilungen bald an diese, bald an jene Linie, bis sie 1640 an Gotha fiel, das sie noch jetzt besitzt.

Das merkwürdigste Ereigniß in der Geschichte dieses Schlosses, das übrigens keine bedeutendere Rolle als die andern spielt, ist seine Belagerung im Jahre 1452. Apel von Vitzthum, wegen seiner Verheerungen und Grausamkeiten „der Brandmeister" genannt, hatte um diese Zeit die Burg pfandweise inne. Wegen seiner Landesverrätherei wurde er seiner Güter für verlustig erklärt, und Herzog Wilhelm hatte die Erfurter zur Wegnahme der Wachsenburg aufgefordert. In Haarhausen hatten sie ihr Hauptquartier, und beschossen die Burg aus fünf Batterien, die sie um den Berg herum anlegten. Auch ließen sie Bergleute in den Berg einschlagen, um den Brunnen abzugraben, und diese gelangten bis unter die innerste Brücke, wodurch ein großes Stück Mauer einstürzte. Nach drei Wochen war das Schloß und die Besatzung in den Händen der Erfurter. Die nicht unbeträchtliche Beute an Waffen, Lebensmitteln und Geld, so wie die Gefangenen, wanderten nach Erfurt, wo sie ein bedeutendes Lösegeld für ihre Freilassung zahlten. Das Schloß traten die Erfurter an Herzog Wilhelm, in dessen Auftrag sie doch nur gehandelt hatten, gegen Zurückgabe des Schlosses Capellendorf ab. Zum Andenken an diese Belagerung ließ man die zwei großen steinernen Kugeln, die noch jetzt zu sehn sind, im innern Hofe einmauern.

So viel von der Geschichte „der drei Gleichen“, von denen die Sage geht, daß sie in der Nacht des 31. Mai alle drei zugleich vom Blitze entzündet worden wären, und nach den Worten der Chronisten gleich Fackeln gebrannt und die ganze Umgegend erleuchtet hätten. Da dieses Ereigniß von den Historikern bezweifelt wird, so lassen wir das Wahre oder Unwahre desselben dahin gestellt sein.

Die Aussicht, die man von diesen drei Burgen genießt, ist mehr oder minder beschränkt, aber immer malerisch und reich an schönen Punkten. Am reichhaltigsten und weitesten genießt man sie von der Wachsenburg. Dicht am Fuß des Burgberges lagert sich das Dorf Holzhausen, und nach Osten hin entdeckt das Auge die Thürme des freundlichen Arnstadt, das von hier nur eine Stunde entfernt ist. Südlich begrenzt die wellenförmige Kette des Thüringerwaldes mit dem Inselsberg, den Horizont, westlich erblickt man die Wartburg, den Friedenstein, näher die Sternwarte auf dem Seeberg, und im nächsten Vordergrund die schönen Ruinen der beiden Burgen Mühlberg und Gleichen. Nord- und nordostwärts schweift der Blick über eine Fülle reicher Saatfelder, durch welche sich die Apfelstedt schlängelt. Zahllose Dörfer beleben die weite Ebene, unter denen die Herrenhutercolonie Neudietendorf besonders freundlich hervortritt. Den schönsten Anblick gewähren die Burgen an schönen Frühlings- und Herbstmorgen, wenn der Nebel im Thale liegt, über welchem die Burgen erhaben sind; dann schwimmen sie wie Inseln auf diesem oft von der Morgen- und Abendsonne durchstrahlten Nebelmeere, und gewähren dem Auge ein erhabenes Schauspiel. Kein Wanderer, dessen Fuß diese Gegend betritt, versäume diese Denkmäler des grauen Alterthums zu besuchen.

Ludwig Storch.

Kloster Caldenborn

bei Sangerhausen.

Nur wenige Tage noch, so hatte das alte Jahr seinen Kreislauf vollendet, und über der winterlichen Ruhe sollte ein neues anbrechen, als ich von dem Dorfe Riestedt aus quer über die weißbeschneieten Felder schritt. Ein düstrer Nebel bedeckte die öden Fluren, nur hie und da erhob eine Schachtmündung des dasigen Kohlenbergwerks in wunderbarem Contraste sich schwarz und dunkel über die weiße Schneedecke empor, und über die sonst so belebte Straße von Sangerhausen nach Eisleben zogen ein paar beladene Frachtwagen, welche bei dichtem Nebel weiter zu hören, als zu sehen waren. Sonst war die Flur wie ausgestorben. Endlich jedoch, nach langem Ringen, hatte die Königin des Tages sich hindurchgekämpft durch den dichten Wolkenschleier, der über sie gebreitet war, sie hatte den auf der Erde gelagerten Nebel nach und nach zerstreut, um auf kurze Zeit sich in ihrer Pracht zu zeigen, und beleuchtete mit ihren Strahlen von Westen her die Ruinen des ehemaligen Klosters Caldenborn, nach welchem ich eben meine Schritte hinlenkte. —

In solcher Zeit muß man diesen Ort besuchen, wenn die jetzt nur noch unbedeutenden Trümmer die Aufmerksamkeit einigermaßen auf sich lenken, und nicht hinter den sie umgebenden Fruchtfeldern und Weidenpflanzungen sich dem Auge gänzlich entziehen sollen; eine solche Oede ist ganz dazu geeignet, um den schneidenden Contrast ihrer jetzigen Verlassenheit gegen den ehemaligen Glanz dieses Ortes in seiner ganzen Stärke empfinden zu lassen. Es liegt eine Meile von Sangerhausen bei dem Dorfe Emselohe, nur einige hundert Schritte südwärts von der Poststraße.

Eine ziemlich regelmäßige, nur einige Fuß hohe Mauer umschließt das Areal, das jetzt größtentheils zu Ackerland benutzt wird, und an der Ostseite hinauf zum Theil mit Bäumen und Buschwerk bepflanzt

ist. Von den übrigen ehemaligen Besitzungen des Klosters völlig geschieden, gehört es der Gemeinde Riestedt, welche es zu Anfange des vorigen Jahrhunderts käuflich an sich gebracht hat. In der Mitte desselben bemerkt man die Ueberreste eines alten Thurms, dessen ursprüngliche Bestimmung kaum noch zu errathen ist, und unter demselben einige, größtentheils verschüttete Gewölbe.

Auch hier haben, wie noch jetzt zu sehen ist, die Schatzgräber ihr trügerisches Gewerbe ehedem mit vielem Eifer getrieben, und, wenn man den Sagen trauen dürfte, die sich darüber im Munde des Volkes erhalten haben, mit gutem Erfolge. Dadurch ist aber auch freilich der Einsturz und die Verwüstung des alten Gemäuers bedeutend befördert und beschleunigt worden.

Noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts hatte der vorerwähnte Thurm eine nicht unbedeutende Höhe, so daß man von demselben herab, besonders nach Nordwest über Sangerhausen und die goldne Aue nach dem Kyffhäuser- und Auersberge hin, eine herrliche Aussicht genießen konnte. Damals waren auch rings herum noch mehrere uralte Gewölbe, welche wahrscheinlich die reichen Weinvorräthe der ehemaligen Klosterbrüder in ihren Räumen geborgen hatten, die aber mit der Zeit theils selbst zusammengestürzt, theils absichtlich verschüttet sind.

Die jetzige, den Raum umschließende Mauer läßt, einige wenige alte Stücke abgerechnet, welche sich merklich eingesenkt haben, auf den ersten Blick ihren spätern Ursprung erkennen, obgleich die Einwohner der benachbarten Gemeinden behaupten wollen, daß es noch die alte Klostermauer sei. Möge man nun aus einer gewissen Pietät, die übrigens in Bezug auf aufgehobene und verwüstete Klöster in jener Zeit schwerlich anzunehmen ist, den innern Raum des ehemaligen Klosters auch für die Folge haben kenntlich machen wollen, oder hat man sich auf andere Weise nicht gut des Schuttes von der alten Mauer zu entledigen gewußt, oder war irgend ein andrer Grund zum Bau dieser jetzigen vorhanden — genug, ein Mönch ist durch diese Pforte nicht eingegangen, dafür spricht ihre ganze Beschaffenheit.

An der Mitternachtseite schließt sich an diese Mauer eine Schäferei an, welche an der Stelle des ehemaligen Oekonomiehofs, der zum Kloster gehörte, erbaut sein mag, gegenwärtig aber zum Rittergute Emselohe gehört, und auch nur einzelne Mauerstücke und Steine aus der Klosterzeit enthält. Nach Abend zu sieht man in der Nähe des Klosterplatzes noch die Vertiefungen, welche vordem als Teiche den Mönchen für die Fastenzeit die Fische liefern mußten, und namentlich ist mehr südlich noch eine solche Stelle unter dem Namen des Forellenteichs bekannt. Nach Mittag aber entspringt im Walde, etwa hundert Schritte vom Klosterareal, die kühle Quelle, deren klares Gewässer sich jetzt in sanften Krümmungen außerhalb der Mauer hinunterschlängelt, ehedem aber in Röhren durch den Klosterhof geleitet wurde, und diesem Orte den Namen Caldenborn gegeben hat. Auffallen

muß es dabei allerdings, daß derselbe in Urkunden stets auf die vorstehende Weise und nie Kaltenborn geschrieben ist, wie man erwarten sollte; allein dies kann uns wohl nicht berechtigen, zu einer andern Etymologie des Namens unsre Zuflucht zu nehmen, und denselben etwa von calidus, warm, abzuleiten, wie Einige gewollt haben. In den ältesten Urkunden heißt unser Kloster auch Caldenbrunna oder Caldenburna.

Fragen wir nun nach der frühern Beschaffenheit und nach den ehemaligen Schicksalen des Klosters Caldenborn, so finden wir bei Leuckfeld in seinen Antiquitates Caldenbornenses, bei Rohr in seinen Denkwürdigkeiten des Unterharzes, bei Hoppenrod in seiner Oratio de monasteriis Mansfeldensibus und bei dem Verfasser der Thuringia sacra schätzbare Beiträge, die in der folgenden Mittheilung benutzt worden sind; dieselbe gründet sich indeß hauptsächlich auf Urkunden des ehemaligen Klosterarchivs, welche Johannes Esocis, der letzte Prior zu Caldenborn, abschriftlich aufbewahrt hat, dessen Manuscript ich vor Augen gehabt habe.*)

In seiner Blüthezeit muß das Kloster nach den vorhandenen Nachrichten ein stattliches Ansehen gehabt haben. Die innern Gebäude lagen in einem ziemlich regelmäßigen Viereck, und hatten auf jeder Ecke eine Kapelle und außerdem noch eine 5te kleinere, an das Refectorium anstoßend, welche zuletzt erbaut worden war. An die eigentlichen Klostergebäude schlossen sich die Oekonomiegebäude an, wahrscheinlich auf eben der Stelle, wo jetzt die Schäferei liegt, und vor dem Haupteingange stand ein Hospital, in welchem fremde Kranke Unterkommen und Pflege fanden. Der Gestaltung und dem äußern Umfange nach mag also das Kloster Caldenborn dem zu Sittichenbach so ziemlich conform gewesen sein.

Der Stifter desselben war Wigmann, über dessen Herkommen und Geschlecht man sich viel gestritten hat. Einige hielten ihn für einen Herzog von Sachsen, Andere für einen Grafen von Weimar, noch Andere für einen Grafen von Orlamünde; indeß haben zwei über ihn erschienene Monographien**) fast unzweifelhaft bewiesen, daß er ein Graf von Seeburg gewesen ist. Derselbe war mit in die Streitigkeiten verwickelt, welche zwischen dem Kaiser Heinrich V. und den Sachsenherzögen 1112 ausbrachen, und stand auf der Par-

*) Da ich indeß hier nur die Hauptresultate mittheilen kann, um die Grenzen dieser Beschreibung nicht zu überschreiten, so erlaube ich mir, die Freunde der Vaterlandskunde zum Behufe weitern Nachlesens im Voraus auf eine Schrift aufmerksam zu machen, welche ich, so Gott will, unter dem Titel: „Denkwürdigkeiten aus der Vorzeit der Stadt Sangerhausen und der Umgegend" nächstens im Drucke erscheinen zu lassen gedenke.

**) Nämlich Heydenreichii Wichmannus, Comes Seeburgicus, non Orlamündanus aut Vinariensis, und Lauhnii Dissertatio de Wichmanno, condidore monasterii Caldenbornensis, Comite nec Orlamündano nec Vinariensi.

theil der letztern, als ein tapferer Vertheidiger der vaterländischen Freiheit. Nachdem er aber in der Schlacht beim Welphesholze (1115) unter mancherlei Todesgefahren mit gekämpft hatte, zog er sich mehr aus den Welthändeln zurück und lebte auf seinen reichen Besitzungen, wo seine fromme Gemahlin Cunigunde, die älteste oder zweite Tochter Ludwigs des Springers, ihm sein Alles war. Nachdem ihm aber dieselbe 1118 durch den Tod entrissen worden war, wollte er sich, nach der Sitte damaliger Zeit und im Sinne der Cunigunde auf das Innigste mit dem Himmel befreunden, und legte auf dem Altare des heiligen Stephanus in der Kathedralkirche zu Halberstadt eine reiche Schenkung an Gütern, die er theils von seinen Vorfahren ererbt, theils mit seiner Gemahlin bekommen hatte, unter der Bedingung nieder, daß davon ein Kloster gegründet und damit ausgestattet werde.

Der damalige Bischof Reinhard von Halberstadt, aus dem Geschlechte der Grafen von Blankenburg, sein Vetter, richtete darauf das Kloster Caldenborn zu Ehren des Evangelisten Johannes ein, und setzte in dasselbe regulirte Augustiner-Chorherren. Er selbst hatte früher zu St. Victor in Frankreich zu diesem Orden gehört, und zu Hamersleben die erste Pflanzschule desselben in Deutschland angelegt. Von daher mögen denn auch die Mönche nach Caldenborn gekommen sein.

Da Wigmann mit seiner Gemahlin Cunigunde wahrscheinlich keine Kinder hatte, so mußten seine Anverwandten auf einer Provinzialversammlung weltlicher Herren zu Buttelstedt zu oberwähnter Schenkung ihre Einwilligung geben, worauf dieselbe auf einer Synode zu Erfurt in Gegenwart des Erzbischofs Adelbert von Mainz von Neuem bestätigt wurde.

In welches Jahr diese Schenkung falle, findet sich zwar nirgends bestimmt angegeben; allein da das Kloster schon 1120 eingerichtet und mit Mönchen besetzt war, so muß sie wohl 1118 oder zu Anfang 1119 stattgefunden haben, da zum Bau desselben gewiß wenigstens ein Jahr gehörte. Vorher soll Caldenborn ein Rittergut gewesen sein, welches Cunigunde, nebst mehreren andern ansehnlichen Besitzungen in der Umgegend, von ihrem Vater bekommen hatte.

Aus den angeführten Umständen ist es übrigens leicht zu erklären, wenn von einigen Chronisten bald dem Bischof Reinhard von Halberstadt, bald der Cunigunde die Stiftung des genannten Klosters zugeschrieben wird.

Nachdem der Graf Wigmann, der sich auch noch durch andere Schenkungen bei der höhern Geistlichkeit bekannt und beliebt machte, sich noch einige Jahre lang alle mögliche Mühe gegeben, dem Kloster Caldenborn bedeutende Privilegien zu erwirken, wobei ihm die Bischöfe von Halberstadt, ihres eignen Interesses wegen, gern hülfreiche Hand leisteten, wurde er selbst Mönch in demselben, um dort Trost zu finden wegen der mannichfaltigen trüben Erfahrungen, die er im

Leben gemacht hatte. Hier starb er auch, — in welchem Jahre? — ist nicht zu bestimmen, obwohl die Inschrift seines Grabmals den 13. Februar als den Todestag angiebt.

Auf dem Friedhofe, wo er eine Ruhestätte gefunden, und welcher in der Folge, wegen der Berühmtheit des Klosters, viele auswärtige Verstorbene aus vornehmen Familien gegen bedeutende Schenkungen aufnahm, war als der Erste sein Vetter Gero am 11. September 1122 begraben worden, der als ein vielversprechender Jüngling in der Blüthe seiner Jahre dahingerafft wurde. Neben diesem wurde sein Sarg eingesenkt. Johannes Esocis hat uns beider Grabschriften aufbewahrt, die wohl aber in ihrer gegenwärtigen Form und Fassung einer spätern Zeit angehören, und in welchen mit rührendem Ernste die Vergänglichkeit alles Erdenglücks ausgesprochen wird.

Sogleich von seiner Stiftung an wurde das Kloster Caldenborn von den Bischöfen von Halberstadt und, wahrscheinlich auf deren gelegentliche Empfehlungen, von den Päpsten und deutschen Kaisern ganz besonders begünstigt und mit herrlichen Privilegien ausgestattet, so daß es mit Würde und Nachdruck die geistliche Gerichtsbarkeit üben konnte, welche ihm über die ganze umliegende Gegend übertragen worden war, und welche ihm weit und breit einen großen Einfluß auf die Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse sichern mußte.

Schon 1120 nämlich wurde dasselbe von dem Bischofe Reinhard, laut des darüber noch vorhandnen Diploms, zu einem Archidiaconate des Bisthums Halberstadt erhoben, und ihm das Recht übertragen, in dem größten Theile des ehemaligen Hassengaues, ja noch über denselben hinaus, alle Kirchen zu visitiren, kirchliche Gerichtsbarkeit zu handhaben, und im Namen des Bischofs das Amt der Schlüssel zu verwalten. Da dieses Gebiet sich nach Morgen bis Mansfeld und Seeburg, nach Mittag bis an den Sprengel des Bischofs zu Merseburg und die Unstrut, nach Abend bis an die Helme, nach Mitternacht aber bis Stolberg und an der Wipper hinunter erstreckte, so war Caldenborn nächst Aschersleben das ausgedehnteste Archidiaconat im Bisthume Halberstadt.

Derselbe Bischof Reinhard ertheilte dem Probste und Archidiacon zu Caldenborn das Recht, nach seiner Wahl einen Schirmvoigt zu ernennen, wann und wie lange ein solcher nöthig sein werde, und dem dasigen Convente die Befugniß, ganz nach eignem Gutbefinden einen neuen Probst zu wählen, wenn diese Stelle durch einen Todesfall zur Erledigung gekommen sei. 1219—23 war z. B. Theodorich von Langenbogen und Rockesdorf die Schutzgerechtigkeit über das Kloster übertragen worden; derselbe unterließ aber auch nicht, die ihm erwiesene Ehre durch reiche Schenkungen dankbar anzuerkennen. Vielleicht war der Probst gerade bei dieser Wahl von Speculation geleitet worden. 1365 aber wurde der Herzog Magnus von Braunschweig zum Klostervoigte gewählt, und seinen Nachkommen diese Würde erblich übertragen. Derselbe versprach das Kloster in etwa

einbrechender Gefahr treulich zu schirmen mit den Mannen aus seiner Stadt Sangerhausen; als aber diese Besitzung für die herzogliche Familie verloren ging, scheint auch damit die Erblichkeit jener Würde erloschen zu sein.

Unter den deutschen Kaisern begünstigte besonders Lothar II. unser Kloster. Denn derselbe bestätigte ihm nicht nur 1136 seine sämmtlichen Privilegien, sondern sagte ihm zugleich volle Steuerfreiheit, selbst über die von Privatbesitzern später erkauften Ländereien zu, und nahm es in seinen besondern Schutz. Auch die Grafen von Hardeck auf der Grylleburg bei Sangerhausen, die Grafen von Hackeborn auf dem Schlosse zu Beyernaumburg, die Grafen von Mansfeld und von Stolberg wetteiferten unter einander, das Kloster Caldenborn mit Schenkungen gleichsam zu überhäufen, und die reichen Besitzungen desselben wurden außerdem auch noch durch begüterte Mönche, die ihm ihr Erbtheil zuwandten, fast jährlich vermehrt und erweitert. Daher kann man sich auch nicht wundern, daß die berühmtesten Klöster mit Caldenborn in nähere Verbindung zu treten suchten, und daß Magdeburg, Hildesheim und Halberstadt ihm 1204 den Antrag machten, in die Brüderschaft einzutreten, die sie zu gegenseitiger Unterstützung mit Rath und That und zu gemeinschaftlichen Seelenmessen, wenn einer der Ihrigen gestorben sei, mit einander geschlossen hatten.

Dieses seines großen Ansehens wegen durfte es der Convent auch wagen, sich einer von geistlichen und weltlichen Fürsten fast allgemein gewünschten und dem Papste Eugen IV. auf dem verhängnißvollen Concil zu Basel abgedrungenen Reformation der Klöster in Deutschland zu widersetzen, und deshalb 1435 mit mehreren geistlichen Stiften zu einem Bunde zusammenzutreten, obgleich es sich 1451 doch dem Cardinal Nicolaus de Cura fügen mußte, der mit einer Vollmacht des Papstes Nicolaus V. und mit einem Empfehlungsschreiben des Herzogs Wilhelm von Sachsen nach Sangerhausen kam, um das dasige unter Caldenborn stehende Augustiner-Mönchskloster zu reformiren.

Daher war auch dem Erzbischof Albrecht von Mainz sehr viel daran gelegen, dieses Kloster für seinen Ablaßhandel zu gewinnen, und wenn er schon 1516 demselben ein Diplom mit der Erlaubniß zu 140tägigen Indulgenzen ausgefertigt hatte, so kam er 1517 in eigner Person von der Moritzburg in Halle, wo er damals residirte, nach Caldenborn mit einer großen Menge von päpstlichen Ablaßzetteln, um dieselben von dem Probste und Convente in dasiger Gegend unterbringen zu lassen. Man muß erstaunen über die Verschlagenheit und Kühnheit, mit welcher er jenen abscheulichen Handel, der bekanntlich die nächste Veranlassung zur Reformation in Deutschland wurde, anzupreisen und zu empfehlen wußte. Der Convent bestand damals in Caldenborn außer dem Archidiacon in 22 Conventualen, deren Namen in der Urkunde sämmtlich angeführt werden.

Daß das Kloster Caldenborn in dieser seiner Stellung nicht allein zahllose Privatbesitzungen in dasiger Gegend auf eine unverantwortliche Weise beeinträchtigt, sondern auch insbesondere den Kirchengütern außerordentlich viel Schaden gethan hat, indem dieselben unter seiner Verwaltung theils verringert, theils völlig eingezogen, theils auf geringen Zins an Privatleute erblich weggegeben wurden, ist ausgemacht und läßt sich durch mehrere sehr auffallende Beispiele darthun; allein es darf auch nicht geleugnet werden, daß dasselbe Kloster, wenigstens in den ersten Jahrhunderten seines Bestehens, eine lobenswerthe Pflanzstätte der Bildung und der Wissenschaften und eine Erziehungsanstalt für vornehme Herren gewesen ist.

So hatte der zwanzigste Bischof von Halberstadt, Bertholdus, auch Guardolphus genannt, in seiner Jugend den ersten Grund zum Studiren in Caldenborn gelegt und seine Erziehung dort erhalten und zog sich später, zu Anfange des Jahres 1201, wieder dahin zurück, wo er auch den 21. August desselbigen Jahres gestorben ist. Sein Herz wurde in einer dasigen Capelle begraben, sein entseelter Körper aber nach Halberstadt geführt, und im dortigen Dome vor dem Kreuzaltare beigesetzt.

Von den 40 Archidiaconen, deren Namen, so wie die der Prioren, in einer fast ununterbrochenen Reihe von der Stiftung bis zur Aufhebung des Klosters aus den Urkunden sich ergeben, will ich hier nur einige näher bezeichnen:

1189 bis 1198 stand Ludolphus als Probst und Archidiacon dem Kloster Caldenborn vor. Derselbe ließ die Capelle St. Jacobi von Grund aus neu bauen, verschönerte die Capelle St. Mariä und beschenkte sie, so wie die übrigen Capellen, mit bedeutenden Legaten aus seinem Privatvermögen, zu deren Sicherstellung er mehrere Besitzungen ankaufte. Derselbe hat sich also nach dessen Stifter Wigmann um die äußere Einrichtung und innere Ausschmückung des Klosters am meisten verdient gemacht. Diese sehr bedeutende Schenkung wurde von dem obgenannten Bischofe Guardolphus durch ein im Kloster Wimmelburg abgefaßtes Diplom feierlich bestätigt.

Der letzte Archidiacon in Caldenborn, Johannes Heßler (1533 bis 1539), wurde nach der Aufhebung des Klosters Diaconus an der St. Ulrichskirche in Sangerhausen, wo er 1555 wegen Altersschwäche in den Ruhestand versetzt werden mußte.

In dem Bauernkriege hatte auch das Kloster Caldenborn sehr viel zu leiden, da sich der schon lange verhaltene Groll des umwohnenden Landvolks gegen die dortigen Mönche, die sich durch ihr epicuräisch-behagliches, nicht selten auch wohl öffentlich anstößiges Leben um die frühere Achtung gebracht und durch Eigennutz und Habsucht viele Feinde zugezogen hatten, in offenen, gewaltsamen Thätlichkeiten entlud. — Namentlich hatten sich die Einwohner von Emselohe und Riestedt zur Erstürmung und Verwüstung desselben vereinigt, wahrscheinlich weil sie vorher am meisten die drückende Nähe desselben

empfinden mußten. Sie verjagten die Mönche, schlugen Fenster und Thüren ein, ruinirten die Orgel der Kirche, raubten Kostbarkeiten und Effecten, schafften die Vorräthe von Lebensmitteln fort oder verderbten sie, trieben das Vieh weg und verübten allerlei andern Unfug. Nachdem aber die Ruhe wieder hergestellt war, setzte der Herzog Georg von Sachsen die Mönche wieder ein, und erließ Dienstag nach Trinitatis 1525 von Leipzig aus eine Aufforderung an die Unterthanen, daß sie, bei Vermeidung schwerer Strafe, dem Kloster alles Geraubte wieder zustellen, den Schaden ersetzen und dem Probste vom Neuen huldigen sollten. Die Einwohner von Emselohe und Niestedt mußten überdies bei Wiederherstellung des Klosters, zu welcher der damalige Probst 365 Gulden bei dem Kloster Hilleburgerode, jetzt Klosterode genannt, zu borgen sich genöthigt sahe, Fuhren und Handdienste leisten 5 Jahre lang; die Niestedter aber noch insbesondere, an die Stelle der von ihnen ruinirten Orgel, die aus ihrer Kirche an Caldenborn ausliefern.

Seitdem konnte indeß das Kloster bei weitem nicht wieder zu seinem vorigen Ansehen gelangen; denn dauernder, als die Bauernunruhen es vermocht hatten, wirkte die immer weiter um sich greifende Gewalt der Reformation dagegen ein, und das Interesse am Mönchsleben verlor sich immer mehr und mehr, seitdem man an der unbedingten Gottgefälligkeit desselben immer stärker zweifelte. Daher waren auch 1538 nur noch 3 Kleriker in Caldenborn vorhanden. Diesen setzte der Herzog Georg von Sachsen einen Jahrgehalt auf Lebenszeit aus, und ließ das Kloster und dessen Besitzungen durch einen weltlichen Administrator verwalten. Später, 1575, verkaufte der Churfürst August den Klostergarten und das alte Gemäuer und die Gebäude, so weit solche die Mauer in sich schließt, nebst zwei Teichen an Benno Pflug, Hauptmann zu Sangerhausen, für 400 Mßl. erb- und eigenthümlich, die in der Nähe liegenden Ländereien wurden größtentheils an Caspar Tryller in Sangerhausen verschenkt und ausgetauscht, daraus dann das Rittergut in Emselohe und die Schäferei bei Caldenborn entstanden ist, und die zahlreichen Zinsen, welche das Kloster weit und breit zu beziehen hatte, zum Amte Sangerhausen geschlagen.

So endete das vorher so berühmte und mächtige Kloster Caldenborn, das jetzt selbst in der Umgegend kaum dem Namen nach noch bekannt sein würde, wenn nicht eine Menge Ortschaften zu ihrem Leidwesen immer vom Neuen durch die sogenannten Caldenbornschen Zinsen daran erinnert würden. Dem Freunde der Vaterlandskunde aber kann sein früheres Bestehen und seine ehemaligen Schicksale unmöglich gleichgültig sein, und darum glaube ich, daß der vorstehende, vorläufige Beitrag nicht ohne Interesse wird aufgenommen werden.

O der Wandlung! — Diesen Trümmerhügel
Ließ die Zeit von jenem stolzen Bau! —
Immer mehr streckt seine breiten Flügel
Nach dem Haupt' ihm ringsum diese Au'.

Bald vielleicht stürzt diese Höhlung, unten
Altersschwach, ohnmächtig vollends ein;
Bald vielleicht ist jede Spur verschwunden
Von dem mürben, bröckelnden Gestein!

Doch im Wald steht um die kühle Quelle
Schauerlich der Mönche schwarzer Chor,
Daraus dringt um die verwaiste Stelle
Dumpf und bang ihr Grabgesang hervor.*)

*) Diese letzten Zeilen beziehen sich nämlich auf ein Echo, das mir, als ich vergangnen Winter auf den Trümmern von Caldenborn stand, von dem entblätterten Haine her entgegentönte. Es gehörte wenig Phantasie dazu, um in demselben eine recht täuschende Nachahmung eines dumpfen, schauerlichen Grabgesangs zu finden, und ich gestehe, daß es in mir unwillkührlich diese Gedankenverknüpfung hervorrief. Irre ich nicht ganz, so knüpft an diese, wohl nicht seltene Erscheinung, sich auch eine Sage verwandten Inhalts an, die sich unter dem umwohnenden Landvolke erhalten hat.

Moritz Lessing.

Wilhelmsthal.

Wer aus dem begeisternden,
Dem ewig vollen Becher der Natur,
Nie Muth und Kraft und Lieb' und Freude trank,
Der lebte nie.

Hölderlin.

Sei mir gegrüßt, sei mir zu tausendmalen gegrüßt, mit dem innigsten Gruße meines Herzens, zu reizendes Thal mit deinen lichtgrünen Wiesen, mit deinen malerischen Baumgruppen, mit deinen dunklen Waldbergen, sei mir gegrüßt, du zaubrisches Tempe, du Paradies meiner schönsten Jugendjahre! Wie lieblich, wie zaubrisch reizend liegst du da, entzückendes Zauberbild! Wie lacht Alles um dich her in Freude und Wonne! Die Berge mit ihrer stolzen Waldung, die Hügel mit ihren saftgrünen Hainen, die Thäler und Plätze mit ihren lieblichen Baumgruppen, die Wege mit ihren duftenden Blumenrabatten, die Teiche mit ihren silbernen Wellen! Komm mit mir, freundlicher Leser, reich mir die Hand, laß mich dein Führer sein, folge mir zu jenem Zauberthale.

Das Lust- und Jagdschloß Wilhelmsthal ist etwa zwei kleine Stunden von Eisenach entfernt. Die Chaussee, welche von Eisenach dahin führt, verdankt ihr Entstehen dem verstorbenen Großherzog Carl August, und zieht sich durch das romantisch schöne Frauen oder Marienthal dahin. Ach, vermöchte ich es doch, mit meiner Feder dir die Reize dieses Thales zu schildern, die hohen amphitheatralischen Felswände, die bald durch ihre Form, bald durch ihre Höhe, Abstufung und Schichten, bald durch alles dieses zusammen, den Blick fesseln, aus deren Klüften und Spalten theils grüne Bäume hervorstreben, theils Schleedorn, Himbeer- und Brombeergesträuch Guirlanden um das todte Gestein winden, und durch deren Felszacken

weidende Ziegen herumklettern, die weiße, helle, freundliche Chaussee mit ihren Baumgruppen, auf der schwer belastete Frachtwagen dahin fahren, die lichtgrünen Rasenplätze zwischen der Chaussee und den Felswänden, von denen das Schellengeläute der schmucken Kühe zu uns herüberschallt, den munteren, geräuschvoll hüpfenden Bach, der längs der Chaussee dahin fließt, und endlich den wunderherrlich azurblauen Himmel, der gleichsam auf den hohen Felsen ruhend, sich über das herrliche Thal wölbt.

Ehe wir das Marienthal aber ganz verlassen, müssen wir noch einen Blick auf einige interessante Punkte in demselben werfen.

Nur einige hundert Schritte über die Stadt hinaus gewahren wir zur Linken der Chaussee in dem jetzt Bohlschen Garten eine Grotte, die sogenannte Armenruh; dort soll der Sage nach die heilige Elisabeth zur Zeit einer großen Theuerung im Stillen Brot unter die Armen vertheilt haben. Einige Schritte weiter, ebenfalls links von der Chaussee, erblickt man an einer steilen Felswand ein colossales M., welches die Stelle bezeichnet, wo im Jahre 1805 Marie Pawlowna, Großherzogin von Weimar, als sie zum ersten Male das Fürstenthum Eisenach besuchte, von Eisenachs Bewohnern feierlich empfangen wurde. Seit dieser Zeit wurde das bisher Frauenthal genannte Thal Marienthal geheißen. Gleich neben jener Felswand, an der s. g. Milchkammer (so benannt, weil in alten Zeiten, wo die Viehzucht in Eisenach noch bedeutender und die Viehweide viel weiter ausgedehnt und reichlicher war, das Vieh gegen Mittag aus dem Innern des Waldes hierher getrieben, von den Eisenacherinnen gemolken und dann bis gegen Abend wieder in den Wald getrieben wurde), befindet sich mitten in freundlichen Gartenanlagen ein erst im Jahre 1830 von dem Böttchermeister Schellenträger neu erbautes Gasthaus, welches die Eisenacher Phantasie getauft haben und früher häufig besuchten. Nicht fern von diesem Gasthaus, zur Rechten der Chaussee, aber etwas entfernt von dieser, befindet sich an dem mit Gesträuchen bewachsenen Abhange eines Bergs eine Höhle, das s. g. verfluchte Jungfernloch.

Von dieser Höhle erzählt man mehrere Sagen, die ich dir, lieber Leser, nachstehend in der Weise, wie sie in den „Volkssagen. Eisenach 1795." S. 187 und in „Bechsteins Sagenschatz und Sagenkreise des Thüringerlandes" Bd. I. S. 119 folg. uns aufbewahrt worden sind, mittheilen will:

„Einst lebte zu Eisenach eine schöne Jungfrau mit goldgelben Haaren, die war sehr eitel, putzte sich alle Tage herrlich und wußte besonders ihre Haarzöpfe wunderschön zu flechten. Ueber Schmuck und Putz vergaß sie alle Uebungen der Frömmigkeit, Gebet und Gottesdienst, und da alle Bitten und Ermahnungen ihrer frommen Mutter nichts dagegen fruchteten, da sie fort und fort in Stolz und Hochmuth beharrte, verwünschte diese sie im frommen Eifer in jene Höhle. Alle sieben Jahre erscheint sie einmal in der Mittagsstunde, dann sitzt sie in prächtiger seidener Kleidung mit goldgelben

Haaren vor der Höhle und weint, oft hat sie wohl auch ein kleines Hündchen neben sich.

„Vor der Höhle ist ein Platz, auf dem wächst kein Gras, kein Strauch gedeihet dort, denn die verfluchte Jungfrau setzt sich gewöhnlich dahin. Auch ist es an diesem Orte nicht geheuer, und in der Höhle rauscht und brauset es oft, wie ferne Wasser.

„Einst zog ein Fuhrmann die Straße vorbei, da hörte er Jemand nießen. „Gott helf!" sprach er, und als es abermals und so noch neunmal hinter einander fort nießte, sprach er immer treuherzig sein „Gott helf!" als es aber zum zwölften Male nießte, wurde er unwillig, that einen Fluch und rief: „Nun, wenn dir Gott nicht hilft, so helfe dir der Teufel!" Da seufzte die Jungfrau tief auf und verschwand wieder in die Höhle. Hätte der Fuhrmann nur noch einmal Gott helf! gesagt, so wäre die Jungfrau erlöst worden.

„Einst hüthete am hellen Tage ein Schäfer auf dem Berge über jener Höhle, da kam seinen Schafen ein Schrecken an, wie rasend liefen sie auf dem Berge herum, zertheilten sich zum Theil, und 24 von ihnen sprangen von den höchsten Klippen herab, so daß sie theils durch den jähen Fall borsten, theils in dem Gesträuch hängen blieben, wo sie der Schäfer mit eigener Lebensgefahr rettete.

„Einst erschien die verfluchte Jungfrau einer Schäfersfrau, die ihrem Manne, der in der Nähe jener Höhle mit seiner Heerde weidete, das Mittagsessen hinaustrug, bat sie, ihr doch mit einer goldnen Bürste, welche sie ihr darreichte, das Haar zu strählen, und versprach ihr, sie reichlich dafür zu belohnen. Die Hirtenfrau willfahrtete dieser Bitte, und nachdem sie der Jungfrau die Haare gestrählt, führte diese die Hirtin in die Höhle hinein, nachdem sie dieselbe vorher bedeutet hatte, ja keinen Laut von sich zu geben. Dort beschenkt die Jungfrau die Hirtin reichlich mit Gold. Als aber diese die Höhle eben wieder verlassen will, erblickt sie am Eingange der Höhle einen großen, schwarzen Hund, darüber erschrickt die Frau heftig, schreit auf und läßt das Gold zu Boden fallen, von wo es alsbald verschwunden war.

„Einst ging eine arme Frau von Eisenach in der Nähe des verfluchten Jungferlochs in den Wald, um Holz zu lesen, und nahm ihr kleines Kind mit sich. Dieses spielte lustig im Walde, und verlief sich endlich von seiner Mutter. Alles Rufen und Suchen der Mutter im Walde war vergeblich, erst nach acht Tagen fand ein Hirte das Kind an einer Felswand von Gebüsch und Gestrippe umstrickt und gefangen. Der Hirt bringt das Kind zu seiner Mutter zurück, und als diese dasselbe fragt, wo es gewesen, wer es gespeist und getränkt? antwortet dieses: „Eine schöne Jungfrau hat mir zu essen und zu trinken gegeben und mich des Nachts warm zugedeckt."

Vor der gedachten Höhle befindet sich ein Monument, welches einem jungen Menschen errichtet worden ist, der im Juni 1808 beim Besuch dieser Höhle vom Schlage gerührt, todt darin gefunden wurde.

Beinahe am Ende des Marienthals, zur Linken der Chaussee befindet sich das s. g. Landgrafenloch, eine schauerliche, düstere Felskluft, welche erst vor einigen Jahren bequem zugänglich gemacht worden ist, und wo sich der Sage nach Friedrich mit der gebissenen Wange im Kriege gegen seinen Vater Albert den Unartigen mit seinen Getreuen einige Zeit verborgen gehalten haben soll, um von hier aus die Wartburg von der Südseite zu ersteigen und einzunehmen. Noch etwas weiter hin endlich, zur Rechten der Chaussee, befindet sich der Gehauenesteingraben oder Steinbach, jetzt zum Andenken an die Kronprinzessin der Niederlande, Anna, die dieses Thal im Jahre 1833 besuchte, das Annenthal genannt, ebenfalls eine schmalklüftige Schlucht, an deren beiden Seiten hundert Fuß hohe Felswände gen Himmel empor ragen. Am Ende der Schlucht glänzt an einer Felswand uns zum Andenken an jenen Besuch ein großes A. entgegen.

Nach anderthalbstündiger Wanderung erreicht man die Hohesonne, ein auf einer ziemlich geräumigen Ebene eines mit Waldung bedeckten Berges befindliches Jagd- und Wirthshaus. Früher nannte man diesen, von dem Rennstiege durchschnittenen Ort das hohe Kreuz, weil, wie man sagt, vor der Reformation ein Christusbild hier gestanden haben soll. Herzog Ernst August erbaute hier in den Jahren 1743—47 ein niedliches Schlößchen mit einem kleinen Thurme, auf dem eine strahlende Sonne glänzte, und hiervon erhielt dieser Ort den Namen Hohesonne. Zu Anfange dieses Jahrhunderts wurde das Schlößchen wegen Baufälligkeit abgetragen. Von der Hohensonne aus hat man durch eine durch den Wald gehauene Allee eine herrliche Aussicht nach der Wartburg, noch ein schöneres Bild eröffnet sich aber für den Wanderer auf dem nicht weit von der Hohensonne entfernten Hirschstein.

Dort, wo weit und dichtlaubig ein alter Eichbaum seine Aeste ausbreitet, öffnet sich dem Auge ein wunderherrlicher Blick in das Wilhelmsthaler Thal. Freundlich liegen tief unten die netten, reinlichen Häuser von Wilhelmsthal, aus dem maigrünen Rasengrund glizert und flimmert der See hervor, und über lichtgrüne behlumte Wiesen- und Rasenteppiche, über malerisch verstreute Gebüsche und Baumgruppen schweift das Auge bis zu den dunklen Waldbergen, die den Hintergrund schließen. — Ach, mit Wehmuth begrüße ich diese Gegend und gedenke, auf das freundliche Wilhelmsthal, das wie ein liebliches Idyll vor mir liegt, hinabschauend, einer glücklichen, vergangenen Zeit. Tage lang habe ich als Knabe, als Jüngling diese Thäler und Höhen durchwandert. O wie hob sich hier oft mein jugendliches Herz, mit welchem Entzücken habe ich hier oft auf die Welt zu meinen Füßen herabgeblickt, welche Pläne habe ich hier nicht entworfen, welche Luftschlösser nicht erbaut! — Der rauhe Hauch der Wirklichkeit hat sie alle zertrümmert, und mir ist im Leben nichts geblieben, als die Erinnerung an eine schöne, harmlos, heiter und frei verlebte Jugend. Ach, stets füllten Thränen meinen Blick, so oft ich später im Leben jene Räume wieder betrat, und des nur zu schnell entschwundenen Glücks meiner Jugend gedachte. —

Von der Hohensonne führen zwei Wege nach Wilhelmsthal. — Die Chaussee und ein angenehmer schattiger Fußweg. Verfolgt man die Chaussee, so gewahrt man kurz vor Wilhelmsthal eine hohe abgesprengte senkrechte Felswand, an der man auf einer eingefügten schwarzen Marmortafel mit goldenen Buchstaben folgendes, von dem verstorbenen Geheimenrathe Thon in Eisenach gefertigte Chronostichon:

Des WohLthaetJgen HerrsChers kraeftJges Wort Gab Den WanDerern hJer SJChere Strasse AVs WÜsten GebÜrgen.

liest. Schlägt man dagegen den interessanteren Fußweg ein, so wandelt man im Schatten dunkler, hoher Buchen dicht an einer wunderherrlichen Felsgrotte vorüber, über einen behlümten Wiesengrund und durch ein Nadelholzwäldchen nach Wilhelmsthal hin.

Vor dem Jahre 1711 hieß die Wilhelmsthaler Gegend Wintershausen; es befand sich nur eine Wildschauer hier. Herzog Johann Wilhelm von S. Eisenach aber unternahm ums Jahr 1711 die Erbauung eines eigentlichen Lustschlosses. Dieser Bau wurde mit vielem Eifer betrieben, die herzogliche Familie selbst munterte einigemal durch Handarbeit dabei auf, und in dem kurzen Zeitraume weniger Jahre entstand das Hauptgebäude, der schöne künstliche See und andere Anlagen. Jetzt vertauschte der Ort zur Erinnerung an seinen Erbauer den Namen Wintershausen mit Wilhelmsthal. Wilhelmsthal wurde späterhin auch mit einem weitläuftigen Thiergarten umgeben, der einige tausend Acker in sich faßte, und in dem unter andern auch weißes und indianisches Wildpret unterhalten wurde. Auch waren sechs Zughirsche vorhanden, mit denen Herzog Johann Wilhelm bei kleineren Reisen gewöhnlich fuhr. Diese schaffte Herzog Wilhelm Heinrich aber wieder ab, weil sie ihn in Lebensgefahr brachten. Eines Tags nämlich, wo derselbe bei drückender Gluth mit den erhitzten Hirschen von Marksuhl in Wilhelmsthal anlangte, eilten dieselben unaufhaltsam, von Durste getrieben, nach dem großen Teich, und nur ein gewagter Sprung aus dem Wagen befreite den Herzog von der Gefahr des Ertrinkens.

Durch den verstorbenen Großherzog Karl August ist Wilhelmsthal eigentlich erst zu einem harmonischen Ganzen umgeschaffen, von ihm sind die Gebäude vermehrt und herrliche Parkanlagen mit Grotten und Wasserfällen, Baumgruppen und Blumenfeldern, Wiesenflächen und Felsparthien in reizender Abwechselung geschaffen worden.

Die im Ganzen höchst einfachen, aber saubern und netten Hauptgebäude von Wilhelmsthal verbindet im langen Viereck ein schöner mit Kies belegter Platz mit Rasenrondeln und Baumgruppen. Dicht daran ist ein großer runder steinerner Brunnen, in dessen Mitte auf einem Postament eine Nymphe, von zwei Delphinen umgeben, ruht. Den Brunnen umkränzen hochstämmige, hundertjährige Fichten. Im natürlichen Styl ist ringsum der lachende Wiesenplan mit Blumenbosquets und Baumgruppen geziert, und in der Ferne vom duftig-

grünen Walde eingerahmt. Breite, mit Blumenrabatten eingefaßte Pfade verbinden die entlegensten Punkte mit einander. In einiger Entfernung von den Hauptgebäuden liegt das Waldhaus und ein freundliches Schweizerhäuschen. Vorn drängt sich der sanfte und glänzende Wasserspiegel des Sees, belebt von verschiedenen Wasservögeln, mit seiner bunten, blumigen Halbinsel zwischen Wiese und Wald ein, und bildet am Ausflusse, von colossalen Granitblöcken herab, einen schäumenden, tosenden Wasserfall. Oestlich über dem See befindet sich der Gasthof, und zwischen diesem und dem See hindurch zieht sich wie ein breites Band die fränkische Chaussee. Rundum endlich ist Wilhelmsthal von einer herrlichen Laub- und Nadelholzwaldung eingehüllt, wo alle Nüancen von Grün in den herrlichsten Schattirungen abwechseln. Durch diese Waldung führen eine Menge Wege und Spaziergänge zu immer neuen, bald düstern, bald freundlichen Aussichten, deren jede ihre eigenthümlichen, von der andern verschiedenen Reize hat.

Robert Hahnemann.

Bremberg und Königsberg.

In dem Baierischen Landgericht Haßfurth, in dem ehemaligen Haßgau, einem Unterbezirk des alten fränkischen Gau's Grabfeld, unweit des Sachsen-Meiningenschen Städtchens Königsberg, erheben sich auf einem von Laubgehölz bedeckten Berggipfel die Ruinen von Bremberg. Durch dichtes Waldgesträuch und über herabgerollte Steinmassen muß sich mühsam seinen Pfad der Wanderer bahnen, der bei dem Flecken Hohenhausen oder bei dem nahe daran gelegenen Dorfe Alten-Bremberg emporklimmt zu der steilen Anhöhe. Die sehr bedeutenden Burgtrümmer liegen versteckt, und sind vor der dichten Waldung kaum sichtbar. Düster und unheimlich schauen sie hervor aus der furchtbaren Wildniß. Desto freundlicher aber ist die Aussicht von jenem Berge, der unter allen benachbarten der höchste ist, und rings umgeben von kräftigen Eichen, die ihre Riesenhäupter stolz emporheben. Die Waldung zieht sich größtentheils nach Königsberg hin, und bildet einen ernsten dunkeln Vorgrund zu den dahinter liegenden Dörfern und Ortschaften. Von Norden nach Osten hin zieht sich, in bläulicher Ferne verschwindend, der Thüringerwald, nach Süden hin erblickt das umherspähende Auge den Steigerwald, nach Westen hin das Rhöngebirge.

Groß und erhaben ist die Veste Bremberg noch in ihren Trümmern. Für ihre ehemalige Festigkeit spricht sowohl ihre Lage, als die vier dunkeln schwärzlichen Ringmauern. Von sehr beträchtlicher Höhe, bilden sie ein langes, geregeltes Viereck. Spuren von Abtheilungen und Gewölben und mehreren kleinen Fensteröffnungen lassen die Bestimmung von Wohngebäuden ahnen. Ein Mauerbruchstück, nördlich an den Ecken dieses Baus, scheint der Ueberrest eines viereckigen Thurms zu sein, aus welchem von dem äußern Thor ein kleineres in das Hauptgebäude führt. An das letztere stieß südlich ein zweiter viereckiger Bau, minder groß, doch mit ziemlich hohen Wänden.

Jedenfalls scheint der Umfang der Burg, nach den noch vorhandenen Ueberresten, sehr bedeutend gewesen zu sein. Wahrscheinlich richtete man sich bei der Erbauung der Gebäude nach der ursprünglichen Gestalt des Berges. Auf der Oberfläche desselben findet man noch Spuren von Gewölben und unterirdischen Gängen.

Die wenigen historischen Nachrichten, die sich von der Veste Bremberg erhalten, stimmen darin überein, daß ihre Bewohner Raubritter gewesen, allgemein gefürchtet in der Umgegend. Sie war der Stammsitz eines weiland mächtigen Geschlechts. Ihr Ursprung verliert sich in das Dunkel der Vorzeit. Schon im Jahr 1158 erwähnt eine Urkunde der Grafen vom Bremberg. Nach einer spätern vom Jahr 1168 ward die Burg auf Kaiser Heinrichs II. Befehl geschleift, weil ihre Besitzer Raub und Plünderung zu ihrem Gewerbe machten, und namentlich in stetem Unfrieden und in hartnäckiger Fehde lebten mit dem Bisthum Würzburg. Nach einer vielverbreiteten Volkssage soll Bremberg zwar erst im Bauernkriege 1525 zerstört worden sein. Dafür findet sich aber kein historischer Beleg, und es ist wohl eher anzunehmen, daß sie schon länger als sieben Jahrhunderte in Schutt und Trümmer gelegen.

Etwa zwei Stunden von Bremberg südöstlich liegt das alte Schloß Königsberg auf einem mit Laubholz bedeckten Berge, zu welchem man durch einen anmuthigen Eichenhain gelangt, der sich durch eine fruchtbare Ebene hinzieht. Am Fuße jenes Berges, der die Ruinen der Veste Königsberg trägt, liegt das gleichnamige Sachsen-Meiningische Amtsstädtchen. Die Anhöhe, auf welcher weiland die Burg gestanden, ist nicht unbeträchtlich, und die Aussicht daher schön und weit, besonders auf den Thüringer- und Steigerwald und auf das Rhöngebirge. In ziemlicher Ferne, bei Ostheim vor der Rhön, zeigt sich die alte Bergveste Lichtenberg, das Castrum Zilanum bei Zeil, der am Fuße des Steigerwaldes gelegene Zabelstein, die Ufer des Mains und einzelne Dörfer und Städte, unter ihnen besonders Haßfurth mit seinen Kirchen und Thürmen, und die Kapelle bei Grubach. Ganz in der Nähe aber steigt die alte Kirche der Stadt Königsberg empor, mit ihrem schönen gothischen Thurm. Auf der andern Seite des Bergs ruht der Blick theils auf Weinbergen, theils auf Waldungen.

Nur wenige Trümmer sind noch übrig von der alten Veste Königsberg, die nach einer späterhin mitzutheilenden Nachricht sich in den funfziger Jahren noch in vollkommen baulichen Zustande befunden. Eins der ältesten Theile war der Heidenthurm, eine Art von Burgwarte. Die Mauern dieses Thurms waren 10 Werkschuh dick. Der innere Umfang war im Durchschnitt etwa neun, der äußere zwanzig Schuh. Er stand mitten im Burghofe, ward jedoch 1635 vom Blitzstrahl gespalten, 1641 abgebrochen, und die Steine wurden zu dem Bau des Schlosses Stoeln verwendet. Diesem Thurm zunächst stand die alte Kemnate (domus orminata), die 1596 mit einem Kostenaufwande von 1156 fl. erneut, doch 1611 abgebrochen

ward. Ihre Stelle vertrat ein neues Gebäude, von der Herzogin Dorothea Maria von Sachsen-Weimar errichtet, die darin während der Weinlese des Jahrs 1614 mit einem Prinzen gewohnt haben soll. Auch diese Kemnate erinnert durch ihre Bauart an die Zeiten Kaiser Heinrich des Voglers, wo man anfing, Burgen oder Schlösser mit gewölbten festen Vorrathshäusern und Kellern zu versehen. Mitten im Hofe war ein 97 Klafter tiefer Brunnen, der 1716 zugewölbt ward, um den Schloßhof zu erweitern, weil die Landesherrschaft während des Herbstes sich gewöhnlich dort aufzuhalten pflegte. Damals hatte der Brunnen eine Tiefe von 193 Schuh. Gleichzeitig ward der Hof gepflastert und der Brunnen mit einer Platte bedeckt, auf welcher die Jahreszahl 1716 befindlich.

So schildert Krauß in seiner Sächsisch-Hildburghäusischen Landesgeschichte (1753) die Beschaffenheit der Burg Königsberg: „Das Bisherige, schreibt er, habe ich als Zeugnisse des Alterthums erwähnt. Nun aber melde ich, daß dem gedachten neuen Bau gegenüber ein großes steinernes Gebäude steht, drei Stockwerk hoch, in welchem ostwärts die Schloßkirche ist, welche obgedachte Frau Dorothea Maria, Herzogin zu Sachsen-Weimar, 1615 hat errichten lassen. — Ueber dieser Kirche ist ein großer Saal, welcher die Länge und Breite des ganzen Baues hat, auf welchen man aus den fürstlichen Gemächern kommen kann, über den hohen Gang, der 1617 erbaut worden. Der ordentliche Zugang aber zu diesem Saal ist die steinerne Wendeltreppe in dem achteckigen Thurm an dem gedachten Bau. Dieser Thurm wird der kleine Schloßthurm genannt, und ist 1657 oben mit einer Glocke und Uhrwerk versehen worden. — Diese Gebäude, welche um den innern Schloßhof herum stehen, sind mit einer hohen Mauer umgeben, zwischen welcher und den besagten Gebäuden mittagwärts noch ein schmaler Hof rings umherläuft. An dieser Mauer sind sechs Rundeln gebaut, drei an der mittäglichen und drei an der mitternächtlichen Seite, deren zwei zur Wohnung, nebst einem Nebengebäude für den Beamten eingerichtet sind. Zwischen diesen beiden Runden ist vor Alters die Einfahrt in das Schloß über eine Brücke gegangen. Weil aber die Mauer von dem Röhrbrunnen, der nächst am Thor gestanden, wandelbar wurde, und 1716 reparirt werden mußte, auch das Schloß durch dieses Thor leicht zu erobern war — wie denn 1643, den 18. Mai, eine kaiserliche Parthei das Schloß überrumpelte, einnahm und plünderte, und die fürstlichen Commissarien, welche im Namen Herzog Ernst's von Gotha die Erbhuldigung einnehmen sollten, gar übel tractirte — so wurde auf hochgedachten Herzog Ern's Befehl die Einfahrt geändert, die hohe Brücke an den Ort, wo jetzt das große Thor ist, gebaut, das alte Thor aber zugemauert. Unter dieser großen Fahrbrücke sind 1666 zwei hohe Joche neu aufgebaut worden. Gegen die Stadt zu aber geht man durch eine Pforte über eine hölzerne Zugbrücke. — Die äußere Mauer um den Schloßgraben ist von 1490—1511 erbaut worden, und der Steinmetz bekam von 20 Ruthen 80 fl. und jeder Taglöhner 12 Pf. vom Handreichen. Vorher war statt der äußern Mauer ein Zaun

rings herum, an welchem 1491 zweihundert und sechzehn Personen bearbeitet und die Kost empfangen. In den Jahren 1658—1660 ist der im Kriege ruinirte verfallene Röhrenbrunnen, in dem Poppenklinger, oberhalb des Schafhofes, mit einem Kasten gefaßt, und durch Röhren wiederum vor das Schloß, dann weiter nach der Kellerei geleitet worden. — Vom Schlosse hinab bis an das obere Stadtthor liegen 269 steinerne Staffeln, auf welchen man bequemlich hin und wieder gehen kann. Von den äußern Schloßmauern bis an die Stadtmauern gehen zwei lange Mauern auf beiden Seiten, wodurch die unten am Schloßberg liegende fürstliche Kellerei und das nicht weit davon stehende alte Burghaus wie mit einem Triangel umschlossen und verwahrt worden. Außerhalb dieser Mauern, an der Mittagsseite, liegt der sogenannte Gräfenberg oder fürstliche Weinberg u. s. w."

Vor etwa einem halben Jahrhundert ward noch wöchentlich in der Schloßkapelle Gottesdienst gehalten. Die innere Einrichtung der Burg läßt sich, nach den noch vorhandenen Ueberresten, nicht genau angeben. Es ist nichts weiter erhalten, als die Hälfte des achteckigen Thurms, nebst einigen Mauerstücken der innern Gebäude, ein Theil des im Erdgeschoß gewölbten Heidenthurms, die Bogen der Brücke über den tiefen, zum Theil ausgemauerten Graben, und einige Ueberreste der Ringmauer. Von einem Brunnen findet sich keine Spur mehr. Durch ein Mauerstück verschüttet ist der unterirdische Gang, der das Rathhaus in der Stadt Königsberg mit der Burg verbunden haben soll. Sie scheint eine von den zahlreichen Vesten gewesen zu sein, von wo aus sich die Herrschaft der Grafen von Henneberg über ihre weitläufigen Besitzungen erstreckte. Es gab im Mittelalter viele Burgvogteien in jener Gegend, wie Rauneck, Kobenstein, Lauringen, Mainberg, Rügheim, wo das Rügegericht des ganzen Gaus gehalten ward. Unter jenen Burgen scheint Königsberg als die Oberreichsvogtei den Vorrang behauptet zu haben, weil die Henneberger Grafen in dem Gau Grabfeld geboten. Wahrscheinlich besaßen sie Königsberg als Burgherren und Burggrafen. Vielleicht erhielt das adelige Geschlecht von Künsberg den Namen von jener Burg, die noch heut zu Tage von den Landleuten Künsberg genannt wird, und die Künsberger waren vielleicht vor den Grafen von Henneberg im Besitz jener Veste. Nach einer noch erhaltenen Urkunde vom Jahr 948 forderte Ernst von Künsberg mehrere Ritter und Edle zur Theilnahme an einem Turnier auf, das zu Schweinfurt am Main, „nächsten Sonntag nach Lichtmeß 952" gehalten werden sollte.

Nach einer Urkunde vom Jahr 1533, in welcher Kaiser Ludwig der Baier gestattete, daß ein Wochenmarkt auf der Burg Königsberg gehalten werden könne, wird Berthold, der erste gefürstete Graf von Henneberg, als der Besitzer jener Veste genannt. Früher scheinen die Herren von Salza sie pfandschillingsweise inne gehabt, doch wieder ausgelöst zu haben, laut einer Urkunde vom Jahr 1329. In einem Lehnbriefe, den der Kaiser Friedrich im Jahr 1456 dem Chur-

fürsten Friedrich von Sachsen ertheilte, wird ebenfalls der Veste Königsberg gedacht. Im Jahr 1547 nahm der Markgraf Albrecht von Brandenburg das Schloß und die Stadt Königsberg in Besitz, und ward im Februbr 1549 damit belehnt von dem Kaiser Carl V. Im Jahr 1688 fiel das Amt Königsberg dem Herzog Ernst, dem Stifter der Hildburghausischen Linie anheim. Er befahl, die Jahrseinkünfte zur Ausbesserung des baufälligen Schlosses zu verwenden, das jedoch späterhin immer mehr in Verfall gerieth. Zu bedauern ist, daß sich nur so wenige Nachrichten erhalten haben, von dieser weiland hochberühmten Burg, die der Frankenkönig Chlodio eine geraume Zeit bewohnt haben soll. Eine alte, aber sehr mittelmäßige Abbildung der Veste Königsberg befindet sich in dem von Rudolph herausgegebenen Werke Gotha diplomatica.

Heinrich Doering.

Das Nonnengespenst zu Gehofen.

Ein solches Thier,
Als zu Gehofen ehedessen
Die Küch' im Edelhof besessen,
Dies sind Gespenster, glaube mir!

Gellert.

Eine halbe Stunde von Schönewerda und zwei Stunden von Heldrungen liegt friedlich in der Flur das Dorf Gehofen. Der Ort war vordem berühmter als jetzt, man findet in alten Chroniken gar oft seinen Namen, und im 13ten Jahrhundert und später gab es ein adeliges Geschlecht, welches von ihm den Namen führte. In einem Diplome, welches Graf Heinrich von Stolberg im Jahre 1297 dem Kloster Oldisleben wegen einer Hufe Landes bei Capellendorf ausstellt, hat sich ein Hermann von Gehofen als Zeuge unterschrieben; — die Bauern, welche sich bei Frankenhausen versammelt hatten, stachen den Maternus von Gehofen, — den einzigen Sohn eines alten Vaters, — der sich unter den Gesandten befand, welche die Fürsten an die Bauern schickten, auf Münzers Befehl nieder. Schon vor dem Aussterben dieser Familie ist jedoch der Ort in fremde Hände gekommen, denn die Grafen Ernst von Hohenstein und Günther von Mannsfeld kauften ihn, nebst Artern und Bockstedt, im Jahre 1449 von Bruno, edlem Herrn von Querfurt; er blieb aber nicht lange bei ihnen, da im Jahre 1498 ein Ritter Hanns von Harras und später die Herren von Eberstein als seine Besitzer angeführt werden. — Bekannter jedoch, als durch seine historischen Beziehungen, ist Gehofen durch eine Gespenstergeschichte geworden, welche sich hier zutrug, und die, so seltsam, abentheuerlich und unglaublich sie auch

erscheinen mag, durch Zeugen beschworen und aktenmäßig erhärtet und beglaubigt ist.

Es war am 9. October des Jahres 1683, als die Gattin des damaligen Besitzers von Gehofen, Frau Philippine Agnes von Eberstein, ein schmerzhaftes Kneipen an Händen und Armen empfand. Die Edeldame wandte sich um, gewahrte nicht das Geringste, empfand aber bald das Kneipen in viel stärkerem Maße, und vernahm ein leises, sich nach und nach verstärkendes Geflüster. Erschrocken horchte die Dame auf und hörte die von einem unsichtbaren Wesen gesprochenen Worte: „Erschrick nicht, ich will dein Glück! Gehe diesen Abend um sechs Uhr hinab auf den Hof, da wirst du einen großen Schatz erblicken, der dir bestimmt ist. Vergiß es nicht und komm!"

Die Eberstein schauderte, da sie aber nichts wieder vernahm, glaubte sie, geträumt zu haben, und ging um die bestimmte Zeit nicht hinab auf den Hof. Kaum aber war die bezeichnete Stunde vorüber, so empfand sie das Kneipen und Drücken ärger denn zuvor. Sie vernahm bittere Vorwürfe, ernste Drohungen und abermalige Aufforderungen, auf dem Hofe zu erscheinen und den Schatz zu heben.

Als Frau von Eberstein, welche sehr furchtsamer Natur und außerdem durch anhaltende Nachtwachen am Bette ihres kranken Eheherrn ganz kraftlos und erschöpft war, demungeachtet den Forderungen des Gespenstes keine Folge leistete, trat dasselbe am 12. October zum ersten Male in sichtbarer Gestalt zu ihr. Es war eine kleine, zartgebaute Nonne in weißer Kleidung, war auf dem Haupte mit einem rothen Kreuze bezeichnet, trug ein Paternoster in der Hand, und hatte, nach damals üblicher Sitte, ein weißes Vorstecktüchlein vor dem Munde. Sie erschien nun sowohl bei Tage, als bei der Nacht, winkte, drohete, knipp und trieb die Edelfrau fast zur Verzweiflung.

„Was widerstehst du meinen Bitten?" sprach das Gespenst. „Thue, was ich verlange, und zwar bald, denn ich lasse doch nicht eher von dir ab. Nur du allein kannst den Schatz heben, und dann habe ich Ruhe. Ich bin eine des Geschlechts von Trebra,*) dieser Edelhof, der „das Trebraische Gut" hieß, war einst mein Eigenthum, und ich vergrub in wilder Kriegszeit an die Stelle, wo jetzt die Capelle erbaut ist, einen bedeutenden Schatz. Du sollst und mußt ihn heben! Was willst du dich fürchten? Du sollst am hellen Tage kommen, kannst deinen Beichtvater und deine sämmtlichen Hausgenossen mitbringen, und zum Zeichen, daß du kein böses Werk treibst,

*) Anmerkung: Die Schenken von Trebra werden oft unter den Schenkenfamilien von Tautenburg, von Apolda, von Dornburg, Prießnitz und Saleck genannt, und sind noch heute in der Gegend angesessen.

dabei beten und singen. Zwar wacht ein schwarzer Hund bei dem Schatze, aber es soll dir kein Leid widerfahren, und so bald du nur eine Schürze oder ein Tuch auf den Ort, wo der Schatz befindlich ist, werfen willst, will ich augenblicklich den Hund ergreifen, ihn aus dem Thore führen und nimmer wiederkehren. Wenn du den Schatz in Händen hast, so gieb den Armen davon und vergiß der Kirchen und Klöster nicht; du behältst ja immer noch einen bedeutenden Reichthum, und die drei Ringe, welche du finden wirst, werden dem Eberstein'schen Geschlechte beständiges Glück bringen; auch soll deine Tochter nach vier Jahren abermals einen Schatz heben!"

Dies und Aehnliches redete das Gespenst, und warum nun Frau von Eberstein die ihr so leicht gemachte Hebung des Schatzes nicht ausführte, sondern sich lieber die heftigsten Gewaltthätigkeiten zufügen ließ, läßt sich auf keine Weise erklären. Sie folgte den Bitten des Geistes nicht, obgleich sie den Schatz schon einmal ganz nahe neben sich erblickte, und nur nöthig gehabt hätte, ein Kleidungsstück darauf zu werfen. Als sie nämlich einst über den Hof nach der Capelle gehen wollte, trat das Nonnengespenst mit den flehendlichsten Gebehrden zu ihr, zeigte ihr den Schutthaufen, bei dem der Schatz unter einem großen Steine lag, hielt sie beim Rocke fest und bat sie mit verzweiflungsvollen Mienen, nur etwas auf den sich offen zeigenden Schatz zu werfen, es möge auch sein, was es wolle. — Für ihr unsinniges Widerstreben ward sie nun aufs Härteste gepeinigt, — sie mußte Höllenschmerzen erdulden, schauderhafte Gesichte sehen und fast das Leben einbüßen. Die Gestalt wich nicht mehr von der Seite der Eberstein, die nun in tiefe Schwermuth verfiel und heftige Convulsionen und Paroxysmen erlitt.

Einmal war die Nonne besonders zornig und verlangte die Bestrafung einiger muthwilliger Schulbuben, welche ihr in der Kirche befindliches Bild mit Ruthen gestrichen hatten. Nachdem der Spuk länger als ein Vierteljahr gedauert hatte, fuhr Frau von Eberstein einst, — es war am 19. Januar — mit einigen Anverwandten zu Schlitten nach Bachra; da stand der Geist drohend an der Brücke, die Edelfrau aber griff nach einigen bei sich habenden Pistolen, und schoß in der Verzweiflung nach ihm, machte aber das Uebel dadurch nur ärger, denn der Geist wurde nun immer zorniger, plagte die Frau auf das Empfindlichste, schlug sie auf Brust, Mund und Wangen, warf sie hoch in die Luft, hielt ihr, wenn sie schreien wollte, den Mund zu, warf sie zu Boden, legte sich wie ein centnerschwerer Alp auf sie, setzte sich dann neben die bis zum Tode Erschöpfte, sprach ihr mit christlichem Troste zu, und betete ihr, wie höhnend, Liederverse aus dem Gesangbuche vor.

Verwandte, Freunde, Bekannte und Geistliche sammelten sich um die Dulderin, und suchten ihr, da sie kein Gespenst sahen, einzureden, ihre körperliche Schwäche und natürliche Reizbarkeit lassen sie Gestalten sehen, die in der Wirklichkeit nicht vorhanden wären. Mit tiefem Seufzen wünschte sie, daß dem so sein möchte, betheuerte

aber, daß sie wirklich und wahrhaftig den Geist sehe, und ihr kleines Töchterchen, welches noch nicht reden konnte, blickte und zeigte immer nach der Stelle, wo das Nonnengespenst weilte.

Endlich mochte es aber dem Geiste doch klar werden, daß er bei der Frau von Eberstein nichts ausrichten würde, er nahm daher plötzlich und für immer Abschied. Dies geschah am Sonntage Quasimodogeneti des Jahrs 1684, und die erfreute Edeldame, die nun nichts Schreckliches mehr sah und hörte, ließ in der Kirche vor der ganzen Gemeinde dem Herrn danken, daß er ihrer fast unerträglichen Qual ein Ende gemacht habe.

Diese merkwürdige Geschichte machte zu ihrer Zeit ungemein viel Aufsehen, beschäftigte Gelehrte und Ungelehrte, Gläubige und Nichtgläubige, und setzte viele Federn in Bewegung. Es erschien darüber ein eigener, historischer Bericht, und außerdem ist hier und da gelegentlich davon die Rede. Der Verfasser der alten und neuen thüringischen Chronika vom Jahre 1729 erzählt die Geschichte mit einigen Abänderungen, sagt z. B.: daß das Gespenst eine des Geschlechts von Werthern gewesen sei, läßt dasselbe erst 1686 weichen u. s. w. — In Bechsteins Sagenschatze des Thüringerlandes findet man diese Sage im vierten Bande, S. 99 sq.

Obgleich die Frau von Eberstein ihre Quälerin nie wieder erblickte, scheint dieselbe doch ihre Ruhe noch immer nicht gefunden zu haben, denn man spricht in Gehofen, daß noch jetzt bisweilen auf dem Edelhofe ein Mönch und eine Nonne gesehen würden, auch oft einen so gewaltigen Lärm in den Ställen und auf den Böden erregten, daß das Vieh davon scheu würde und sich wie unsinnig gebehrdete.

E. Duval.

Der hohe Petersberg bei Halle.

— — Wohlgelegen war dies Stift,
Man sieht von seiner Schwelle weit umher
Die Städt' und Burgen, Flüß und Feld und Hain,
Und allen Reichthum dieser schönen Welt
So freundlich und so blühend hingelegt,
Daß, wem nicht alles Erdenglück erstarb,
Wem nicht die Hoffnung ganz entwurzelt war,
Hier an der Pforte noch umkehren mußte.

Uhland.

Seid mir gegrüßt, ihr ehrwürdigen Trümmer, viel tausendmal seid mir gegrüßt, nach langer, vieljähriger Trennung! Wie fühlt sich mein Inneres so wunderbar bewegt bei euerem Anblicke. Oft schon dachte ich an euch zurück, an die Zeit, wo ich in der Blüthezeit meines Lebens auf euch manchen frohen Tag, manche Freudenstunde verbrachte, bald im Kreise trauter, lieber Freunde, bald allein in stiller, einsamer Feier der Natur. — Manches Jahr liegt zwischen dem Damals und Jetzt; — die goldenen Stunden der harmlosen Fröhlichkeit sind lange verronnen; nur im bleichen Schatten der Erinnerung traten sie noch zuweilen vor meine Seele; — aber jetzt, da ich euch wiedersehe, ihr alten Mauern, jetzt erwachen all die verklungenen Freuden, der Frühling sproßt wieder in meiner Brust, süße Töne der Wehmuth beben in den Saiten meiner Seele; ich sehe wieder den blauen Fluß und die friedlichen Dörfer, die blühenden Auen und die waldigen Berge; der blaue Himmel blickt mich wieder an, wie in den Tagen meiner Jugend, und die frische Bergesluft küßt wieder meine Wangen! — Es ist Alles wieder, wie sonst es war! —

Und wie ist doch Alles wieder so anders! — Ich blicke umher nach den Freunden, die mich damals umgaben; nach den Brüdern auf Tod und Leben, mit denen ich hier fröhlich war; ich rufe ihre vieltheuren Namen, aber Niemand antwortet, Niemand erscheint! — Einige sind in weiter Ferne zu Aemtern und Ehren gelangt, Andere leben, im Lande zerstreut, als Prediger, Aerzte und Lehrer, Viele hat die wilde Woge des Lebens von dem Ziele weit hinweggespült, das sie damals so heiß ersehnten, die Meisten aber sind verschollen, Niemand kann mir sagen, ob sie noch leben; — ich stehe allein an der alten Stelle. Keiner der Lieben begegnet mir, Keiner reicht mir traulich die Hand, — es hat sich Vieles, — Vieles geändert! — —

O, es waren schöne Abende, wenn wir, eine fröhliche Schaar, die Thore von Halle verließen und nach dem hohen Petersberge zogen, den man, von der Stadt aus, in drei Stunden erreicht. Die Mauern und Thürme des Klosters glühten im Scheine der sinkenden Sonne, ein zarter Duft lag auf der Gegend rings umher, und auf den Gipfel des Berges gelagert labten wir uns an der herrlichen Aussicht, und genossen das herrliche Schauspiel, den flammenden Sonnenball hinter die dunkeln Waldspitzen des Harzes hinabtauchen zu sehen. Im nahegelegenen Wirthshause wurde, so bald die kühle Nacht aus den Thälern heraufstieg, ein heiteres Mahl verzehrt, und Niemand dachte daran, dem Schlafe auch nur ein Stündchen zu opfern. Es wurde geplaudert, oder ein heiterer Sang angestimmt, oder in den Fremdenbüchern geblättert, welche, da sie Denksprüche und Verse von Menschen aus allen Weltgegenden und eine Unzahl bekannter Namen enthalten, gar nicht uninteressant sind.*) War aber die Nacht warm und schön, so blieben wir im Freien. — Noch gedenke ich eines schönen sommerwarmen, blauen Septembertages, an dem ich den Berg allein bestieg, um von ihm Abschied zu nehmen, denn mein Triennium war verronnen. Damals fühlte ich recht tief, daß Trennung, auch von leblosen Gegenständen, bitterlich schmerze. In einen Fensterbogen des hohen Chors gelagert, blickte ich noch einmal hinab auf die liebe, bekannte, herrliche Gegend, die mir noch nie so reizend erschienen war, als an diesem Tage. Zu meinen Füßen erstreckten sich, im goldenen Abendschimmer, des gesegneten Landes Gauen in weiter, unabsehbarer Ferne, — liebliche Thäler, bewaldete Höhen, der Städte hohe Thürme, der Dörfer hellrothe Dächer mit rauchenden Schornsteinen, und die in bläulichen Duft gehüllten Riesenconturen der Berge. — In den Zweigen der Bäume sangen die Vögel ihre Abendvesper zu dem Glöcklein, welches aus den Ruinen ertönte, und ihr ernster, feierlicher Ton, so wie der milde Herbstabend, stimmte mein Gemüth zu süßer Wehmuth.

*) Mancher Student fand darin seinen Vater und Großvater. Als vor mehreren Jahren ein hallischer Student den Namen seines Vaters suchte und fand, las er bei dessen Namen: »Was ist der Bursche ohne Geld?« — Er nahm in stillem Nachdenken seine Schreibtafel aus der Tasche, schrieb sich Datum, Jahreszahl und Pagina des Buches hinein und brach in die Worte aus: »Warte, Alter.« —

Leise ward ich hier umweht
Von geheimen, frohen Schauern,
Gleich als hätt' ein fromm Gebet
Sich verspätet in den Mauern.

Scheidend grüßet hell und klar
Noch die Sonn' in die Capelle,
Und der Gräber stille Schaar
Liegt so traurig vor der Schwelle.

Freundlich schmiegt des Herbstes Ruh
Sich an die verlass'nen Grüfte;
Dort, dem fernen Süden zu,
Wandern Vögel durch die Lüfte.

Alles schlummert, Alles schweigt,
Mancher Hügel ist versunken,
Und die Kreuze stehn geneigt
Auf den Gräbern — schlafestrunken.

Und der Baum im Abendwind
Läßt sein Laub zu Boden wallen,
Wie ein schlaferzriffnes Kind
Läßt sein buntes Spielzeug fallen. —

Hier ist all mein Erdenleid
Wie ein trüber Duft zerflossen;
Süße Todesmüdigkeit
Hält die Seele hier umschlossen.

Als es dunkel geworden, wanderte ich dem Wirthshause zu, aber an seiner Schwelle scholl mir ein vollstimmiger Gesang entgegen und scheuchte mich zurück. Das Wirthshaus wimmelte von fröhlichen Musensöhnen, welche so eben eingetroffen waren. Es war mir unmöglich, in ihren Jubel einzustimmen, — ich beschloß, umzukehren und die Nacht in der Ruine zu verbringen. Zwischen den Mauern der alten Kirche setzte ich mich auf einen Stein. Es ward still und immer stiller um mich her, das Schweigen der ganzen Natur verbreitete einen Zauber um mich her, der Sinn und Geist gefesselt hielt; — ich entschlief.

Da war es mir, als rege sich etwas im dunkeln Hintergrunde. — Ein seltsames Geräusch schlug an mein Ohr, und zwischen dem Gemäuer ward es lebendig. In der Kirche richteten sich empor die Steingestalten, welche am Boden liegen, und blitzten im wunderbaren Glanze wie Stahl; aus den Nischen und den Vertiefungen traten Gestalten; die Todten des großen Gottesackers, welcher die Ruine umgibt, richteten sich auf, nicht in wildem, schauerlichem Gewirr, sondern in ernster, feierlicher Stimmung, mit zu den Sternen

erhobenen Blicken und mit gefalteten Händen; von den Urnen und Grabmählern her kamen sie gezogen, Ritter und Landleute, wie sie in buntem Gemisch auf der luftigen Höhe schlummern, geführt von lieblichen Kindern in Engelshüllen und rosigen Angesichtern. Ihnen entgegen aber quoll von vielen tausend Wachskerzen ein blendender Lichtglanz, und aus der Tiefe des Gotteshauses ein heiliger, majestätischer Orgelton. Vor dem Hochaltare stand der heilige Petrus, der Patron des Klosters, den goldenen Himmelsschlüssel in den Händen, um ihn her die todten Aebte in ihren glänzenden Stolen und Meßgewändern, und die alten Mönche mit ehrwürdigen Apostelhäuptern. Neben mir aber erblickte ich viele ernste Männer und Frauen mit blassen Gesichtern. Allen voran eine edle, ritterliche Gestalt, neben ihm ein züchtiges Frauenbild und hinter ihnen viele Ritter und Edle. Es war Markgraf Conrad von Meißen und seine Gemahlin Lucardis, umgeben von ihren Söhnen und Befreundeten.

Erschrocken fuhr ich empor; ich rieb mir die Augen, ob ich recht gesehen, und als ich wiederum umblickte, war Alles verschwunden! Die Thürme und Mauern ragten wie sonst in die Luft, und Alles stand, wie ich es immer gesehen.

Bewegt von der sonderbaren Erscheinung, nachsinnend, ob ich das Alles wirklich blos geträumt, taumelte ich, halb erstarrt von dem Sitzen auf kaltem Gestein und von den Schauern der kühlen Herbstnacht, hinaus ins Freie! — —

Noch feierte Alles still, bis zuerst die Bewohner des hohen Thurms, die gespenstigen Raben, durch den frischen Morgenwind geweckt, ihre Stimmen erhoben, und dann in der Tiefe auch die Lerche erwachte und ihr Morgenlied sang. Aus den dichten Wolken, welche im Osten standen, blickte das Auge des Morgens, der Wind erhob sich kräftiger, zerstreute das Nebelgewölk, welches auf der Erde lagerte, und vergönnte dem trunkenen Auge, jede Schönheit des großen Landschaftsbildes unverschleiert zu betrachten, und in den Reizen der höchst ausgebreiteten Aussicht zu schwelgen.

Der Petersberg, welcher in den ältesten Zeiten Lutterberg (Lauterberg, mons serenus) hieß, ist 1125 Fuß hoch und besteht aus Porphyr, in dem man hier und da Flußspath und Hornblende findet. Da er allmählig emporsteigt, scheint er, aus der Ferne gesehen, viel großartiger, als in der Nähe betrachtet, wo er einem aus Felsstücken aufgethürmten Hügel gleicht. Da er aber, hinsichtlich der Höhe, in einem ziemlich weiten Umkreise keinen Nebenbuhler hat, so ist er der Stolz der Gegend, und wird überaus häufig besucht.*) An sei-

*) Nicht übel charakterisirt A. G. Eberhard den Berg im Fremdenbuche des Petersbergs auf folgende Weise:

Im Saalkreis ist der Petersberg
Ein respectabler Riese,
Der in dem Alpenparadiese
Ein armer, kleiner Zwerg
Voll kleiner Steine hieße.
Es kommt es auf den Ort nur an,
Zu sein ein groß oder kleiner Mann.

nem Busen liegen fruchtbare Gärten, Saatfelder, üppige Wiesen und Gehölze, durch welche hin ein Fußsteig und ein Fahrweg auf seinen Gipfel führen. —

Die Aussicht ist in der That sehr schön, und man erblickt, wenn der Himmel klar ist, einige vierzig Städte, ohne die vielen Schlösser, Flecken, Meiereien und unzähligen Dorfschaften, — einen Raum, auf dem eine Million Menschen lebt. Man übersieht den ganzen Saalkreis, das Stift Merseburg, die Anhaltinischen Fürstenthümer, den größten Theil von Thüringen, die Grafschaft Mannsfeld, einen bedeutenden Theil des Harzgebirges, das Magdeburgsche, Halberstädtsche und Meißnische. Um nur einige Orte anzuführen, welche man auf diesem köstlichen Panorama erblickt, so sieht man gegen Morgen: Landsberg, Delitsch, Bitterfeld, Zörbig, Radegast, Eilenburg, Wurzen und den Hubertsburger Wald, so wie etwas weiter nördlich die Städte Dessau, Coßwig und Wittenberg; gegen Mittag: Halle mit der bald im Sonnenschein blitzenden, bald zwischen Gesträuch verschwindenden Saale; die Haide, links den Badeort Lauchstädt, daneben Schafstädt, seitwärts Merseburg mit seinem berühmten Dome, dahinter Lützen, wo Gustav Adolf fiel, seitwärts Weißenfels, davor die seit 1757 wohlbekannten Roßbacher Höhen, und weiterhin, links, — Leipzig; gegen Abend: Wettin, Löbejün, Rothenburg, Gerbstädt, Alsleben, Sandersleben, Eisleben, Freiburg, die Berge im Mannsfeldschen und Anhaltinischen, und das Harzgebirge, über welches der Brocken majestätisch emporragt; und gegen Mitternacht: die Städte Cönnern, Köthen, Zerbst, Bernburg, Aken, Calbe, Barby, Salza, Schönebeck und — in weiter, dämmernder Ferne — das hochgethürmte Magdeburg.

Obgleich die oben angegebene Höhe des Berges nicht allzubeträchtlich ist, so hat man doch hier manches Schauspiel, wie es anderwärts nur der Brocken und ähnliche bedeutende Berghäupter gewähren. So ist z. B. die Gegend, besonders im Frühjahr und im Spätherbste, sehr häufig in Nebel gehüllt. Sie scheint dann ein ungeheurer, wogender See, aus dem sich der Petersberg wie eine Insel erhebt. — Wenn Gewitter heranziehen, so theilen sie sich gewöhnlich vor dem Berge, und ziehen rechts oder links an demselben vorüber, was einen um so herrlicheren Anblick gewährt, weil man das ganze Gewitter vom Anfang bis zum Ende beobachten kann. — Diejenigen Gewitter, welche in gerader Richtung über den Berg ziehen, sind überaus schwer und verheerend. Man erinnert sich eines solchen, nach welchem man von der Höhe des Petersberges zwanzig Feuersbrünste in der Umgegend zählte. — Ferner gilt er, eben so wie der Brocken, als Wetterverkündiger, und wenn, wie das Volk sich ausdrückt, „der Pfarrer auf dem Petersberge Taback raucht, so kann man gewiß sein, daß es Regen gibt.“

Auch das Klima ist von dem im Thale gar sehr verschieden. Wenn die Obstbäume in dem nahe gelegenen Dörfchen Trelitz bereits mit Blüthen prangen, müssen die Bewohner des Petersberges noch acht oder vierzehn Tage warten, und im März und April kann

man sich mit einigen Schritten aus dem heißen Klima in das kalte versetzen. In den beiden genannten Monaten trifft es sich nämlich sehr oft, daß, bei dem heitersten Sonnenschein, ein scharf schneidender Ostwind weht. Tritt man dann an die Ecke des alten Thurmes, so ist man kaum im Stande, die Kälte auch nur Eine Minute zu ertragen, thut man aber nur zwei Schritte, von Mitternacht nach Abend zu, so befindet man sich auf einem überaus behaglichen, sehr warmen Plätzchen.

Ihren Wasserbedarf finden die Bewohner des Berges an seinem nördlichen Abhange, wo sich eine natürliche Felsenhöhle von etwa 14 Fuß Tiefe befindet, die man mit Mauerwerk und Stufen versehen hat, und welche ein sehr reines, gesundes und wohlschmeckendes Wasser liefert, das man mit der Hand erreichen und schöpfen kann. Ist feuchte Witterung, so läuft das Wasser über, was für die Bergbewohner eine sehr angenehme Erscheinung ist. Kömmt aber ein trockener Herbst und darauf ein harter Winter, so ist die Noth groß, und das Wasser nimmt allmählig so ab, daß man oft das Gefäß hinsetzen und warten muß, bis sich etwas gesammelt hat. In solchen Zeiten müssen die Leute oft eines einzigen Eimer Wassers wegen, trotz Glatteis und Schneegestöber, in die nahgelegenen Dörfer Trelitz und Frößnitz hinab und ihren Bedarf mit unendlicher Beschwerde auf die Höhe schleppen. In früherer Zeit war ein besonderer Treiber angestellt, der das Wasser auf einem Esel heraufführte.

Der Berg trug, nach den einstimmigen Berichten alter Chronisten, bereits in heidnischen Zeiten eine Burg, nach Andern: einen Götzentempel; vielleicht beides zugleich. Die Römer sollen später den Berg noch mehr befestigt und einen Tempel zu Ehren der Bellona darauf erbaut haben, wie man aus dem Namen „Blonsberg" (Bellona's Berg) den eine Anhöhe noch jetzt führt, und aus der Blonsberger Mark beweisen will. Der hintere Theil der kleinen Kirche gegen Mitternacht soll noch ein Stück des alten Götzentempels sein, und der Mönch des Klosters Petersberg, Conrad, von dem wir noch eine von Maderus herausgegebene Chronik haben,*) sagt ausdrücklich: daß früher hier oben Satansdienst getrieben worden sei. (Antiquus hostis jam ab illo monte per institutionem Dominici Servitii deturbatus erat). Auch nach der Sage des Volks hauste der Teufel auf dem Berge und warf, als die Kirche in Sennewitz gebaut wurde, einen Felsblock herab, um sie zu zertrümmern. Der Wurf geschah aber zu kurz, die Kirche blieb unverletzt, und der Stein, in dem man noch die Abdrücke der fünf Krallen des Teufels

*) An dieser Chronik, welche gewöhnlich dem Mönche Conrad, der sich selbst Presbyter Lauterbergensis nennt, zugeschrieben wird, haben ohne Zweifel Mehrere gearbeitet, da man deutlich einen verschiedenartigen Stil bemerkt. Das Manuscript brachte im dreißigjährigen Kriege ein Soldat dem Canzler Schwarzkopf in Braunschweig zu Kauf, auf welche Art es wunderbar erhalten wurde. Schwarzkopf gab das Manuscript dem damals berühmten Rector Mader zu Schöningen, der es auch 1665 zu Helmstädt in Quart herausgab. Cf. Struvii Biblioth. Saxonica p. 239. sq.

flecht, blieb daneben liegen, (cf. Dreyhaupt Beschrb. des Saalkreises Th. II.). Später nahm der heilige Petrus von dem Berge Besitz, und das Volk glaubte: er habe seinen beständigen Wohnsitz auf demselben aufgeschlagen, sähe sich im Lande um, „was die Leute Gutes machten", ob sie fromm wären und sich zum christlichen Glauben hielten, und es wäre sein eifrigster Wunsch, daß ihm auf der Höhe eine Kirche gebaut werden möchte. — Dies geschah auch endlich durch den Grafen Dedo von Wettin, einen Bruder des nachmaligen Markgrafen Conrad von Meißen, im Jahre 1124, unter Kaiser Heinrich V. Regierung, zur Zeit, als Calixt II. auf dem päpstlichen Stuhle saß und Ruccard von Veltheim Erzbischof von Magdeburg war. Er konnte aber den Bau nicht vollenden, denn er hatte ein Gelübde gethan, nach dem gelobten Lande zu ziehen, und nachdem er sich, auf Bitten des Erzbischofs Norbert von Magdeburg, mit seiner Gemahlin Bertha von Groitsch, die von ihm verstoßen worden war, ausgesöhnt hatte, reiste er ab, kehrte aber krank zurück, verehrte dem im Entstehen begriffenen Kloster ein in Silber gefaßtes Stück vom heiligen Kreuze, und starb bald darauf. Schon vor seinem Tode hatte er seinen Bruder, den Markgrafen Conrad von Meißen, zum alleinigen Erben eingesetzt, ihm aber die Vollendung des Klosters, welches er zu bauen angefangen, zur heiligsten Pflicht gemacht; welche auferlegte Verpflichtung Conrad auch auf das Treueste erfüllt hat.

Die schon von Dedo erbaute kleine Kirche war dem heiligen Petrus geweiht worden, und es geschahen in derselben sehr viele Wunder (cf. Chron. Mont. Seren. p. 9. 10. 11.); im J. 1128 ward der Grund zu der großen Klosterkirche gelegt, und in derselben der von Dedo mitgebrachte und in Silber gefaßte Kreuzrest aufbewahrt. —

Markgraf Conrad hat, nebst seiner Gemahlin, das Meiste bei der Stiftung dieses Klosters gethan, und man kann sie daher Beide mit Recht als die Stifter und Hauptwohlthäter desselben ansehen. Zuerst schenkte er demselben 120 Hufen Landes, von denen ein großer Theil in der Grafschaft Eilenburg lag (woher es kommt, daß noch heute viele Bürger zu Eilenburg und in der Umgegend, welche Petersbergsche Lehen und Zinsgüter besitzen, den Zins an das Amt Petersberg entrichten müssen), später noch die Capelle zu Löbejün mit 26 Hufen, die Capelle zu Ostrau mit 4 Hufen, die Kirchen zu Zörbig, Eilenburg und Niemeck, und den gegen Morgen am Berge liegenden schönen Wald, zu welchem Allen seine Gemahlin 18 Hufen zu Hitzendorf, 13 zu Salzmünden, 6 zu Udene, 6 zu Buzedal, 2 zu Pelli und anderwärts hinzufügten, so daß sie dem Kloster zusammen 280 Hufen geschenkt hatten, außer dem Kirchenschmucke, den Heiligthümern, Kleinodien und alle dem, was in eine Kirche gehört. Der Confirmationsbrief ist im Jahre 1156 in lateinischer Sprache ausgefertigt.

Im Jahr 1136 war der Bau des Klosters bereits beendigt, aber da Conrad nicht anwesend war, so unterblieb die Einweihung bis zum Jahre 1155, wo sie mit Zuziehung Wichmann's des Erzbischofs

von Magdeburg, — welcher ein Graf von Seeburg im Mannsfeldschen und ein Sohn von Conrads Schwester, Mechtild, war; — und Gerungs, des Bischofs von Meißen, feierlichst begangen wurde. Bei dieser Gelegenheit befahl Conrad, den Berg, worauf das Kloster stand, nicht mehr „Lauterberg", sondern „Petersberg" zu nennen. (cf. Melissantes: Erneuertet Alterth. p. 289). Den Probst Herminold sandte er nach Rom zu Papst Honorius II., meldete diesem die Stiftung und Dotirung des Klosters, und bat um Bestätigung mehrerer Punkte, unter denen auch folgende waren:

1) das Kloster solle die freie Wahl eines Probstes haben;
2) er, seine Söhne und Nachkommen sollten sämmtlich auf dem Petersberge begraben werden, und
3) seine Familie solle die Schutzgerechtigkeit über das Kloster ausüben, und der Aelteste der Familie jedesmal die Inspection haben; doch sollte das Kloster nie befestigt werden.

Der heilige Vater willigte in Alles, was Conrad verlangte, und Herminold brachte die päpstliche Confirmation sogleich mit zurück.

Der Patron des Klosters war zwar der heilige Petrus, aber die Mönche und der ganze Convent waren Canonici regulares des Augustinerordens, wie das Bittschreiben an den Papst Honorius ausdrücklich sagt: „daß die Canonici nach der Regel Augustins Gott daselbst freiwillig dienen, freie Conventwahl unter sich haben und unmittelbar unter dem Papste stehen sollten." In Sachen, welche unmittelbar von einem Bischofe verrichtet werden mußten, standen sie unter dem Erzbischofe von Magdeburg, der auch das Recht hatte, die erledigten geistlichen Beneficia anderweitig zu vergeben, wenn der Probst die Stellen nicht zu bestimmter Zeit mit würdigen und tauglichen Candidaten besetzt hatte. Daher geschahe es, als Probst Johannes einen Pater aus seinem Kloster in die Niendorpsche Kirche, welche zum Petersberge gehörte, einsetzte, daß der Erzbischof von Magdeburg einen andern an dessen Stelle setzte, mit dem Vorgeben: „es sei dies Recht nunmehr auf ihn gefallen, weil der Probst nicht zu rechter, bestimmter Zeit den vacanten Platz einem würdigen Subjecte gegeben, zumal die eigentlichen Pfarrdienste ohnedem nicht für die Klostergeistlichen gehörten." Da Probst Johannes diesem widersprach, und den neuen Pfarrer, als er ihm begegnete, vom Pferde herunterwarf, that ihn der Erzbischof in den Bann, weil er sich an einem Geistlichen gewaltthätiger Weise vergriffen hätte.

Weil die Mönche des Petersklosters unmittelbar unter dem Papste standen, nannten sie sich: „Nächste Unterthanen des heiligen römischen Stuhls," und zinseten für diese Vergünstigung jährlich einen Goldgülden.

Wie viel Ordensglieder das Kloster gewöhnlich gezählt, wird nirgends erwähnt,*) aber ihre Zahl war gewiß nicht gering, da

*) Ob anfänglich auch Nonnen, die nachher nach Gerbstädt versetzt worden und im J. 1246 sorores conversae auf dem Petersberge gewesen, wie Albinus in seiner Meißnischen Chronik, pag. 603, angibt, ist durch andere Beweise nicht dargethan.

daſſelbe ſo ungeheure Einkünfte hatte, und Conrads Kinder und Nachkommen dieſelben immer noch vermehrten. Beſondere Wohlthäter des Petersberges waren: Otto, Markgraf von Meißen, Dietrich, Markgraf zu Lauſitz, Dedo, Conrads dritter Sohn, Graf Heinrich von Wettin, Ulrich von Wettin und Andere. Welch ein ſchönes Leben die Bewohner des Peterskloſters führten, kann man z. B. aus einem noch aufbewahrten Küchenzettel aus der Faſtenzeit erſehen, der hier, der Curioſität wegen, eine Stelle finden mag:

Sonntag:

Mittag: Mandelſuppe, Karpfen, Treugheiß, Erbsgemüſe, Stockfiſch.
Abends: Bierſuppe, Stockfiſch, Lachs, gebratener Aal, Grützgemüſe, Siedheringe, Feigen, Mohnmilch, Alte Weiber.

Montag:

Grützſuppe, ruſtige Heringe mit Sauerkraut, Karpfen in der Brühe, Rübengemüſe und Lachs.

Dienſtag:

Bierſuppe, Bratheringe, kalte Erbſen, Aal, Krautgemüſe und Stockfiſch.

Mittwoch:

Ruſtige Heringe mit Zwiebeln, Hanfſuppe oder Stricke, Karpfen, Grützgemüſe, Stör.

Donnerstag:

Grützſuppe, Bratheringe mit kalten Erbſen, Aal in der Würze, Rübengemüſe, Lachs mit Zwiebeln.

Freitag:

Ruſtige Heringe mit Zwiebeln; Erbsſuppe, Karpfen in der Würze, Stockfiſch und Krautgemüſe.

Sonnabend:

Bierſuppe, Bratheringe mit Erbſen, Lachs in der Brühe, Grützgemüſe, Feigen, Siedheringe oder andere Speiſefiſche.

Offenbar müſſen damals einige Fiſcharten, wie Lachs, Stör und dergleichen, in hieſiger Gegend wohlfeiler und in größerer Menge zu haben geweſen ſein, als in jetziger Zeit, denn die Mönche beſchwerten ſich über das öftere Lachseſſen und verlangten: man ſolle ihnen nur zwei- oder dreimal wöchentlich Lachs geben, weil ſie ſich ſolchen zum Ueberdruß gegeſſen hätten, ſchickten auch ihren Probſt Walther im Jahre 1201 nach Rom, und wirkten durch ihn beim Papſte Innocenz für ihr Kloſter die Freiheit aus, in der Faſten Fleiſch eſſen zu dürfen. (cf. Chron. M. S. p. 70 und 71).

Mit Aufzählung der einzelnen Vorgeſetzten und Pröbſte, obwohl ſie faſt alle namentlich bekannt ſind, wollen wir den Leſer nicht beläſtigen; es ſollen hier nur diejenigen, welche etwas Bemerkenswerthes gethan oder erlebt haben, eine Stelle finden.

Unter Probſt Eckhardt bat Hedwig, Tochter eines böhmiſchen Fürſten Theobald und Wittwe Graf Friedrich des Aeltern, den Convent, auf dem Petersberge ein Haus bauen zu dürfen, in welchem ſie, entfernt von dem Geräuſche der Welt, ſtill und friedlich leben

könnte; es wurde aber ihr Gesuch abgeschlagen, weil sie wegen unkeuschen Lebens berüchtigt war. Hedwig nahm diese Zurückweisung sehr übel, warf einen unversöhnlichen Haß auf die Mönche des Petersberges und stiftete, um sie zu ärgern und ihnen Schaden zu thun, das Kloster Brene.

Der Probst Walther (1191—1205) hat die Einkünfte des Klosters sehr vermehrt und vortrefflich Haus gehalten, kaufte in Othmarisdorp eine Wiese und fünf Hufen Land, in Köckern drei Hufen, in Groitsch neun Hufen, in Kobirshagen sieben Hufen, baute die Allodialgüter zu Groitsch und Lobisdorf, hielt auf letzterm 150 Stück großes und sehr viel kleines Vieh, und baute die Mühle zu Torgau, deren Grund und Boden Graf Ulrich von Wettin für einen goldenen Kelch gegeben, den er früher dem Kloster geschenkt, nachher aber bei den Juden in Halle versetzt hatte, wo er weggekommen war.*) — Durch die Unvorsichtigkeit eines Soldaten, den die Mönche aus Mitleiden in ihr Krankenhaus aufgenommen hatten, und welcher, wegen eben herrschender großer Kälte, ein zu großes Feuer angemacht hatte, entstand in der Nacht des 31. Augusts 1199 Feuer, welches so um sich griff, daß das ganze Kloster, nebst der großen Kirche und dem Thurme, in unglaublich kurzer Zeit bis auf die Mauer niederbrannte, wobei nur die kleine Kirche und die alte Capelle gegen Mitternacht, obwohl sie mitten im Flammenmeere standen, zu allgemeiner Verwunderung erhalten wurden Probst Walther ließ in einem Zeitraume von zwei Jahren Alles wieder aufbauen und in den vorigen Stand setzen, und der Chronist des Klosters kann nicht fertig werden, ihn zu loben; fügt aber auch hinzu, daß mit dem alten Kloster auch alle Gottesfurcht, „welche die Mönche etwa noch vorräthig gehabt," gleichsam verbrannt und verloren gegangen, und an deren Statt ein überaus gottloses Leben unter den Mönchen eingerissen wäre, wie denn überhaupt nach seinem Tode († 1205) alles Unglück seinen Anfang genommen.**) Im Jahre 1222 und in den folgenden Jahren ist es auf dem Petersberge so übel und ruchlos zugegangen, daß die Mönche mit ihren Vorstehern nicht nur in beständigem Hader gelebt, sondern auch einen Vorsteher, Namens Johann, vergiftet, ein überaus unsittliches Leben geführt, in Karten und mit Würfeln gespielt, sich öffentlich geschlagen und recht freies, ja ärgerliches Leben geführt, welcher Unordnung mit vieler Mühe hat müssen abgeholfen werden.

Zur Zeit der Reformation, im J. 1540, wurde dieses Kloster von Herzog Heinrich von Sachsen, welcher „der Fromme" genannt wird, reformirt und secularisirt. Er verwandelte es in ein weltliches Amt, und ließ die daselbst befindlichen Mönche theils bis zu ihrem Tode mit dem nöthigen Unterhalte versehen, theils ließ er ihnen,

*) Der Jude in Halle, bei welchem Graf Ulrich von Wettin diesen goldenen Kelch versetzt hatte, wurde eines Nachts überfallen, ermordet und beraubt. Da der Kelch ebenfalls mit gestohlen war, entschädigte Ulrich das Kloster durch jenes Stück Land zu Torgau.

**) Er sagt: hujus viri terminus ecclesiae sereni montis multorum malorum principium fuit.

wenn sie es wünschten, ein Gratial reichen, und gab ihnen die Erlaubniß, zu reisen, wohin sie Lust hätten. Magister Augustin Bernreit aber wurde zum ersten evangelischen Prediger auf dem Petersberge ernannt. Dieser erhielt einen gewissen Gehalt von den geistlichen Gestiften, und die übrigen Einkünfte wurden zur churfürstlichen Kammer geschlagen, wobei es bis zum J. 1697 blieb. In diesem Jahre verkaufte König August von Polen, als König von Sachsen, das Amt Petersberg „mit allen dazu gehörigen Regalien, landesfürstlichen Hoheiten und Territorialgerechtigkeiten, der Lehn- und Weltlichkeit, desgleichen mit allen und jeglichen Mannschaften, geistlichen und weltlichen Lehnschaften, Leuten, Dörfern, Holzungen, Wildbahnen, Weiden, Wasserläuften, Wassern, Bergwerken, Ehren, Rechten, Würden, hohen und niedern Gerichten, Grenzen, Gütern, Renten, Zinsen, Nutzen, Gülten und Zubehörungen, gesuchte und ungesuchte, gangbare und ungangbare, was solche auch für Namen haben, sammt allen andern dahin gehörigen Gerechtigkeiten, nichts davon ausgeschlossen," erb- und eigenthümlich an den Churfürsten Friedrich I. von Brandenburg für 40,000 Thlr., und wurde Alles den 10. März 1698 den brandenburgischen Commissarien übergeben, auch die Beamten, Geistlichen, Bedienten und Unterthanen an dieselben gewiesen. Durch ein Rescript vom 19. März 1698 wurde das Amt Petersberg dem Herzogthume Magdeburg einverleibt, und am 15. Mai 1699 vom geheimen Rath und magdeburgschen Regierungskanzler von Jena die Huldigung angenommen. Uebrigens hatte das Amt mit Magdeburg nichts zu thun, denn die Unterthanen erlegten ihre Steuern und andern Abgaben an den Beamten.

Schon in frühern Jahren waren von den ehemaligen Klostergütern bedeutende Stücken verloren gegangen; jetzt kam abermals Vieles davon hinweg, da viele Dörfer und Güter zum Amte Torgau geschlagen oder auf andere Weise abgerissen wurden. Das, was beisammen blieb, war aber doch immer noch so beträchtlich, daß gleich der Erste, welchem das Amt Petersberg in Pacht gegeben wurde, jährlich eine Summe von 4000 Thalern zahlte, da zum Amte sehr gutes Land gehörte, so wie viele Wiesen, Weiden und Triften, dazu Lehnen und Zinsen weit umher, bestehend in Geld, Getreide, Salz, Wachs, Federvieh, Eiern u. s. w., welches Alles aus mehr denn hundert Orten im Magdeburgschen und Sächsischen, ja bis nach Torgau und Eilenburg hin, erhoben wird.

Bis zum Jahre 1726 wohnten die Pächter auf dem Berge, da aber das Amthaus oder das sogenannte Schloß sehr baufällig war, die Oekonomiegebäude zum fernern Gebrauch fast untauglich waren, das Auf- und Abfahren von Holz und Getreide viel Beschwerde machte, und besonders der Mangel an Wasser immer fühlbarer wurde, so wurden die Amtsgebäude größtentheils abgerissen und unten an den Berg verlegt. Es ist zu beklagen, daß bei dem Abbruche des alten Amthauses ein Basrelief verloren ging, welches von allen ältern Beschreibern des Petersberges als ein Meisterwerk geschildert wird. In einem großen Saale zu ebener Erde, welcher der Mönchssaal

hieß, und in dem im 17. Jahrhundert Churfürst Johann zu Sachsen dreimal Tafel gehalten, befand sich nämlich an der Mauer gegen Mitternacht das Kloster Petersberg in halberhabener Arbeit so abgebildet, wie es in der Zeit seines höchsten Glanzes gewesen. Dabei waren noch vier andere Klöster mit ihren Stiftern und Wohlthätern zu sehen, und zwar auf folgende Art:

1) Markgraf Conrad, im Mönchshabit, lag knieend vor dem heiligen Petrus, der mit dreifacher Krone auf dem Haupte, einen großen Schlüssel in der Hand und im päpstlichen Ornat dasaß, und übergab ihm das von ihm gestiftete Peterskloster. Eben so waren abgebildet:
2) Markgraf Otto mit dem Kloster Zelle bei Freiberg,
3) Markgraf Dietrich mit dem Kloster Dobrilugk in der Lausitz,
4) Graf Dedo mit dem Kloster Zschillen an der Mulde, und
5) Graf Friedrich mit dem Kloster Brene oder Buch.

Die Namen dieser Stifter und Klöster waren oben über den Figuren in Mönchsschrift zu lesen. Dies Basrelief ließ der Magister Gueinzius, Diakonus an der Marktkirche zu Halle, durch einen Maler, Rüdiger, mit vielem Fleiß und großer Genauigkeit copiren, da er den Plan hatte, eine Beschreibung des Petersberges herauszugeben, und jene Zeichnung zu seinem Werke in Kupfer stechen zu lassen; er ist aber sammt dem Maler gestorben, ohne daß das bereits angekündigte Werk erschienen wäre. — Mit Lebensgefahr, indem die oben herabhängenden Balken jeden Augenblick herabzustürzen drohten, zeichnete später der Pastor Erdmann zu Kütten das Bild, so gut es werden wollte, ab, dessen Zeichnung der Geheimerath von Dreyhaupt in seiner Chronik — Tom. II. p. 865 — angebracht hat.

Was das säcularisirte Kloster selbst betrifft; so schlug im J. 1565, bei einem heftigen Gewitter, der Blitz in dasselbe, und brannte, da kein Wasser zum Löschen vorhanden war, bis auf die Mauern ab. Seit dieser Zeit liegt es in Ruinen. Man sieht noch jetzt an dem großen Thurme Risse, welche theils vom Blitzstrahl, theils von der schrecklichen Hitze beim Brande herrühren. Für ein Wunder wurde es gehalten, daß die Bildsäule des heiligen Petrus oben an der Mauer, zur Rechten des großen Chors, unbeschädigt stehen geblieben war, und es wurden, zum Andenken an dieses Ereigniß, an der linken Seite der Thormauer folgende Verse in einen Stein gehauen:

Dum Sacer Augustus Gothanam destruit arcem,
Haec sacra destructa est fulminis igne Domus.
Petra suum Petrum defendit. Vindice dextra,
In mediis flammis sic tego, Christe! tuos!

Nach einer alten Uebersetzung:

Als Churfürst August ließ das Schloß bei Gotha schleifen,
Ließ Gott den Donnerstrahl auf dieses Kloster streifen;
Doch Petrus fand allhier bei seinem Felsen Schutz,
So sei auch du, Herr Christ, der Deinen starker Arutz!

Der Brand wird in diesen Versen gewissermaßen als eine Strafe Gottes geschildert, weil Churfürst August vom Kaiser in der bekannten Grumbachschen Sache den Auftrag erhalten hatte, das prächtige Schloß Grimmenstein bei Gotha zu verwüsten.

Hat man einige alte Schilderungen des Klosters gelesen, so kann man aus den noch stehenden Ruinen so ziemlich die einzelnen Theile des ehemaligen Baues herausfinden, der größtentheils aus dem hiesigen Porphyr*) ausgeführt ist, obwohl auch Steinarten darunter sind, welche von fernen Orten hergebracht sein müssen. Die Bauart ist die byzantinische.

Gegen Abend hat die Probstei gestanden mit einem Thurme und den dazu gehörigen Nebengebäuden, das Krankenhaus und die Badestube. Nicht weit von der Badestube befand sich ein tiefer, wohlausgemauerter Brunnen, der zwölf Ellen tief war, aber, theils weil er wenig Wasser gab, theils weil alle Beschauer Steine hineinwarfen, verschüttet wurde.

In derselben Gegend, aber nach Morgen zu, stand die große Kirche mit daranstehendem Glockenthurme, der mit einem schönen, wohlklingenden Geläute versehen gewesen sein soll. An den innern, dies- und jenseitigen Mauern, zwischen denen später die jetzige Pfarrkirche quer durchgebaut wurde, stehen noch die beiden großen Portale, welche vorher mit dem Schiffe der Kirche in Verbindung gestanden. Das hohe Chor, in welchem der hohe Altar stand, ist ein Portal mit einer gewölbten Kuppel, an der man noch die Traube mit dem eisernen Haken sieht, in welchem die ewige Lampe hing, und an der Ecke rechts an der Seite steht das steinerne Bild des heiligen Petrus in Lebensgröße auf einem Piedestal, jedoch übel zugerichtet, mit der Hand nach dem Hochaltar zeigend; aus welcher Stellung man gemuthmaßt hat: es müsse an dem Orte, nach dem er deute, ein Schatz verborgen sein. — Es waren übrigens drei Altäre in dieser Kirche.

Neben diesem hohen Bau befinden sich sowohl zur rechten, als zur linken Seite zwei kleinere, niedrige Kreuzgewölbe, mit offenen, gewölbten Bögen, „in denen die Mönche Chor zu halten und die Horas zu singen pflegten." Zwischen der großen Kirche aber und der Probstei, da wo jetzt ein leerer und geräumiger Platz zu sehen ist, war ehedem der eigentliche Kreuzgang, mit schönen Quadersteinen belegt, von dem aber jede Spur verschwunden und dessen Boden mit Schutt bedeckt ist.

An derselben Stelle, nach der Abendseite des großen Thurms, war ein verborgener Gang, der bis zum Dorfe Kroseck geführt haben soll. In jenem Dorfe befand sich noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die andere Oeffnung zu diesem Gewölbe, welches unter-

*) Von diesem Porphyr ließ der Amtmann Fassauer einige Stücken schleifen und poliren und sandte sie nach Berlin, was Veranlassung gab, daß später hier ein Steinbruch angelegt wurde.

sucht wurde, wobei es sich zeigte, daß dasselbe nach dem Petersberge führte.

Gegen Mitternacht stand die kleine Kirche mit dem daran gebauten Thurme. Diese Kirche ist eben das Gemäuer, welches früher den Götzentempel gebildet haben soll.

Hier breitet sich ein geräumiger Gottesacker aus, auf den vier Dörfer ihre Todten begraben, was dem Berge einen eigenen, schwermüthigen Reiz verleiht. Dem Himmel nah schlummern sie hier in stillem Frieden, und ihre friedlichen Gräber schauen, süße Ruhe verheißend, hinab auf die blühende Welt und auf die Dörfer, in denen ihre Lieben weilen, in denen sie arbeiteten und schafften und manche schwere Last trugen.

Hier eben aber ruhen nun
Sie friedlich aus von allem Thun,
Wie wir, wenn Regen stürmt und Wind,
Im Stübchen wohl geborgen sind.

Hier muß es sich gut schlafen den letzten Schlaf, hier auf diesem schönen, freien, von der frischesten Luft umwehten Gottesacker, wo Blumen und Blätter den Gräbern entsprießen, wo ein grüner Rasenteppich den Berg überzieht, wo unter blühenden, schattigen Bäumen die Ruhenden ihrer Bestimmung entgegenschlummern, und wo uns das schmerzhafte Bild unserer Vergänglichkeit durch das holdeste Lächeln der Natur versüßt wird.

Die alten Oekonomiegebäude haben, sammt dem Provianthause, östlich gestanden, und im J. 1740 fand sich noch davon ein großes und langes, auf Pfeilern ruhendes Gewölbe. Es finden sich von diesen Gebäuden noch einzelne Ruinen, besonders die sogenannte Klippe, weil das Gemäuer aus der Ferne einer solchen ähnlich sieht. Ein früher hier wohnender Amtmann, Fassauer, ließ die Gewölbe der Klippe zu Wohnungen einrichten, und vermiethete dieselben, nebst andern Gewölben, an arme Familien. Als ich einst, von dem Berge herabsteigend, an diesem Theile der Ruine vorüberkam, und ein junges Weib mit einem blühenden Kinde auf dem Arme in einer dunkeln Spalte dieses alten Gemäuers stehen sah, mußte ich unwillkührlich an die Worte des Dichters denken:

Natur! du ewig keimende,
Schaffst Jeden zum Genuß des Lebens,
Hast deine Kinder alle mütterlich
Mit Erbtheil ausgestattet, einer Hütte.
Hoch baut die Schwalb' an das Gesims,
Unfühlend, welchen Zierrath
Sie verklebt.
Die Raup' umspinnt den goldnen Zweig
Zum Winterhaus für ihre Brut;

Und du flichst zwischen der Vergangenheit
Erhabne Trümmer
Für dein Bedürfniß
Eine Hütt', o Mensch —
Genießest zwischen Gräbern! —
Leb' wohl, du glücklich Weib! —

Gegen Mittag befand sich das eigentliche Klostergebäude mit seinen Zellen und Wohnungen für die Kloster- und Ordensleute. Es wurde dasselbe, gleich nach der Secularisation, zur Amtsökonomie eingerichtet, und als es größtentheils abgerissen und unten an den Berg verlegt ward, ebenfalls von armen Miethsleuten bewohnt.

Das ganze Kloster war ehedem mit einer hohen Mauer umgeben, von der man hier und da noch einige Ueberbleibsel bemerkt.

Die beiden Thore, von denen das westliche „das Schloßthor", das östliche „das Schulthor" hieß, haben noch im Jahre 1740 gestanden.

Fast von allen den Gebäuden, welche hier genannt sind, befinden sich noch, und zum Theil bedeutende, Ueberreste, obwohl Manches, was noch Jahrhunderten Trotz geboten hätte, bei Verlegung der Amtsgebäude an den Berg abgerissen wurde. Die Ruine, und besonders der hohe Thurm, ist eine wahre Zierde der Gegend, aber sie ist seit einigen Jahren sehr mürbe geworden, die Zeit hat mit ehernem Fittig an die festen Wände geschlagen, daß sie zerborsten, und in den klaffenden Mauerspalten sitzt nun die Vergänglichkeit, freut sich ihres gelungenen Werkes, und blickt hohnlächelnd nach den Inschriften der Säulen, welche hier und da aufgerichtet sind, und dem Wanderer die warnenden Worte zurufen: „Gefahr droht dem Nahenden!"

Wenn du, lieber Leser, die neue Abbildung des Petersberges (Erfurt, bei Körner) vor dir hast, so stellen sich dir die Ruinen, welche heute noch stehen, von der Ostseite dar. Den vordersten Theil derselben bildet der schöne Rest des hohen Chors, den hintersten Theil der hohe Thurm, welcher weit in das Land hinausschaut und aus weiter Ferne gesehen wird. Wenn dieser Thurm einst zusammenbricht und mit seinen schweren Steinmassen das ihn umgebende Gemäuer zermalmt, so ist der schönste Schmuck der Gegend auf immer dahin. Zwischen dem hohen Chore und diesem Thurme befand sich die schöne, alte Kirche. Der Giebel, welcher jetzt da hervorragt, deutet die Lage des jetzigen Gotteshauses an, welches Churfürst August zu Sachsen im J. 1567 aus dem Mitteltheile der verwüsteten großen Kirche einrichten, mit zwölf steinernen Pfeilern und mit einem dauerhaften Kreuzgewölbe versehen ließ. Nachdem dasselbe mit Altar, Kanzel, Stühlen und Emporkirchen wohl versehen war, wurde im Jahre 1701 noch eine kleine, von Joh. Heinr. Tüntzsch aus Löbejün verfertigte Orgel angeschafft; es verlor aber bald — im J. 1731 — dadurch, daß, wegen der heftigen Windstürme, das hohe Kirchendach abgenommen und sieben Ellen tiefer gelegt werden mußte. Später wurde auch noch auf höhern Befehl die Kuppel abgenommen, weil

ſie den Einſturz drohete, und das hellklingende Glöckchen, welches ſich in derſelben befand, wurde nach Mücheln bei Wettin verkauft. — Im Innern der Kirche iſt das Epitaphium des Markgrafen Conrad und ſeiner Nachkommen vor Allem einer Beſichtigung werth. Es war, wie mündliche und ſchriftliche Nachrichten melden, anfänglich von Meſſing, als aber, wie oben erzählt iſt, am 31. Auguſt 1565 der Blitz in das Kloſter fuhr, zündete und die Kirche mit den übrigen Kloſtergebäuden abbrannte, ſchmolz das prachtvolle Denkmal der Ahnherren des Sachſenhauſes, und der aufgefundene Erzklumpen wurde, auf höhern Befehl, nach Dresden geſchafft. Schon im Jahre 1567 ließ Churfürſt Auguſt das jetzige Denkmal, aus Pirnaer Sandſtein gehauen, in der Kirche aufſtellen. Zehn Geſtalten, jede drei Ellen lang, liegen, eine neben der andern, auf dem Grabmale. Oben zu ihren Häupten ſieht man ihre Wappen, und zu ihren Füßen ihre Namen, nebſt dem Tag und dem Jahre, wo ſie von der Erde ſchieden, in Stein gehauen.*) Hinter dieſem Monumente, oben an der weſtlichen Kirchenmauer, hinter der Orgel, ſind, zum Andenken an dieſe Wiederherſtellung des Grabmals, folgende Worte zu leſen:

Haec Domus Sepulturae Illustrissimorum Principum ac Dominorum Marchionum Misnicensium renovata et aedificata est regnante Illustrissimo Principe ac Domino DOMINO AUGUSTO Duce Saxoniae, sancti Romani Imperii Archi-Marschallo et Electore, Landgravio Thuringiae, Marchione Misniae, Burggravio Magdeburgensi. Anno nati Christi 1567. Mens. Oct. tempore Quaestoris Wolfgangi Girschingi, civis Torgensis, et Pastoris hujus Eclesiae Augustini Bernreit.)**

Es liegen aber die gut gearbeiteten Geſtalten der Fürſten und Grafen, von denen die nachherigen Herzöge, Churfürſten und Könige von Sachſen abſtammen, in folgender Ordnung:

1) Markgraf Conrad zu Meißen, der Vater und Stifter.
2) Frau Lucardis, deſſen Gemahlin.

---

*) Eine treue Abbildung dieſes Epitaphs werde ich in meinem bald erſcheinenden Werke: „Denkmale aus alter Zeit", beibringen.

**) Dieſes Begräbnißhaus der durchlauchtigſten Fürſten und Herren, Markgrafen zu Meißen, iſt wiederhergeſtellt und gebaut worden unter der Regierung des durchlauchtigſten Fürſten und Herrn, Herrn Auguſt's, Herzogs zu Sachſen, des heiligen römiſchen Reichs Erzmarſchalls und Churfürſten, des Landgrafen zu Thüringen, des Markgrafen zu Meißen und Burggrafen zu Magdeburg. Im Jahr Chriſti 1567, im Monat October, zur Zeit als Wolfgang Girſching, ein Torgauer Bürger, hier Amtsſchöſſer und Auguſtin Bernreit Paſtor an der hieſigen Kirche war.

3) Frau Mechtild, Schwester Markgraf Conrads, Gemahlin des Grafen Gero von Seeburg.
4) Heinrich der Aeltere, Graf von Wettin, Markgraf Conrads Sohn.
5) Friedrich, Graf zu Brene, Markgraf Conrads Sohn.
6) Dietrich, Markgraf zu Lausitz, Markgraf Conrads Sohn.
7) Heinrich der Jüngere, Graf zu Wettin, Graf Heinrich des Aeltern Sohn.
8) Conrad der Jüngere, Graf zu Lausitz, ein Sohn des Markgrafen Dietrich.
9) Ulrich, Graf zu Wettin, Graf Heinrich des Aeltern Sohn.
10) Heinrich, Graf zu Wettin, Graf Ulrichs Sohn.

1) Conrad, Markgraf zu Meißen und Stifter des Klosters auf dem Petersberge. Er war ums J. 1098 geboren, stammte aus dem Wettinschen Hause, war ein Sohn Thimo's, den Einige, aber ohne den Beweis führen zu können, zum Nachkommen des alten Sassenherzogs Wittekind machen, der zu Karls des Großen Zeiten lebte, zog zweimal nach dem gelobten Lande, zeichnete sich bei Eroberung der Stadt Damaskus sehr aus, und wurde nach seiner Rückkehr durch Erbschaften aus einem kleinen Grafen ein mächtiger Fürst. Deshalb nannte man ihn „den Großen"; er hieß aber auch „der Fromme", weil er das Kloster Petersberg erbaute, der Geistlichkeit viel Geld und Gut vermachte, ins heilige Land gezogen war und endlich selbst Mönch in seinem Kloster wurde — und „der Reiche", weil er ein reicher und mächtiger Herr war.

2) Lucardis oder Luitgart, Conrads Gemahlin, war eine Tochter des Grafen Albert von Ravenstein in Schwaben. Sie kam im J. 1146, wo ihr Gemahl eben zum zweiten Male nach dem heiligen Grabe gereist war, auf den Petersberg. Der Abt Meinher nahm sie sehr wohl auf; sie war aber unpäßlich und ließ sich eine Ader öffnen. Ihr krankhafter Zustand war auch wohl schuld, daß, als sie dem Abt eine Bitte vortragen ließ, und dieser sich genöthigt sah, dieselbe abzuschlagen, sie darüber so unwillig wurde, daß sie augenblicklich das Kloster verließ und nach Gerbstädt reiste, wo sie am 19. Juni starb. Graf Hoyer von Mannsfeld, welcher eben zugegen war, und in Abwesenheit Conrads dessen Statthalter gewesen sein soll, ließ sie im Kloster Gerbstädt beerdigen. Nach nicht langer Zeit kam Conrad aus dem gelobten Lande zurück, erfuhr schon in Baiern das Absterben seiner Gemahlin, wurde aber sehr zornig, als er hörte: sie sei in Gerbstädt begraben, da er schon früher befohlen hatte, daß alle seine Angehörigen auf dem Petersberge begraben werden sollten. Er schwur, den Grafen Hoyer dahin zu bringen, daß er die Todte mit eigenen Händen wieder ausgraben und nach dem Petersberge bringen solle, und als Hoyer von diesen Worten in Kenntniß gesetzt wurde, ging er mit den Seinigen eiligst nach Gerbstädt, ließ die Markgräfin, obwohl sie bereits ein halbes Jahr in der Erde gelegen, wieder ausgraben, und brachte sie nach Wettin, wo der Markgraf so eben eingetroffen war. Nun ward sie unter Begleitung ihres Ehegemahls nach dem Petersberge gebracht, und daselbst mit

allem ihr gebührenden Glanze beerdigt. Dem Kloster aber verehrte Conrad an demselben Tage noch 18 Hufen Landes, und zwar jedem Altare, deren diese Kirche drei hatte, sechs Hufen.

3) Frau Mechtild, Conrads Schwester, Gemahlin Gero's, Grafen von Seeburg im Mannsfeldischen, die Mutter des Erzbischofs Wichmann von Magdeburg. † 1156.

4) Heinrich der Aeltere, Graf von Wettin, Conrads Sohn. † 1181.

5) Friedrich, Graf zu Brene, Conrads Sohn. † 1186.

6) Dietrich, Markgraf zu Lausitz, Conrads Sohn, zog 1177 mit Friedrich Barbarossa nach Welschland. Als der Kaiser vor dem damaligen Papste Alexander III. einen Fußfall that, um seinem Sohne, der als Kriegsgefangener zu Venedig saß, die Freiheit auszuwirken, der Papst aber dem Kaiser mit dem Fuße auf den Nacken trat, und dabei die Worte aus Psalm 91, Vers 13 sagte: „Auf den Löwen und Ottern wirst du gehen und treten auf den jungen Löwen und Drachen!" — knirschte Markgraf Dietrich, welcher dabei stand, über solche, seinem Kaiser angethane Schmach mit den Zähnen, und seines Unmuths nicht Meister, fuhr seine Hand nach dem Schwerte, und er frug mit zornblitzenden Augen: warum der Papst das kaiserliche Haupt also schmähe und schimpfe? — Der Papst erschrak und hob den alten Barbarossa alsobald mit freundlichen Blicken und Worten auf. — Im J. 1184 fiel er zu Mainz, wo Kaiser Friedrich eben ein Fest feierte, in eine Krankheit, und da er merkte, daß sie zum Tode sei, ließ er sich hierher nach dem Petersberge bringen, wo er auch starb.

7) Heinrich der Jüngere, Graf zu Wettin, Graf Heinrich des Aeltern Sohn. † 1187.

8) Conrad der Jüngere, Graf zu Lausitz, ein Sohn des Markgrafen Dietrich, wurde im Jahr 1175 zu Wien in einem Turniere mit der Lanze durchrannt. Da Papst Alexander III. im J. 1160 bestimmt hatte, daß derjenige, welcher in einem Turnier bliebe, verflucht sein und kein christliches Begräbniß haben solle; so sah sich Erzbischof Wichmann genöthigt, den Erstochenen in den Bann zu thun. Der Vater des Entleibten, Markgraf Dietrich, Otto, Markgraf von Meißen; Dedo, Graf von Rochlitz; Heinrich, Graf zu Wettin; Friedrich, Graf zu Brene, und mehrere andere edle Herren stellten nun bei einem Convente zu Halle dem versammelten Klerus demüthig vor: „sie könnten versichern und auch durch glaubwürdige Zeugen beweisen, daß der erstochene Graf noch vor seinem Ende Buße gethan, auch das heilige Abendmahl und die Absolution erhalten habe; man möge ihm doch aus diesen Rücksichten ein christliches Begräbniß gestatten!" worauf der Erzbischof entgegnete: „daß der Geistliche, der den Entleibten auf sein Begehren und nach geäußerten Kennzeichen eines bußfertigen Herzens Beichte gehört, vom Bann absolvirt und ihm das heilige Sacrament gereicht habe, solches erst mit einem Eide bekräftigen müsse; daß ferner sämmtliche Anverwandte des Todten bei den heiligsten Reliquien schwören sollten, daß nicht allein sie selbst sich dieses

gefährlichen Spiels enthalten, sondern auch in ihren Ländern dergleichen ferner nicht mehr gestatten, und die Ihrigen, ihre Freunde und Untergebenen auf alle Weise davon abhalten wollten!" — Als die Verwandten Alles thaten und versprachen, was der Erzbischof von ihnen begehrte, durfte das Begräbniß des unglücklichen Conrad dennoch nicht gleich stattfinden, weil noch die Erlaubniß des römischen Stuhls zu Rom fehlte. Es wurde also der Bischof Werner von Merseburg nach Rom gesandt, welcher dem heil. Vater Alles treulich berichtete, und endlich mit der langersehnten Erlaubniß heimkehrte, worauf dann der Entleibte den 15. Februar 1176 vor dem Eingange der großen Kirche begraben wurde. Auf seinem Grabsteine stehen noch die Worte:

CONRAD
EIN SON MARGGRAFEN DIETRICH IV. LVSITZ.
LEIT HIE BEGRABEN.
DURCHRANNT IM TURNIER A. D. 1175.
SONNTAGE NACH MARTINE.

Für Seelenmessen, welche die Mönche des Petersberges für Conrad lesen sollten, gab der Vater dem Kloster zehn Hufen Landes in dem Vorwerke Markgrafendorf.

9) Ulrich, Graf zu Wettin, Graf Heinrich des Aeltern Sohn und Heinrich des Jüngern Bruder. † 1206.

10) Heinrich, Graf zu Wettin, ein Sohn des Grafen Ulrich.

Gewiß schlummern, außer diesen Genannten, noch viele andere Große und Herren, besonders aber die Nachkommen des Stifters Conrad, die Grafen von Wettin, Brene, Rochlitz u. s. w. in dem Kloster, aber die Worte der meisten Grabsteine sind verwischt.

Die Inschrift, über die ich trete,
Nicht zu lesen!
Weggewandert seid ihr,
Tiefgegrabne Worte,
Die ihr eures Meisters Andacht
Tausend Enkeln zeigen solltet.

Als Johann Georg II., Churfürst von Sachsen, einst in Leipzig zur Messe war, besuchte er von dort aus unsern Petersberg, und ließ das alte Grabmal öffnen. Es hat sich aber darin nichts an Kostbarkeiten oder dergleichen vorgefunden, und wurde nicht ohne Grund vermuthet: daß es bereits im dreißigjährigen Kriege möge geplündert worden sein.

Das wohnliche Haus, welches auf dem Bilde dicht an der Ruine liegt, ist die Wohnung des Pfarrers, oder, wie er gewöhnlich in der dortigen Gegend genannt wird, des Hohenpriesters. Der Dienst an der Kirche des Petersberges ist zwar wegen der hohen Lage des Pfarrhauses und der Entfernung der eingepfarrten Dörfer beschwerlich; da aber gegen 300 Häuser in das Kirchspiel gehören, und von diesen Häusern die Accidenzen fallen, so ist die Einnahme des Predigers nicht unbeträchtlich. — Das Haus rechts, in dessen Nähe eine sehenswerthe, fünfstämmige Linde steht, ist die Schule.

Das Stück Mauer, welches man über den Kreuzen und Leichensteinen des Gottesackers gewahrt, ist die Ruine jenes Tempels, in welchem einst

Satansdienſt ſoll getrieben worden ſein. — In dem Gemäuer links hängen die beiden Glocken, an deren einer die Worte ſtehen:

O REX GLORIAE VENI NOBIS CUM PACE
M D VIII.

Die kleinere Glocke iſt aus einer frühern, welche einen Riß bekommen hatte, zu Halle im J. 1678 von Joh. Jak. Hoffmann gegoſſen worden. Sie trägt die Jahrzahl 1679.

Von den Ruinen und ihren nächſten Umgebungen gibt es der Sagen mancherlei. Da ſoll zu gewiſſen Zeiten eine Gans geſehen werden, welche über goldenen Eiern brütet, und wer zu rechter Stunde das rechte Wort ſagt, kann das Neſt ausnehmen und die ſchönen Eier heimtragen; — da ſind Schätze verborgen und warten nur darauf, daß ſie gehoben werden, und alte, graubärtige Mönche wandeln umher, und deuten ſeufzend mit den knöchernen Händen nach dem hohen Chore, in dem, „nach aller Verſtändigen Urtheil", des Kloſters unſchätzbare Reichthümer vermauert liegen, und einer fröhlichen Auferſtehung entgegenſehen.

Ein Jude aus Gröbzig kam oft mit ſeinen Handelsartikeln auf den Petersberg, und da er viel von den im Kloſter verborgenen Reichthümern reden hörte, wurde ſein Appetit rege, und er frug einen auf dem Berge wohnenden armen Tagelöhner, mit dem er zuweilen handelte, wie man es anzufangen habe, um zu den verborgenen Schätzen zu gelangen. Dieſer theilte ihm ſehr geheimnißvoll mit, daß ſolches ſehr leicht auszuführen ſei, wenn man nur ein Buch beſäße, welches der Höllenzwang hieße; er wiſſe zwar wohl, wo das Buch zu haben ſei, allein es koſte viel Geld, und er ſei zu arm es zu kaufen. Der Jude frug: wie viel Geld wohl erforderlich ſei, um das Buch herbeizuſchaffen? Jener meinte: unter zehn Thalern ginge es nicht, und der Jude nahm ſichtlich erfreut Abſchied, mit dem Verſprechen, bald wieder zu kommen. Er hielt auch Wort. Kaum waren einige Tage verfloſſen, ſo fand er ſich wieder ein, die Sache wurde reiflich überlegt, und der Tagelöhner empfing endlich die verlangten zehn Thaler, wogegen er verſprach: den Höllenzwang auf einen beſtimmten Tag abzuliefern. — Nach Ablauf der feſtgeſetzten Zeit erſchien der Jude, und der Tagelöhner übergab ihm mit ernſten Mienen den wohlverſiegelten Höllenzwang, den der Jude mit nach Gröbzig nahm. Gegen das Verbot des Tagelöhners öffnete er daheim das Paket, zeigte das Buch einem Bekannten, und dieſer ſagte ihm: daß der vorgebliche Höllenzwang — die Bibel der Chriſten ſei. Den Juden rührte faſt der Schlag. Schnell packte er das Buch wieder ein, eilte auf den Petersberg, verlangte ſein Geld zurück, und machte dem Tagelöhner die bitterſten Vorwürfe wegen ſeines Betruges; dieſer entgegnete ganz ruhig: dies ſei der Höllenzwang, darauf könne er ſich verlaſſen, mit dieſem Buche könne man Höll' und Teufel zwingen. — Da der Jude, alles Lamentirens ungeachtet, ſein Geld nicht zurückerhielt, wandte er ſich an die Gerichte; der Tagelöhner wurde aufgefordert und, trotz ſeiner Entſchuldigungen, verurtheilt, das Geld herauszugeben; Beiden aber bei harter Strafe unterſagt, jemals wieder nach Schätzen zu graben.

C. Duval.

Die Residenzstadt Weimar mit ihren Umgebungen.

Wenn in der Vorzeit grauer Nebelferne
Der starke Kern in rauher Schale weilte,
Und für den reinen Strahl der Geistessterne
Nur selten sich der Wolken Hülle theilte;
Dann schaut der Blick mit Wonne auf die Bilder,
Die stark und schön zugleich durch's Leben glänzen,
Und Freude ist's, der Ahnen Wappenschilder
Mit Lorbeern und mit Rosen zu bekränzen.

Zu dem regsten Interesse fühlt sich der Geschichtsfreund aufgefordert bei dem Anblick weit in die Ferne hin leuchtender Zeichen vormaliger Macht und Größe, und, in ihrem Anschauen versunken, versetzt er sich gern zurück in jene Zeiten, in welchen sie auf ihren Höhen und Felsen die Anfangsbuchstaben zu der romantischen Poesie bildeten, die uns aus den Gräbern entschwundener Jahrhunderte herüber noch anspricht, und der wir die Stoffe zu unsren modernsten Geistesprodukten entnehmen. — Veranlaßt fühlt sich der Alterthumsforscher, aus Ruinen und Trümmern die Materialien zu seinen Beobachtungen, Betrachtungen und Vergleichungen hervorzusuchen, und mit geschäftiger Hand formt er sich aus jenen stummen Zeugen einer bedeutungsreichen Vorzeit, wie aus den beredten Klängen der Sage und Tradition das Netz, in welches er die Zusammenstellungen seiner Resultate einträgt und dem Abgrunde der Vergessenheit entreißt. — Eifrig bemüht ist der Patriot, von den Fresko-Gemälden des Sonst die verdunkelnden Schatten zu entfernen, die einzelnen Lichtpunkte daraus aufzufassen und mit jenen in das Jetzt hereinstrahlenden Glanzperioden zu vereinen, welche ihn begeistern, zu vaterländischem Selbstgefühl entflammen und zur Nachahmung anfeuern. — Doch nicht

auf den Rücken hoch emporragender Berge, nicht auf den Zinnen grotesker, unzugänglicher Felsengeklüfte allein sind jene Stereotypen zur Chronik der Länder, Völker und einzelnen Geschlechter begründet, nicht nur in rauher, moosbewachsener Hülle, unter Ruinen und Trümmern, und nicht nur ausschließlich in alterthümlicher Umgebung sind jene unschätzbaren Belege für den Werth der Vergangenheit, jene Reliquien und Merkwürdigkeiten zu suchen; — auch in lachenden, fruchtbaren, stillen Thälern, in gesegneten, blüthenreichen Auen, wo friedliebende, geistes- und sinneserleuchtete Fürsten ihre freundlichen Sitze aufschlugen, um welche her sich Tausende ihrer Getreuen Hütten baueten, wo auf freien, gebahnten und sicheren Heerstraßen Tausende im regen Geschäftstreiben vorüber wallen; wo die vorzeitlichen Kraftanklänge in die zeitgemäß umgewandelte Lebensfrische der Gegenwart übergegangen, zwar in ihrer ehrwürdigen Originalität ausgezeichnet werden, doch aber mit den Ergebnissen einer neuer hervorgetretenen geistig erleuchteten Aera, mit den klassischen Blüthen der Gelehrsamkeit, Wissenschaft und Kunst, auf einen wohl bearbeiteten Boden verpflanzt sind, und mit den schönsten Erfolgen gepflegt werden; — auch an solchen Orten begrüßen uns die ehrwürdigen Schatten gastfreier Altvorderen, die Geister kräftiger, nachahmenswerther Stammältern; — auch da treten uns Erinnerungen, glänzen uns Namen entgegen, ohne welche die Geschichte ihrer größten Bedeutenheit und Vollständigkeit, ihrer schönsten Zierden entbehren würde; — auch da sind dem Forscher und Sammler des Denk- und Merkwürdigen die wichtigsten Schätze, die reichhaltigsten Fundgruben aufbewahrt, und zwar nicht blos rohe, durcheinander geworfene, mit zweideutigem Schleier umhüllte Schätze, — der Geist, welcher sich seit Jahrhunderten dort seßhaft machte, und Licht schaffend und verbreitend wirkte und waltete, hat sie dem suchenden Auge enthüllt, sie zugänglich gemacht, gesichtet und geordnet, und mit den Erzeugnissen der mächtig vorgeschrittenen Cultur zusammengereiht, in der Wissenschaft und Kunst geweiheten Hallen aufbewahrt, deren Pforten dem Meister wie dem würdigen Jünger geöffnet sind. — An solchen Punkten geht zwar kein zur Würdigung des Erhabenen, Schönen und Wissenswürdigen Berufener unbeachtend vorüber, und auch der Tropfen, den er aus dem Quell der Erinnerung und Belehrung schöpfen kann, ist ihm von hohem Werth; — aber auch an das Erhabene, Schöne und Wissenswürdige gewöhnt sich die Menge dergestalt, daß ihr zwar wohl der gute Klang eines Namens nicht fremd ist, sie sich auch, insofern er sie näher berührt, gern etwas darauf zu gute thut, aber wenn es auf eine Definition dieses guten Klanges ankommt, doch weniger davon zu sagen weiß, als von andern weit entfernteren, dem näheren Interesse weit weniger angehörenden Punkten. Ein solcher unserm und besonders dem Interesse dieser Blätter ganz nahe liegender Punkt ist Weimar.

Von der Lage der Stadt Weimar und der natürlichen Beschaffenheit ihrer Umgegend möge folgende kurze Erwähnung genügen:

Weimar erhebt sich zwischen den nördlichen und östlichen Abdachungen der sich südlich erhebenden Berge, der westlichen Abdachung der sich nach Osten bis an die Saale hin ziehenden Höhen, und der südlichen sehr sanft anlaufenden Böschung des kleinen Ettersbergs, an beiden Ufern der Ilm auf sehr unebenem Boden, da wo dieser Fluß sich nach einem scharf nördlichen Laufe durch das Thal von Mellingen her, plötzlich nach Osten wendend, ein neues, zuerst sehr schmales, dann bei Roßla sich erweiterndes Thal bildet, im Gegensatz zu dem breiten, gegen Erfurt hin sich mehr verflachenden westlichen Thale.

Daher steht Weimar, ob es gleich von Bergen und Höhen eingeengt ist, doch keineswegs sonnenlos und dumpf, sondern im Mittelpunkt seiner drei Thalwege offen, sonnig, luftig, vom West-, Südost- und Ostwind ziemlich frei bestrichen, gegen den Nordwest durch den großen Ettersberg, minder gegen den Nordost durch den kleinen Ettersberg geschützt, welche beiden unangenehmen Winde der gemeine Mann mit dem ominösen Namen „der Ziegenschinder" bezeichnet. — Die Grundprincipe des Bodens sind Kalk und Thon, mannichfach gestaltet und verengt, Tuffsteinunterlagen, Kalkgeschiebe, Kalkgerölle, Kalkadern zwischen Lehm, in Letten und trockenen Sand gewickelt, überall der Cultur fähig und dankbar für den Fleiß, aber an vielen Stellen noch öde Trift.

Der Ettersberg in Nordwesten steht unter den Gebirgen um Weimar oben an, weil er sich mit seinem waldbedeckten Haupte stolz über alle andern Berge erhebt. Er ist Weimars Wetterprophet, und zieht manches Gewitter von der Stadt ab, welches sich, wenn seine Anziehungskraft nicht ausreicht, in das Ilmthal wirft, und sich über der Stadt entladet. Sein höchster Gipfel, die Hottelstädter Ecke, beträgt nach Rosenthal 1467 Pariser, nach Lindenau 1260 Pr. Fuß; von da zieht er sich mit sanftem Abfall östlich zwei Meilen weit nach Niederroßla, Mattstädt u. s. w. bis an die Ufer der Ilm. Der südliche Höhenzug gegen Weimar und das Ilmthal ist etwas steil, und verliert sich nach Westen in einer großen Ebene, wie auch nach Norden nach Buttelstädt zu. Dieser aus lauter horizontal über einander liegenden Kalksteinen, Mergel und Lettenschichten zusammengesetzte Berg ist ein Seitenzug des Thüringer Waldes, und gehört zu dem Höhenzuge zwischen der Unstrut und Helbe mit der Höhe bei Schloß Vippach. Der Gelmröder Berg, — der Gegner des Ettersberges, liegt im Süden von Weimar, sein Höhenzug ist von Osten nach Westen, wo er mit dem Erfurter Steiger zusammenhängt, und im Osten hinter Belvedere durch die Ilm begränzt wird. — Gleich vor Weimar, nordöstlich, erhebt sich ein kleiner Berg, die Altenburg genannt. Von ihm gehet ein Höhenzug über Oberweimar, bald Horn, dann Lindenberg und Quellenberg genannt. Von den aus diesen Bergen kommenden Gewässern und Wässerchen hat nur die Ilm einige Bedeutung. Dieses in seiner eigenthümlichen Berühmtheit so vielfach besungene und besprochene Flüßchen entspringt im Silberthal, am Fuße des Heidelberges bei Stützerbach, und läuft, nachdem es

mehrere Bäche aus dem Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen aufgenommen, an Ilmenau, Langewiesen, Kranichfeld, Berka, Weimar u. s. w. vorüber, und fällt bei Neusulza in die Saale. — Die Lotte (Lotter) quillt einige hundert Schritte von der Wallendorfer Mühle aus einem von hohen Eschen umgebenen starken Quell, treibt mehrere Mühlen, und fließt bei der Burgmühle in die Ilm. Der am Fuße des Ettersberges entspringende Asbach und die aus mehreren Adern des Sterns entquellende Leuter mit ihrem wunderhellen, aber beinahe ganz unbrauchbaren Wasser, fließen ebenfalls bald in die Ilm; das nördlich von der Stadt, unweit der Thongrube entspringende Mückenbörnchen aber, vertrocknet im Sommer ganz.

In der Stadt werden mehr als 70 Brunnen gezählt, ohne die Pumpbrunnen, wovon jedoch die meisten Privatbrunnen sind. Die Quellen von diesen Brunnen sind bei Wallendorf und auf dem Gelmröder Berg, von wo die Röhren bis in die Stadt geleitet sind. — Das Trinkwasser ist nicht vorzüglich, meist sehr kalkartig und mitunter sehr hart. — Die Luft ist rein und im Allgemeinen gesund, wiewohl die Wechsel zwischen Feuchtigkeit und Trockenheit oft sehr rasch eintreten und sich die Temperaturen in der Regel plötzlich ändern. Anhaltender zeigt sich öfter die Schönheit der Herbstwitterung, vorzüglich oft im Spätherbst.

Verhindert auch die Natur des Bodens bei nasser Witterung die Bewegung im Freien und weite Spaziergänge, so bieten neun zusammentreffende Chausseen doch immer nach allen Richtungen gangbare Auswege, und die Humanität des Fürstenhauses hat durch Freigebung des stets sorgfältig gepflegten Parks, dem Weimaraner für jede Jahreszeit und Witterung eine so einladende, bequeme und anmuthige Promenade gegeben, wie sich deren nur wenig Städte in Deutschland zu erfreuen haben.

Wenn wir uns zur geschichtlichen oder andern Beleuchtung eines Ortes versucht oder berufen fühlen, bleiben wir in der Regel zunächst bei dem Namen stehen, und bemühen uns, dessen Entstehung und Ableitung zu ergründen, obgleich wir uns mit diesen Forschungen gewöhnlich in ein Labyrinth von Vermuthungen, Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten verlieren, aus welchem wir uns bei dem meist stattfindenden Mangel an authentischen Quellen nur schwer wieder herausfinden können, und gewöhnlich mit unverbürgten Resultaten begnügen müssen. So verhält es sich auch mit dem Namen Weimar, welcher nach mehreren Chronisten in früheren Zeiten Wymare, Wehemar, Wehmare, Wimmare, Wimmeri, Weimereni, Winmar, Wihemark ꝛc. ꝛc. genannt wurde, ohne daß über den Ursprung dieser verschiedenen Namen eine bestimmte Kunde vorhanden wäre. Einige glauben, es habe ursprünglich Weinmarkt geheißen, Andere hingegen behaupten: geweihete Mark, Weihemark; Manche leiten den Namen von einem Mann in grauer Vorzeit her, der den Weinbau hier eingeführt und den Namen Weinmeier erhalten habe. Die Ableitung von Weinmarkt will jedoch nicht ganz richtig erscheinen, weil dann immer der Ort schon ein bedeutender müßte

gewesen sein, als man den Weinmarkt dahin verlegte, mithin auch schon einen andern Namen gehabt haben müßte. Glaublicher dürfte die Ableitung des Namens von Geweihete Mark, Wiehemarka, sein, indem das östlich bei der Stadt liegende Wäldchen Webicht (Weybick, Wehbic), und der uralte Wyhbrunnen ziemlich klar darauf hindeuten. Vielleicht also nach Vertreibung der Sorben — Wenden, die Grenzmark gegen diese Heiden, die geweihete Mark.

Nicht minder zweifelhaft als der Name Weimars, ist der eigentliche Ursprung des Ortes und seine Erhebung zur Stadt. Sichere Kunde hat man erst vom Anfang des 10ten Jahrhunderts, wo es bereits Residenz eines Kaiserlichen Grafen, also auch befestigt gewesen, auf dem rechten Ufer der Ilm am Hornberg eine Burg — der Hornstein — gehabt, und Kaisern auf ihren Wanderungen als Hoflager und Gerichtsstätte gedient hat. Der Hornstein auf dem rechten Ilmufer stand mit Schloß Hornstein auf dem linken Ufer, der Stätte des jetzigen Schlosses, in Verbindung, und wurde 1613 von der Thüringischen Sündfluth völlig zerstört.

Nach alten Stadtplänen, Bildern und Andeutungen in Diplomen, Chroniken ꝛc. ergiebt sich aus sicheren Anzeichen, daß die Stadt Weimar vor Zeiten, d. h. vor dem ersten großen Brande anno 1299 mit ihren Haupttheilen weiter nördlich und nordwestlich gestanden, und sich vorzüglich um das Jakobsthor ꝛc. verbreitet haben mag, während einige Theile der jetzigen Hauptstadt damals nur Vorstädte gewesen; obgleich es aus manchen Gründen unstatthaft erscheint, wie es bisweilen geschieht, Weimars ehemalige Größe so weit ausdehnen zu wollen, daß Oberweimar, Lützendorff ꝛc. dessen Vorstädte gewesen, und rührt diese Verwechselung wahrscheinlich davon her, daß diese Orte früher Vorwerke waren.

Die allerdings nicht unwichtige Frage, wem Weimar ursprünglich gehört habe? — läßt sich leider eben so wenig mit Bestimmtheit beantworten, indem jetzt alle Urkunden darüber fehlen, da sie in Kriegen und Bränden verloren gingen. Der Wahrscheinlichkeit nach war es anfänglich der Sitz eines Grafen unter Oberaufsicht der Herzöge von Thüringen, dessen Nachkommen, der damals üblichen Weise folgend, ihr Grafenamt in einen erblichen Titel, den Grund und Boden aber in ein Erblehen verwandelten, und sich bald unter den Großen des Landes ein bedeutendes Ansehen erwarben; denn schon unter den Ottonen, beim Aufhören der Herzöge und Beginnen der Markgrafen von Thüringen gegen Ende des 10ten Jahrhunderts, galt Graf Wilhelm von Weimar für einen der mächtigsten Herren weit und breit. — Ob diese Grafen vom Thüringischen Herzog Poppo oder von dem Sachsenherzog Wittekind abstammen, möge ununtersucht bleiben, da dergleichen Forschungen im Nebel zu keinem Resultat führen. Thatsachen sprechen für nahe Verwandtschaft mit den Burggrafen von Orlamünde, oder wohl gar für Abstammung von denselben. — Ueberhaupt würden wir uns einer unstatthaften Wiederholung schuldig machen, wenn wir hier uns auf eine geschichtliche

Auseinandersetzung des Hauses Weimar einlassen wollten, da wir davon nichts Anderes sagen könnten, als was uns unser geehrter Mitarbeiter, Herr D. Ludwig Storch, im 1sten Hefte dieses Werkes in seinem Ueberblick von Thüringenn, pag. XXV., XXVI. XXVII. zwar gedrängt, aber so ausführlich als möglich, bis auf die jetzige Zeit reichend, mitgetheilt, und worauf wir also die geehrten Leser hiermit verweisen. Folgende, die Stadt Weimar speciell betreffende chronistische Nachrichten dürften jedoch hier nicht auszulassen sein:

1168. Einweihung der Jacobskirche zu Weimar.
1173. Belagerung und Zerstörung Weimars durch Landgraf Ludwig von Thüringen.
1284. Herrmann VI. schlug seine Residenz in Weimar auf.
1293. Das Nonnenkloster zu Oberweimar wurde vom Ritter Walter von Vargula mit dem jus patronatus über die St. Jacobskirche in Weimar belehnt.
1299. Großer Brand in Weimar, wobei die Kirche zu St. Peter und Paul, das Rathhaus und ein Theil des Schlosses abbrennt.
1309. Landgraf Friedrich mit der gebissenen Wange belagert Weimar.
1383. Das Hospital am Kegelthor und die St. Lorenzkapelle erbauet.
1429. Einweihung eines Crucifixes in der Kirche zu unserer lieben Frauen auf dem Frauenplan.
1431 — 32. vollendet der Landgraf den Bau des Rathhauses und des Weinkellers auf der Hofstätte.
1434. Furchtbarer Brand in Weimar.
1452. Erbauung des Franziskaner-Klosters, des jetzigen Kornhauses.
1453. Herzog Wilhelm erbaut das Franziskaner-Kloster; dotirt die Hofkirche von St. Martin; verleiht der Stadt die beiden Jahrmärkte zu Pfingsten und Michaelis.
1488 — 1499. Die Kirche von St. Peter und Paul und die von St. Gangloff zu Lützendorff werden neu erbaut.
1507. Furchtbarer Wolkenbruch.
1514. Großer Neubau in der Stiftskirche zu St. Martin.
1521. Besuch des Churfürsten in Weimar, große Freundlichkeit desselben gegen Luther.
1522. Am 10. Januar schlägt der Barfüßer Alveld die Theses gegen Luther am Frauenkloster an.
1526. Aufbau des Rathhauses.
1527. Erste Kirchen-Visitation, Schuleinrichtung, Aufhebung der Klöster.
1528. Einführung der Reformation.
1533. Kirchen- und Schul-Visitation. Abzug der Mönche und Nonnen aus Weimar.
1535. Großes Turnier auf dem Markt.
1542. Erstes geistliches Consistorium zu Weimar.
1544. Kommt das künstliche Uhrwerk auf das Rathhaus. Die Kirche von St. Gangloff in Lützendorff wird ein Vorwerk.

1546. Am 18. December wird Weimar von dem Grafen von Mansfeld erobert und hart mitgenommen.
1547. Weimar wird gebrandschatzt.
1552. Einzug des aus der Gefangenschaft kommenden Kurfürsten in Weimar.
1553. Aufhebung des Franziskaner-Klosters.
1558. Wolkenbruch und Ueberschwemmung zu Weimar.
1562. Den 10. Juli große Kirchen-Visitation.
1565. Am Montag nach Jacobi großes Erdbeben.
1566. Pest durch ganz Deutschland. — Johann Wilhelm erhält bei der Theilung Weimar, schlägt seine beständige Residenz daselst auf und erbaut das Französische Schlößchen. (Die jetzige Bibliothek.)
1574. Die Wittwe des Herzogs Johann Wilhelm erbaut das rothe Schloß zu ihrem Wittwensitz.
1581. Große Pest in Weimar, weshalb die Regierung nach Jena verlegt wurde.
1583. Vollendung des Umbaues vom Rathhause.
1585. Stiftung der Büchsenschützengesellschaft.
1608. Bau des großen Reit- und Fahrwegs von dem Schloßhof bis an das Gemach des Herzogs hinauf.
1613. Thüringische Sündfluth, mit großen Verheerungen; in Weimar wurden vierundvierzig Häuser vom Wasser zerstört, und fünfundsechzig Menschen kamen um.
1617. Zu Weimar ward der Palmenorden gestiftet, zu Erhaltung deutscher Redlichkeit und Treue und zu Verbesserung deutscher Sprache.
1618. Durch Unachtsamkeit eines Goldmachers brannte das Schloß ab.
1630. Herzog Wilhelm IV. vollendet den Kirchenbau und weihet am 25. Juni die Schloßkirche.
1635. Verheerende Seuche, vorzüglich durch die vielen Flüchtlinge aus Franken ꝛc. genährt.
1647. Verschönerung des Parks zu Weimar. Bau der sogenannten Lindenschenke.
1651. Grundsteinlegung zu dem neuen Schlosse, fortan die Wilhelmsburg genannt; Bau der steinernen Schloßbrücke; Verschönerung der Schloßkirche.
1693. Errichtung eines neuen Archiv-Gewölbes, an der Stelle der gesammten geheimen Rathsstube und Canzlei an der Fürstl. Schloßkirche, zur Aufbewahrung des Kirchen-Archivs.
1696. Anfang des Baues eines Opernhauses, worin am 19. October, dem Geburtstag des Herzogs, die erste Oper: „Von der denen lasterhaften Begierden entgegengesetzten tugendlichen Liebe" aufgeführt wird.
1702. Bau des Wittwenpalais für Charlotte Dorothea Sophie. (Das gelbe Schloß.)
1712. Die Stadtschule ward zu einem Gymnasio erhoben.
1713. Gründung des Waisenhauses.

1729. Die Stadt erhielt das Recht zu einem dritten Jahrmarkt.
1730. Erbauung des Schlosses Belvedere auf dem früher dem Frauenkloster zu Oberweimar gehörigen Frauenholze, und Anlegung einer großen Menagerie.
1732. Durchzug von 1050 ausgewanderten Salzburgern. Das Französische Schlößchen wird Zeughaus.
1733. Der Obstgarten im Park wird angelegt.
1735. Neubau der Kirche St. Peter und Paul.
1736. Gefährlicher Brand in der Schloßgasse, Brand am Thurm der Stadtkirche und Anlegung der Lindenallee im Park.
1738. Endlicher Ausbau der Kirche von St. Peter und Paul.
1760. Das Französische Schlößchen wird zum Bibliothekgebäude eingerichtet.
1767. Alle durch die Stadt fließenden offenen Kanäle werden überwölbt.
1771. Die alte Garnisonschule wird zur Freischule für arme Bürgerkinder eingerichtet.
1772. Wieland kommt als Hofrath und Erzieher der Prinzen Carl August und Constantin nach Weimar.
1774. Am 6. Mai brennt das Herzogl. Schloß mit allen darin aufbewahrten Kunstschätzen ab.
1775. Am 3. September Regierungs-Antritt vom Herzog Carl August. Ankunft von Göthe in Weimar.
1778. Die Jacobskirche wird Hof- und Garnisonkirche.
1781. Stiftung des freien Kunst-Instituts.
1782. Göthe wird Kammer-Präsident und geadelt.
1784. Verschönerung des Parks nach eigenem von Bertuch ausgeführten Plan. Errichtung eines stehenden Theaters.
1787. Schiller kommt zum erstenmal nach Weimar.
1788. Einrichtung eines Schullehrer-Seminars.
1789. Herder wird zum Vice-Präsidenten des Ober-Consistoriums ernannt.
1791. Göthe übernimmt die Leitung des Hoftheaters unter Schillers Mitwirkung.
1792. Errichtung des ersten Leichenhauses auf Subscription.
1799. Schiller bezieht Weimar.
1801. Herder wird geadelt.
1802. Schiller wird geadelt.
1803. Herders Tod (den 25. August).
1804. Vereinigung der Garnisonsschule mit der Freischule für arme Bürgerkinder im Lokal des Zucht- und Irrenhauses. Vermählung des Erbgroßherzogs zu Petersburg mit Maria Paulowna von Rußland (am 3. August).
1805. Schillers Tod am 9. Mai. Erstes Vogelschießen in dem jetzigen Schießhaus.
1806. Dreitägige Plünderung der Stadt (15., 16. und 17. October) durch die Franzosen nach der Schlacht bei Jena.
1807. Tod der Herzogin Anna Amalia (den 10. April).

1813. Wielands Tod (den 29. Januar).
1814. Anlegung des neuen Gottesackers.
1815. Erneuerung des Falkenordens Stiftung der Zeichnenschule.
1821. Errichtung der Sparkasse. Neubau des Zuchthauses. Gründung und Grundsteinlegung der Bürgerschule. Anlegung der Gemäldesammlung und des Kupferstichkabinettes.
1824. Vollendung des neuen Leichenhauses.
1828. Den 24. Juni Tod des Großherzogs Carl August und Regierungsantritt des Großherzogs Carl Friedrich. Stiftung des Vereins für Blumistik und Gartenbau.
1829. Stiftung der freien Gewerkschule.
1832. Göthes Tod (den 22. März).
1833. Anlegung der neuen Landesbaumschule auf Marienhöhe.
1835. Brand in der Schloßgasse, Abreißen der alten Hauptwache, Bildung des Burgplatzes.
1836. Neuer Leichenhausbau. Bau der neuen Hauptwache.
1837. Das Rathhaus brennt ab; durch den Bau des neuen Rathhauses bedeutende Vergrößerung des Marktes. Gründung einer Realschule.
1840. Bau eines Felsenkellers für die Stadtbrauerei. Der äußere Theil des neuen Rathhauses wird fertig, die Erweiterung des Marktplatzes eröffnet, der Töpfermarkt durchaus planirt und gepflastert, der Gottesacker bei der Hofkirche aufgehoben.

Wenn uns vorstehender chronistische Auszug zwar keineswegs eine ausreichende Schilderung von den mannichfachen und merkwürdigen Schicksalen, verhängnißvollen Ereignissen und Umwandelungen bietet, welche das Weimarische Land und sein erhabenes Regentenhaus in einer bedeutenden Reihe inhaltreicher Jahrhunderte betrafen, und wenn es dem Zweck dieser Blätter nicht angehört, eine Darstellung der äußeren politischen Beziehungen, wie der innern Verhältnisse zu liefern, mit welchen, gleich andern deutschen Staaten, auch Weimar zu kämpfen hatte; so dürfen wir es doch im Allgemeinen nicht unberührt lassen, daß Weimars Vergangenheit eine vielbewegte, eine in den Annalen der Zeit beachtenswerthe, wichtige war, und daß es mit hochbelohnendem Selbstgefühl sich der herrlichen Blüthe erfreuen kann, mit welcher es unter den deutschen Bundesstaaten in der Gegenwart prangt. — Die hier gegebenen Notizen gehören meist der diesen Blättern zustehenden Beschreibung der Stadt Weimar an, und zu ihr wenden wir uns daher nochmals mit Bezugnahme auf das bereits Erwähnte.

Die Zerstörungswuth der früheren Kriege und der vielen Brände haben so bedeutende Veränderungen in Weimar hervorgebracht, daß eine Beschreibung des Urzustandes und der Gestaltung in früheren Zeiten kaum, wenigstens keineswegs vollständig, gegeben werden kann. Auch in dieser Stadt, wie beinahe allerwärts, folgte man bei Neubauten und Reparaturen vordem keinem allgemeinen Plan, keiner vorherrschenden und durchgreifenden Idee, sondern verfuhr dabei nach augenblicklichem Gutdünken, nach den Launen von Herren, Behörden

und Privatpersonen, woraus natürlich Uebelstände erwachsen mußten, deren Beseitigung in späteren Zeiten theils unmöglich wurde, theils nur mit übermäßigen Opfern hätte bewirkt werden können. Die natürliche Folge hiervon ist, daß Weimar, bei aller ihm zugewendeten Fürsorge und allem daselbst hervorgetretenen Schönheitssinn des jüngsten Jahrhunderts, als Ganzes betrachtet, keine vollkommen schöne Stadt werden, sondern nur allmählig einzelne Schönheiten und freundliche Parthien gewinnen konnte; denn alles Zweckmäßige und Schöne, was Weimar in der Gegenwart darbietet, ist nur Produkt späterer Zeiten, des hehren Geistes und freundlichen Sinnes dreier Regenten-Generationen. —

Unternehmen wir eine kurze Wanderung durch die Stadt und verweilen wenig Augenblicke bei dem, was sie uns gegenwärtig Bemerkenswerthes bietet.

Das neue Rathhaus. Sowohl die Vergrößerung des früher sehr kleinen Marktplatzes, zu dessen Erweiterung außer dem Platz des 1837 abgebrannten Rathhauses noch fünf acquirirte und eingelegte Wohnhäuser verwendet wurden, — wie auch die Rücksichten für die innere zweckmäßige Disposition, passende äußere Decoration und möglichste Isolirung des Gebäudes, gaben die Bestimmungen bei dem vom Bauinspector Heß vorgelegten und genehmigten Entwurf dazu ab. Mehr als gewöhnliche Schwierigkeiten wurden dabei ohne Zweifel in Beengung der Lokalität, Ungewöhnlichkeit des Baustyls und Rücksichten auf Oekonomie gefunden. Die Parterre-Räume, unter welchen sich nach ihrer ganzen Ausdehnung Kellergewölbe befinden, enthalten Lokalitäten für städtische Gewerbe, Kaufläden mit Comtoirs. Das Mittelgeschoß nehmen verschiedene Archiv-, Kassen- und Expeditions-Zimmer des Stadtrathes ein. Im Obergeschoß befindet sich ein Saal, die Dienstwohnung des Rathsdieners und einige Arrest-Lokale. — Das mit Schiefer gedeckte Gebäude schließt sich mit einem massiven Dachaufsatz, worin sich eine Uhr mit Schlagglocken befindet. Die Bogenhalle mit Balcon vor dem Gebäude, dient sowohl zur Maskirung des sehr stark abfallenden Terrains, als auch zur Aufstellung des Musik-Personals an den Wochenmarkttagen.

Das Stadthaus, dem Rathhaus gegenüber, an der Ostseite des Marktplatzes, als Gebäude von außen nicht sehr empfehlend, im Innern aber zu ebener Erde sehr bequem zur Wirthschaft eingerichtet, und im ersten Stock mit einem schönen Saal für Concerte, Bälle und große Gesellschaften versehen.

Das Höhnsche Haus, unweit des Gasthauses zum Elephanten, bemerkenswerth, weil Lucas Cranach darin gestorben ist, der sich in dem Zimmer Parterre durch ein Deckengemälde verewigte, in dessen Besitz sich der Großherzog befindet.

Das Münderlohische Haus am Markt, über dessen Thür ein Ritter zu Pferd befindlich, war ein Wappenhaus, wo die Turnier-Pferde standen, und die Damen vom Balkon herab dem Ritterspiel und Turnier zuschaueten und den Siegern die Kampfpreise ertheilten.

Vom Markt gegen Abend gelangen wir durch die große und kleine Windischen-Gasse, bei der Breitenstraße vorbei bis zum Kornhaus, von wo uns links der Weg zum Witthums-Palais und neben an einige Stufen hinauf zur Esplanade führt. Im Witthums-Palais lebte die verewigte, für Weimar unvergeßliche Herzogin Amalia. Nach ihrem Tode wurde die Freimauerer-Loge Amalia dahin verlegt, auch versammeln sich die Landstände darin. — Die Esplanade, in ältern Zeiten ein Teich — der Rehmteich genannt — mit einem Thurm (der Schützenthurm), bei welchem die Armbrust-Schützen ihr Uebungs- und Lust-Lokal eingerichtet hatten; dann durch Ausfüllung des Teiches und Anpflanzung von Bäumen in eine Promenade verwandelt, ist jetzt eine breite, auf beiden Seiten mit schönen Häusern bebauete Straße, die für den Fremden besonders merkwürdig ist, weil in ihrer Mitte das anspruchlose Wohngebäude steht, in welchem einst Schiller lebte und wirkte. —

Das jetzige Kornhaus mit seinen Nebengebäuden, worin sich das Criminal-Gericht und Amt, und dahinter die Hofstallerei, Schmiede und Wagnerei befinden, war ein Franziskaner-Mönchskloster. — Diesem gegenüber an der Rittergasse war früher ein Frauenkloster nach der dritten Regel des heiligen Franz. — Noch jetzt findet man in diesem alten Kloster (jetzigen Eichmannischen Hause) einen unterirdischen Gang, welcher nach dem Kornhause hinüberführt, wodurch also das Nonnen- und das Mönchskloster verborgener Weise zusammenhingen.

In der am Ende der Breitenstraße beginnenden Schloßgasse steht rechter Hand das Amtsgebäude des Ober-Consistoriums, von welchem wir weiter auf den Platz vor dem Kammergebäude kommen. Die 1834 hier theils abgebrannten, theils beschädigten Häuser wurden in übereinstimmender Form wieder aufgebaut, und traten ihre Gärten ab, an deren Stelle nach dem Abbruch der alten Hauptwache der jetzt so äußerst freundliche, mit üppigem Blumenflor prangende Burgplatz angelegt wurde.

Der ehemaligen alten gegenüber erhebt sich die neue Hauptwache, als ein Anbau des Kammergebäudes, die volle Fronte dem Paradeplatz zugewendet, mit dem Lokale der Pagerie an die eleganten Hintergebäude des rothen Schlosses sich anschließend, und damit ein Ganzes bildend.

Das rothe Schloß, dem Fürstenhaus gegenüber, wurde, wie bereits bemerkt, im Jahr 1574 erbaut, und der dazu gehörige ehemalige Gräflich Gleichensche Hof bildet den Anschluß an das gelbe Schloß. Der hier befindliche ehemalige Speisesaal, jetzt Revisions-Saal, hat ein schönes Deckengemälde und ringsum an der Wand 31 Bilder von Fürsten und Fürstinnen aus dem Weimarischen, Anhalt-Köthenschen und Hessen-Homburgischen Hause. — Der Gleichensche Hof, worin sich die Polizei-Commission befindet, war ein Lehn- und Freihaus der Grafen Gleichen, als Vasallen von Weimar. Die Süd-Fronte des rothen Schlosses, die Ost-Fronte eines neuen Privathauses mit hübschen Kaufhallen im Erdgeschoß, die

Nord-Fronte des Fürstenhauses mit den Großherzogl. Kunstsammlungen und dem Lese-Museum, endlich die West-Fronte der Bibliothek, bilden das längliche Viereck, des freundlichen Fürstenplatzes.

Das Französische Schlößchen am Eingange des Parks baute Herzog Johann Wilhelm nach dem Vorbild des Französischen Schlosses zu Chatillon. Nach verschiedenen andern Benutzungen wurde es auf Befehl der Herzogin Amalia zu einem Bibliothekgebäude eingerichtet, und nahm 1766 die ganze Bibliothek aus dem Schlosse auf. Seine architectonische Disposition ist eigenthümlich großartig und zweckmäßig zugleich. Der mittlere Raum steigt zwar offen durch mehrere Stockwerke empor, er ist jedoch von mehreren Gallerien umgeben, auf welchen man bequem zu allen Bücher-Repositorien gelangen kann. Die Bibliothek besitzt außer ihrem reichen Bücherschatz von 130—140,000 Bänden, mehrere sehr kostbare Gemälde von Lucas Cranach und andern Meistern, viele Büsten berühmter Männer, merkwürdige Portraits, eine sehr werthvolle, besonders für die sächsische Geschichte bedeutende Münzsammlung ꝛc. In dem an den Bibliothek-Saal stoßenden Kunst-Kabinet werden manche Sehenswürdigkeiten wohlgeordnet aufbewahrt. Der an dies Gebäude stoßende alte Stadtthurm wurde auf Veranlassen des Großherzogs Carl August auf eine ganz eigenthümliche Weise zur Aufnahme aller Kupfer- und Bilderwerke eingerichtet. Es sind nämlich in demselben fünf Gallerien über einander angebracht, zu welchen man über eine in der Mitte sich frei tragende Wendeltreppe und brückenartige Poteste gelangt, so daß des Thurmes ganze Höhe frei bleibt, und man im untern Stock die Durchsicht bis zum Gewölbe ungehindert genießt. — Die Souterrains des Bibliothek-Gebäudes enthalten das gemeinschaftliche Archiv des Sachsen-Ernestinischen Hauses. Um es sehen und davon Gebrauch machen zu wollen, bedarf man die Genehmigung des Staats-Ministerii.

Das Fürstenhaus, neben der Bibliothek, war ehemals das Landschaftshaus, und wurde seit dem Schloßbrande von 1774 bis zu Vollendung des Neubaues von der Großherzoglichen Familie, dann von der verwittweten Großherzogin Luise bis zu ihrem Tode bewohnt. — Hinter dem Bibliothek-Gebäude, in dessen Erdgeschoß im Schatten hoher Bäume die Wildpretskammer befindlich ist, neben welcher in der Böschung eine Eisgrube liegt, erstreckt sich vom Park an der Ilm hin bis zu dem breiten Sandplatz vor der offenen Südseite des Schlosses, ein köstliches, mit Baumgängen und grünem Zaun eingefaßtes Oval von Rasen. Es dient zum Exercierplatz, zu offener Reitbahn, und seit 1825 zum Wollmarkt. — Auf dem schönen, blumenbekränzten Wege an der Ilm hin in nördlicher Richtung, gelangt man bald an die Schloßbrücke, dem östlichen Portal gegenüber, welche scharf bergan zu der Linden-Allee und der Kaserne hinaufführt, und zu ihren Füßen im breiten Ilmbett die sogenannte Schillerinsel, von Schwänen, seltenen Gänsen und Enten wimmelnd, als Staffage hat. Zwischen der Ilm und der östlichen Flanke des Schlosses weiter schreitend, sieht man sich bald an der Burgmühle, welche den Kopf der Kegelbrücke

bildet, und an dem herrlichen, mit Kugel-Akazien, blühenden Blumen und Sträuchern geschmückten Kegelplatz, welcher als Eingang zu der Stadt von der Seite Jena's und Leipzigs, den Fremden so freundlich empfängt.

An diesen Platz schließen sich nördlich die Courier- und Extraposten-Expeditionen und der Hof-Poststall, nebst dem westlich daran hängenden Großherzogl. Marstall mit den Wagen-Remisen — einst Oekonomie-Häuser der deutschen Ritter, eine Vikarei zu St. Anna, wo auch Luther bei seinem Aufenthalt in Weimar einkehrte, wie das Luthergäßchen noch bezeugt.

Vom südwestlichen Winkel des Marktplatzes in die Frauenstraße südlich einbiegend, gelangt man über den östlichen Saum der Esplanade auf den unregelmäßig viereckigen, nicht großen, Frauenplan genannten Platz, welchen die den Fremden leider nun verschlossene Wohnung von Göthe verewigt.

Südwärts vom Frauenthorplan kommen wir auf einen noch namenlosen irregulairen Platz, der durch eine Einfassung von italienischen Pappeln und die Blumenbeete und Gruppen vor dem Brunnen, bereits ein recht freundliches Ansehen erlangt hat. Von ihm gehen fächerförmig fünf Straßen aus. Am Ende des Platzes steigt der neue hübsche Gottesacker sanft bergan, dessen Hauptmerkwürdigkeit die Fürstengruft ist, von dem Großherzog Carl August begründet. Das Gebäude, vor welchem sich ein Dorischer Porticus befindet, ist in einfachem ernsten Styl aufgeführt; es umfaßt ein geräumiges Gewölbe, und über demselben eine zum Trauergottesdienst eingerichtete Kapelle. Die Särge mit den Fürstlichen Leichen wurden 1824 dahin gebracht, und es ruhen sonach hier: Herzog Wilhelm IV., der Stammvater des neueren Weimarischen Regentenhauses, mit allen seinen Nachkommen, mit Ausnahme der Herzogin Anna Amalia, welche in der Stadtkirche beigesetzt ist. Carl August ließ auch 1827 Schillers Gebeine vom Jacobskirchhof in diese Gruft bringen, und ein Jahr später fand die Leiche des hochherzigen Stifters selbst hier ihren Ruheplatz. Der über ihr errichtete meisterhaft ausgeführte Sarkophag begegnet zuerst dem Blick des Eintretenden.

Wir wandern nun westlich durch die breite Brauhausstraße, welches die schönste, mindestens die regelmäßigste Straße Weimars zu werden verspricht, und links, mit Ausnahme des neuen Waagehauses, nur Gärten und Scheunen, rechts aber bereits sehr stattliche Wohngebäude, die städtische und die Schloßbrauerei enthält, zu ihren ganz nahen Nachbarn das neue elegante Gebäude der Armbrustschützen-Gesellschaft und den interessanten Blumengarten des Hofgärtners Herrn Motz zählt. Vom Ende der Brauhausstraße gelangt man durch einen finstern, nicht sehr saubern Hohlweg nach der Erfurter Chaussee, an deren beiden Seiten noch recht freundliche Häuser eine hübsche Straße bilden, und anmuthige Privatgärten das Auge ergötzen.

Nach Norden gerade aus nehmen uns zwei Reihen von Scheunen auf, und führen uns in die hübsche, gerade Schwanseestraße

deren Südseite noch aus Gärten besteht, und die westlich auf den Schwansee hinaus leitet, — eine sehr üppige, von hohen Bäumen bekränzte Wiese, auf welcher, wenn sie im Winter künstlich überschwemmt ist, sich Alt und Jung von beiden Geschlechtern mit Schlittschuhlaufen belustiget. Am östlichen Ende der Straße breitet sich der lustige, durch Rasenflächen und Akazien-Alleen verschönerte Carlsplatz aus, — ein heiteres Kind neuerer Zeit und des Schönheitssinnes der Fürstlichen Familie. Nordöstlich an seiner Spitze die Bürgerschule, eines der besten Häuser der Stadt, unter Großherzog Carl August, an dessen Regierungs-Jubiläum, eröffnet. Es umschließt in seinen geschmackvollen Räumlichkeiten sechs Lehrsäle für Knaben und Mädchen, ein besonderes Lokal für die unter unmittelbarer Pflege der Frau Großherzogin stehende Industrie-Schule, ein anderes für das Schullehrer-Seminar, einen geschmackvoll decorirten und mit einer Orgel versehenen Saal für Schulfeierlichkeiten, die Fortbildungsschule für Handwerkslehrlinge, unter unmittelbarer Verwaltung des Stadtrathes, und endlich das Geschäftslokal des Frauenvereins. — Die andere Ecke der Bürgerschulstraße, gegenüber, bildet die städtische Ziegelei und Kalkbrennerei; nebenan die von Wallbaum begründete, jetzt Brockhaus'sche Schriftgießerei; neben der Bürgerschule das palastähnliche Landes-Industrie-Comtoir, von Bertuch 1791 gegründet, jetzt im Besitz des Ober-Medicinalraths von Froriep, welcher den herrlichen Garten mit schönem Teich und beträchtlichen Winterhäusern durch sinnige Verschönerungen zu einem höchst angenehmen Spaziergang für Fremde und Einheimische bildet.

Am Lindenberg und Kettenberg durch die breite Gasse wieder abwärts gehend, gelangt man an den Fuß des rasch aufsteigenden Jakobsplanes, von den hier stattfindenden Viehmärkten noch immer Schweinecke genannt, und südlich durch die Jakobsstraße einbiegend, stehen wir bald auf dem höchsten Punkt der Stadt, vor der alten 1168 erbauten Jakobskirche. Nach ihrer Verwendung zum Lazareth anno 1806, stellte sie Carl August einfach aber sehr geschmackvoll wieder her. Die Gräber von Lucas Cranach, von Musäus ꝛc. an ihrer Außenseite sind merkwürdig. Westlich hinaus über den ehemaligen Friedhof kommt man über den Rollplatz wieder auf den Carlsplatz, auf dessen Westseite noch das Postgebäude, die Vergnügungslokalitäten einer geschlossenen Gesellschaft, der Gasthof zum russischen Hof, eine Hof-Apotheke, auf der Ostseite ein großes Spritzenhaus, ein runder Thurm mit allen Räumen und Apparaten des Vermessungs-Büreaus, der Hofeingang zu dem Landschaftsgebäude und dem Leihhaus, und an der Südseite die Burkhardtsche Gewehrfabrik zu bemerken sind. — Südöstlich leitet uns die breite, aber kurze Straße, in welcher rechts das einfache Wieland'sche Haus jedes Fremden Blick auf sich zieht, in das Herz des Theater-Bezirks, auf den eleganten Theater-Platz; — westlich das Theater, südlich der Eingang in die Schützengasse und in die Esplanade. — In der Ritterstraße

bemerken wir die Albrecht'sche Hofbuchdruckerei und gegenüber das Hôtel de Saxe, ein vormaliges Freihaus der Grafen von Schwarzburg, und nach wenig Schritten stehen wir auf dem westlich und südlich mit unbedeutenden Wohnhäusern umkränzten Töpfermarkt, vor der Kirche zu St. Peter und Paul. Sie ist im altdeutschen Styl erbaut, auf acht Pfeilern ruhend, wodurch künstliche Bogen und drei Kuppeln gebildet werden, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts nach damaligem Geschmack reparirt, und daher ohne eigentlichen architectonischen Werth, jedoch durch ihre Begräbnisse merkwürdig. Das Altargemälde von Lucas Cranach enthält in der Mitte den Erlöser am Kreuz; auf dem linken Flügel Christum aus dem Grab erstanden, Tod und Teufel unter seinen Füßen; gegenüber Johannes den Täufer, welcher auf das Crucifix zeigt. Neben Johannes hat Lucas Cranach sich selbst und den Dr. Luther abgebildet. Auf dem einen Flügel ist der Kurfürst, an dessen Wange die Spur der in der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg erhaltenen Wunde noch sichtbar ist, mit seiner Gemahlin in knieender Stellung betend, nach dem gekreuzigten Erlöser auf dem Hauptgemälde hinblickend, und auf dem andern Flügel sind die drei Prinzen in ähnlicher Stellung betend abgebildet. — Unter den 44 Epitaphien sind zu bemerken: Das Grabmal des Kurfürsten Johann Friedrich und dessen Gemahlin Sybilla, in weißem Marmor; fünf metallene Monumente Fürstl. Personen, in der Mauer an der Sakristei nach dem Altare zu, wo auch des Großherzogs Carl Friedrich erster 1806 gestorbener Prinz ruhet. Auf dem Fußboden 25 Monumente über der Asche von Fürsten, das merkwürdigste davon, das des Herzogs Bernhard des Großen. Im Schiff der Kirche ruht Herder, unter den Worten: Licht, Liebe, Leben. — Vor dem Altar sind die Gräber der Herzogin Anna Amalia, und ihres Bruders, des Herzogs von Braunschweig-Oels. — In dem kleinen Thurm hängt das sogenannte Geisterglöckchen, welches noch bis 1806 jeden Morgen um zwei Uhr geläutet wurde.

„Im sechzehnten Jahrhundert faßten Spanier den Anschlag, Weimar zu überrumpeln und zu plündern. Als sie vom Ettersberg dazu anrückten, wurde um zwei Uhr gerade das sogenannte Wächterglöckchen geläutet, die Spanier glaubten ihren Plan verrathen und hielten das Läuten für ein Lärmzeichen zum Aufruf der Bürger unter die Waffen, ergriffen schleunigst die Flucht, und die Stadt war gerettet. — Die Volkssage behauptet: das Glöckchen habe von selbst geläutet, so die Stadt gerettet, und deshalb sei damit fortan immer um zwei Uhr Morgens geläutet worden."

Unmittelbar hinter der Kirche stehen der Reihe nach die alten Pfarrei-Gebäude, wovon das erste an der nordwestlichen Ecke eine Wohnung Weimarischer, ja Europäischer Berühmtheit war und noch ist, die General-Superintendentur; hier wohnte Herder und wohnt jetzt Röhr.

Die nordöstliche Spitze des Platzes am Eingange der Jakobsstraße bildet das Gymnasium, ein ziemlich großes von Herzog Wilhelm Ernst aufgeführtes Gebäude, mit einem hübschen Saal zu den öffentlichen Prüfungen und andern Schulfeierlichkeiten, acht Lehrsälen, einer eigenen Bibliothek, und einem erst neuerlich durch mehrere, vom Hofmechanikus Bogenhardt gefertigte Apparate, bereicherten physikalischen Kabinet. Noch bemerken wir hier an der Ostseite das jetzt von Heygendorf'sche Haus, merkwürdig durch seinen alterthümlichen Bau und seine Ritterbilder auf dem Giebel. Es war vordem der Comthur-Pallast des deutschen Ordens, gebaut von drei deutschen Rittern Namens Dietrich; des dritten dieser Dietriche Bild trägt der nahe Brunnen, und heißt davon der Dietrichsbrunnen.

Wenn wir nördlich in die Jakobsstraße einbiegen, treffen wir auf den Eingang zum Falk'schen Hause, nicht weit davon die Ueberbleibsel eines engen gemauerten Gäßchens, das Luther-Gäßchen genannt, durch welches Dr. Luther aus der Vikarei im Vorwerk der deutschen Ritter, zum Kloster oder der Kirche ging. Das Falk'sche Haus ist ein altes Gebäude, von Falk durch seine Zöglinge verschönert. — Es war ehedem ein mit vielen seltsamen Privilegien und Rechten versehenes Freihaus, und wurde einige Zeit von Fürstlichen Personen bewohnt. — Und hier befinden wir uns am Ende unserer Wanderung, auf bereits bekanntem Boden.

Vorstehender Beachtung von Weimars Lokalität, dürfte es in der Ordnung sein, einen gedrängten Ueberblick der daselbst bestehenden Allgemeinen Anstalten für Wissenschaft und Kunst, wie auch für Beförderung der Bildung und des materiellen Wohls folgen zu lassen:

Die Haupt-Bibliothek zu Weimar, diese von Herzog Ernst begründete, durch treffliche Bibliothekare wohlgeordnete Büchersammlung umfaßt jetzt, außer den Manuscripten, über 130,000 Bände und mehrt sich planmäßig von Jahr zu Jahr unter fortdauernder landesfürstlicher Fürsorge.

Die Militair-Bibliothek, Plan- und Landkartensammlung wovon erstere über 4000 Bände und letztere über 6000 Landkarten und Pläne enthält.

Freies Kunst-Institut und Zeichnenschule, 1781 für „allgemeine Geschmacksbildung und Förderung der Industrie" gestiftet; neu geordnet und verbessert 1816. Die Zeichnenschule hat Zweige in Jena und Eisenach.

Gemälde-Sammlung und Kupferstich-Kabinet, enthaltend an 400 Gemälde und eingerahmte Zeichnungen, an 4000 Handzeichnungen und über 10,000 Kupferstiche nebst Lithographien, und erfreuet sich fortwährender Bereicherungen aus der Großherzogl. Privatkasse, wie durch regelmäßige Ankäufe aus den zu diesem Zweck bestimmten Fonds.

Das Gymnasium, von der ehemaligen Stadt- und Landschule durch Herzog Wilhelm Ernst 1712 hierzu erhoben und mit einem neuen Schulgebäude versehen.

Das Schullehrer-Seminarium nach dem Plan des General-Superintendenten v. Herder, am 31. März 1788 eröffnet.

Die Bürgerschule, worin über 400 Knaben und eben so viel Mädchen unterrichtet werden.

Freie Gewerkschule, am Johannistag 1829 gegründet.

Das Falk'sche Institut, eine Erziehungsanstalt für verlassene und verwahrloste Kinder, als Privat-Institut von dem 1826 verstorbenen Legationsrath Falk gegründet, dann in eine Staats-Anstalt verwandelt und mit einem eigenen Haus und Garten versehen.

Die Turn-Anstalt, in Folge bekannter Verhältnisse längere Zeit außer Wirksamkeit, seit 1831 aber wieder aufs neue ins Leben getreten.

Die Taubstummen- und Blinden-Unterrichts- und Erziehungs-Anstalt, seit dem Jahr 1825.

Das Lese-Museum, gegründet im Jahr 1831, unter höchst liberaler Einwirkung des Großherzoglichen Paares; z. B. unentgeltlicher Anweisung eines schönen Lokals im Fürstenhause, Ertheilung freier Heizung und der Einrichtung, daß die Großherzogl. Bibliothek manche werthvolle Zeitschriften und neue interessante Bücher unentgeltlich hier zum täglichen Gebrauch auflegt.

Die Real-Schule, als Privat-Institut gegründet vom ehemaligen Candidaten Lorey, und am 1. October 1837 eröffnet. Das Großherzogl. Ober-Consistorium hat dieses wichtige Institut dem Landtage bereits zur Aufnahme unter die Staats-Anstalten vorgeschlagen.

Lehr- und Bildungs-Anstalt für Mädchen, von Charlotte Leidenfrost, 1834 durch die jetzige Unternehmerin auf Grund eines früheren, unter der Leitung ihres verstorbenen Gatten gestandenen ähnlichen Instituts, aufs Neue eröffnet. Ist in drei Klassen eingetheilt.

Lehr- und Bildungs-Anstalt für Mädchen, von Louise Rudolph, gegründet 1816 zu naturgemäßer, einfacher und sorgfältiger Ausbildung der Töchter in Religion, Sittenlehre, deutscher und französischer Sprache, Rechnen, Welt-, Erd- und Naturkunde, Schönschreiben, Zeichnen und weiblichen Arbeiten.

Töchterschule des Diaconus Fiege, zu Anfang dieses Jahrhunderts gegründet, mit besonderer Rücksicht auf Kinder höherer Stände von beiden Geschlechtern, jedoch seit vielen Jahren nur auf die Töchter beschränkt.

Knaben-Lehr-Anstalt des Colaborator Grobe, vor längerer Zeit von einem Colaborator Birnstiel begründet.

Lobe'sches Musik-Lehr-Institut, im Anfang des Jahres 1840 von dem rühmlichst bekannten Kammer-Musikus Lobe begründet zu umfassenderen Unterricht in der musikalischen Composition.

Der Sing-Verein, auf Veranlassung der jetzt regierenden Frau Großherzogin am 2. December 1832 von dem Chor-Director Häser gestiftet.

Die Liedertafel, im Jahr 1832 förmlich organisirt von dem geheimen Regierungsrath Schmidt, nach dem Muster der Zelterschen Anstalt.

Verein für gesellige wissenschaftliche Unterhaltung und vierstimmigen Gesang, gegründet am 18. November 1836 von dem Stadt-Secretair Bartholomei.

Landwirthschaftlicher Verein, im Jahr 1823 von dem Herrn Geheimerath Dr. Schweitzer begründet, von dem Höchstseligen Großherzog anerkannt und bestätiget, und von dem jetzt regierenden Großherzoglichen Paare kräftig beschirmt und unterstützt.

Allgemeine Landes-Baumschule, gestiftet 1820 von dem Großherzog Carl August unter Bertuchs Leitung.

Der Gewerbs-Verein, gestiftet am 26. Mai 1836, zu höchstmöglicher Ausbildung der technischen Kenntnisse seiner Mitglieder, um dadurch den Sinn für Kunst und Gewerbe immer mehr zu beleben und zu fördern, und somit die Gewerbe selbst zunächst in dem örtlichen Kreise des Vereins, mittelbar aber durch Lehre und Beispiel auch über diesen hinaus, möglichst zu vervollkommnen.

Verein für Blumistik und Gartenbau, im Spätherbst 1828 von einer Anzahl gleichgesinnter Bewohner Weimars unter dem Vorsitze des damaligen Ober-Consistorial-Secretair Kirscht begründet.

Eine gleiche Würdigung, ja vielmehr eine besonders rühmliche Erwähnung verdienen Weimars Wolthätigkeits-Anstalten und Armenwesen, und zwar namentlich:

Das Waisen-Institut, schon 1713 von Herzog Wilhelm Ernst begründet, und durch Privat-Vermächtnisse in seinen Kräften erhalten und vermehrt, jedoch wegen Wahrnehmung mancher Mängel 1784 geschlossen; am 18. Februar 1801 aber unter kräftiger Einwirkung der Ober-Consistorial-Räthe Weber und Dr. Günther wieder aufs Neue ins Leben getreten und in den schönsten Erfolgen bewährt.

Der Land-Schul-Fond, mit Benutzung einer schon 1760 gegründeten Kasse zur Verbesserung der Schulstellen, im Jahr 1787 gestiftet, und durch mehrere besonders verwilligte Abgaben dotirt.

Der Prediger- und Schullehrer-Wittwen-Fiscus, im Jahr 1825 gegründet.

Pensions- und Unterstützungs-Anstalt für die Wittwen und Waisen der Medicinal-Personen, gegründet durch einen Verein von Medicinal-Personen, landesherrlich bestätigt am 23. Februar 1838, und eröffnet am 1. Januar 1840.

Verein zur Beaufsichtigung und Besserung der aus den Straf- und Corrections-Anstalten entlassenen Sträflinge, gestiftet 1829 von einem Verein von Privaten; am 10. Februar 1829 landesherrlich genehmigt und mit allen Rechten einer pia causa ausgestattet, und von der Frau Großherzogin in besondern Schutz genommen.

Die Leitung des Armenwesens in der Stadt Weimar ist der Großherzogl. Armenaufsicht anvertraut, welche Behörde aus einem damit beauftragten Staatsdiener, dem Bürgermeister und einem

Stadtgeistlichen besteht, und welche in ihren Verrichtungen von den Armenpflegern unterstützt wird. Die hierher gehörigen besondern Wohlthätigkeits-Anstalten sind:

1) Die städtische Kranken-Anstalt in dem neuen Krankenhause vor dem Jakobsthore, welches in den Jahren 1829 bis 1832 aus Kämmereimitteln mit einem Aufwande von 9000 Thalern und beträchtlichem Beitrag des edlen Fürstenpaares neu erbaut und für die Unterbringung von mehr als 30 Kranken eingerichtet ist.

2) Die Meyer-Amalien-Stiftung. Der 1832 verstorbene Hofrath und Direktor des freien Kunst-Instituts, Heinrich Meyer, hat mittelst Testament die Armuth zu Weimar dergestalt zum Erben eingesetzt, daß, mit geringen Ausnahmen, die Zinsen von seinem ganzen Vermögen dazu verwendet werden sollen, um kranke Hausarme von jedem Geschlechte, Alter und Stande, in ihrer Krankheit mit ärztlichem und chirurgischem Beistande und mit Arzenei zu versehen, sie zu warten und bis zu ihrer Wiedergenesung oder bis zu ihrem Tode unentgeltlich zu versorgen und aufs Beste zu pflegen, und zwar in ihren eigenen Wohnungen.

3) Die Engelhardt'sche Stiftung, durch welche, nach testamentarischer Bestimmung des Hofrath und Leib-Chirurg Dr. Engelhardt, von den Zinsen eines dazu ausgesetzten Kapitals, arme Kranke, ohne Unterschied des Standes, gewartet und gepflegt und mit Beköstigung, Betten und Kleidungsstücken versehen werden sollen.

4) Das Gesammt-Hospital vor dem Jakobsthore, im Jahr 1832 aus Vereinigung der früher vorhandenen Hospitäler entstanden.

5) Das Legat des ehemaligen Auditeur Schmidt, zum Besten der Hausarmen, und noch mehrere andere ähnliche milde Stiftungen.

Außerdem 6) die wohlthätigen Anstalten des Frauenvereins, und zwar:

a) die Kasse zur Unterstützung armer Wöchnerinnen, gestiftet von der Gräfin v. Branitzki;
b) die Anstalt für verschämte Arme, von derselben edlen Dame begründet;
c) die Spinnanstalt.
d) die Verwahranstalt für kleine Kinder;
e) die Arbeits- (Industrie-) Schule.

7) Die durch Fürsorge der Frau Großherzogin gestiftete und unterhaltene Suppenanstalt.

8) Die mit der neuen Bürgerschule verbundene, vormalige Freischule.

9) Das Siechhaus und Krankenhaus.

10) Die Almosen-Kasse, welche zwar schon früher bestanden, im Jahr 1829 aber aufs Neue begründet und fester bestimmt worden.

11) Stipendien für dürftige Studirende.

12) Ein Stipendium für Handwerker, im Jahr 1825 bei dem Jubiläum des Großherzogs Carl August vom Stadtrathe gestiftet.

13) Die jährliche Aussteuer einer tugendhaften Jungfrau mit 50 Thlr.; diese Stiftung wurde vom Stadtrath bei Vermählung der Prinzessin Marie, Tochter des jetzt regierenden Großherzogs, gemacht, und 1826 zuerst ausgezahlt.

14) Die Stiftung für arme Aeltern zur Confirmation ihrer Kinder, wurde bei Vermählung der Prinzessin Auguste gemacht, und 1830 zuerst ausgezahlt.

Als Straf-, Besserungs- u. staatspolizeil. fürsorgliche Anstalten nennen wir: das Zuchthaus; — die Besserungs-Anstalt für Personen weiblichen Geschlechts; — die Feuer-Lösch-Anstalten-Direction, durch Gesetz vom 1. October 1840 der Großherzogl. Polizei-Direction übertragen; — das Brand-Assecuranz-Institut, nach den Gesetzen vom 8. August 1826 und 20. März 1839 neu und für das ganze Großherzogthum gleich gültig organisirt; — die Sparkasse, gestiftet 1821; — das Leih- oder Pfandhaus, am 1. Juli 1804 gestiftet und unter Garantie des Staats gestellt; — und das Leichenhaus, nach allen, seit der ersten Gründung von Hufeland angegebenen Vortheilen und Vorsichtsmaßregeln eingerichtet; eines der frühesten Institute dieser Art in ganz Deutschland.

Die hohe Stelle, ja man kann sagen die klassische Berühmtheit, welche Weimar in Bezug auf Gelehrsamkeit, Wissenschaft und Kunst seit Jahrhunderten unter den Städten Deutschlands, ja (es ist wohl nicht zu viel gesagt) Europas, in wechselnder Progression, in unvergeßlich gewordenen Glanz-Perioden eingenommen hat, und was in diesen Beziehungen von ihm ausgegangen ist, unter dem hochgeistigen Einfluß einer Herzogin Amalia, eines Großherzogs Carl August, jener für alle Zeiten noch fortstrahlenden Sterne Wieland, Göthe, Herder, Schiller und anderer in vielfacher Beziehung merkwürdig gewordenen und hochstehenden Gelehrten und Künstler; von diesen Allem eine der Würde des Gegenstandes entsprechende genaue Schilderung zu liefern, würde mich über die Gränzen dieser Blätter hinaus führen; auch ist dies Alles in der gebildeten Welt eben so bekannt, als es fest steht, daß Weimar, wenn auch jene Lichtgestalten in heimathliche höhere Regionen entschwunden sind, ihr geistiges Vermächtniß als unveräußerliches Eigenthum auch in der Gegenwart noch von würdigen Jüngern treu bewahrt wird, und unter ihrer rühmlichen Verwaltung die vortrefflichsten Früchte trägt, denn noch in diesem Augenblick ist Weimar die Heimath von circa neunzig lebenden Gelehrten, Schriftstellern und Künstlern, welche in der verschiedenartigsten Wirksamkeit, theils auf dem hier festliegenden Grunde fortbauen, theils aber auch in neueren zeitgemäßen Leistungen, sich dem früher von hier Ausgegangenen ehrenvoll anschließen. Es geht aus diesen Thatsachen die erhebende Ueberzeugung für Weimars Bewohner hervor, daß Weimar nicht nur gewesen, sondern noch ist, daß die gewöhnliche und unvermeidliche Hinfälligkeit alles Sterblichen abgerechnet, auch bei der jetzigen Generation derselbe Trieb und Geist noch fortlebt, daß dieselbe Wärme der Pflege und Liebe alles Guten

und Schönen noch heute von Oben fruchtbar waltet, und der in vergangenen Zeiten ausgestreute Same nicht auf unfruchtbares Land und nicht auf Felsen gefallen ist; und es kann nur als ein erfreuliches Zeichen einer sich immer mehr ins Allgemeine verbreitenden Geistesfortbildung erscheinen, daß in Weimar neben den Philosophen, Staatsmännern, Poeten ꝛc., mitunter von wichtiger Bedeutung und Ruf, auch schlichte Bürger mit ihren Werken aus den rein technischen Gebieten der Gewerbskunde ans Licht treten. — Der Weimaraner kann mit dem gerechtesten Selbstgefühl nicht allein auf die Vergangenheit seiner Heimath, sondern auch auf ihre Gegenwart blicken, zu welchem Letzteren ihn die vorher genannten allgemeinen Anstalten für Wissenschaft, Kunst und Beförderung der Bildung, wie auch alle übrigen Staats- und andern Einrichtungen, mit besonderer Beachtung der ebenfalls erwähnten Wohlthätigkeits-Anstalten, das begründetste Recht geben, da es nur wenig Orte, besonders von Weimars Umfang, giebt, in welchen so viel des Geistig-Werthvollen, des Merkwürdigen, Beachtungswerthen und Gemeinnützigen vereint zu finden wäre. — Wohl ist die gegenwärtig bis auf 12,000 gestiegene Einwohnerzahl lediglich die Folge der glänzenden Zeiten von Anna Amalia und Carl August, so wie des segensvollen Waltens der jetzigen Regierung; denn leider läßt die natürliche Lage der Stadt an das Aufkommen eines Großhandels eben so wenig denken, als an die Herstellung bedeutender Fabriken, und in letzterer Beziehung können, — die Maschinenspinnerei, eine Wasserschlauch- und eine Karten-Fabrik abgerechnet, — nur die B. F. Voigt'sche Verlagshandlung, Druckerei und lithographische Anstalt, nebst der Verlagshandlung und Druckerei des Landes-Industrie-Comtoirs, als die umfassendsten fabrikähnlichen Geschäfte genannt werden. — Dagegen hat Weimar einen ziemlich lebhaften Verkehr mit den Produkten seiner Gerbereien, Hutmachereien, kleinen Tuch-, Wollenzeug- und Linnen-Webereien, auch namentlich durch seinen Getreidemarkt, welcher sich fühlbar hebt und durch die tägliche Vermehrung der Communicationsmittel noch bedeutender werden wird. Drei Jahrmärkte und der jährlich wachsende Wollmarkt bringen Leben und Nahrung. Der Bürger lebt vom Hof, Beamtenstand und Militair, und dankt sein Bestehen und Blühen vielfältig seinen landwirthschaftlichen Bemühungen in Feldbau und Viehzucht. — Wohl mag in Weimars glänzender literarischer, wissenschaftlicher und künstlerischer Blüthenzeit die Anwesenheit vieler Fremden, — besonders wohlhabender Engländer, — den Einwohnern einen größeren Gewinn gebracht haben, als dies jetzt der Fall ist; — doch ziehen auch jetzt noch die reichhaltigen wissenschaftlichen Quellen, die noch immer dort lebenden namhaften Gelehrten und Schriftsteller, wie die noch immer nicht feiernde Kunst (namentlich die dramatische) manchen Fremdling hin und halten ihn dort auf längere Zeit fest.

Die Weimaraner, Alt wie Jung von beiden Geschlechtern, verleugnen ihre thüringische Abkunft auch in ihrer Lebenslust und in ihrem Geschmack an Vergnügungen nicht; wiewohl es außer dem Wollmarkts-Strudel im Juni, dem Vogelschießen im August und

dem Zwiebelmarktsgetöse im October, keine volksthümlichen Vergnügungen und allgemeinen Genüsse giebt. In jeder andern Beziehung auf geselliges Vergnügen sondert man sich, wie beinahe zur Zeit überall, in Klassen, geschlossene Gesellschaften, Clubbs und dergl., doch lebt auch, wer keiner dieser Gesellschaften sich angeschlossen hat, frei und ungenirt, und Weimar hat unbestreitbar vor vielen Städten von ähnlicher Größe den angenehmen Vorzug, daß man es daselbst nach eigenem Behagen treiben kann, ohne gestört oder angefeindet zu werden, so lange man die Andern ungestört walten läßt. — Noch ist der Weimaraner ein außerordentlicher Freund vom Spazierengehen, und zwar nicht etwa blos von dem träumerisch-harmlosen, abgesonderten, zwecklosen in dem herrlichen Park oder sonst ins Frei, sondern von soliden Spaziergängen in die Gärten und Wirthshausanlagen der umliegenden Dörfer, wo man denn auch Jahr aus Jahr ein gewiß sein kann, Gesellschaft von beiden Geschlechtern zu finden. Allgemein verbreitet ist die Liebe zur Jagd, wozu sich in der Umgegend die reichste und anmuthigste Gelegenheit bietet.

Obgleich ich, um nicht weitläufiger zu werden, als ich darf, mich gewaltsam von Manchem abziehen muß, was über Weimar selbst noch zu sagen sein möchte, so läßt sich dies doch des beschränkten Raumes wegen nicht anders thun, besonders da ich es mir nicht versagen kann, den freundlichen Leser einzuladen, mir noch auf einem kurzen Spaziergang in

Weimars Umgebungen

zu folgen. Gern würde ich keinen Punkt von irgend einigem Interesse übergehen; würde zunächst den Ettersberg mit seinen reizenden Fernsichten, mit Herders Ruhe, Bertuchs Fichten, und vor Allem die sowohl in alterthümlicher als in neuerer Beziehung merkwürdige Ettersburg und beim Herabsteigen das aus den Trümmern eines dem heil. Gangolph geweiheten Klosters hervorgegangene Dorf Lützendorf besuchen; — dann auf einer andern Wanderung Tröbsdorf, den Gasthof von Neuwallendorf, die Dörfer Niedergrunstedt, Gelmroda und Vollersroda, und das von unserem geehrten Mitarbeiter Heinrich Doering im 5ten Heft dieses Werks pag. 169 beschriebene Buchfahrt berühren, welches sämmtlich nicht allein Vergnügungsorte der Weimaraner, sondern in mancher andern Beziehung beachtenswerthe Punkte sind; — allein wie es manchem Reisenden die Zeit nicht gestattet, Alles in Augenschein zu nehmen, was er gern möchte, so legt mir hier der Raum einen unbesiegbaren Zwang auf; und ich führe daher, mit der Bitte um Entschuldigung dieser scheinbaren Oberflächlichkeit, meine geehrten Begleiter auf geradem Wege zu dem

Park von Belvedere.

Noch 1730 war diese Höhe auf ihrer nördlichen und südlichen Abdachung mit Ried und Sümpfen durchzogen. Da ließ Herzog Ernst August Maurer aus Tyrol kommen, umschloß den ganzen Raum mit einer neun Fuß hohen Ringmauer aus behauenen Steinen,

mit drei Hauptthoren, die allnächtlich verschlossen wurden; ließ den Sumpf in der Mitte ausfüllen, und baute das Belvedere-Schlößchen voll leichter Eleganz, und die unentbehrlichen Cavalier-Häuser dazu, verschloß diesen Hofraum mit einem hohen Gatterwerk, durch welches ebenfalls drei Thore führten und zwei große, selten geöffnete Thorfahrten mit den Garten-Alleen correspondirten. Es wurde dabei nichts vergessen, was zu jener Zeit zur Unterhaltung und zum Vergnügen gerechnet wurde. Der edlere Geschmack der Folgezeit, der hehre Sinn der Herzogin Amalia und ihres Sohnes, wohl auch die achtungswürdigste Rücksicht für die Finanzen, rissen jene Umfassungsmauer allmählig nieder, ließen die Mehrzahl jener kostspieligen Wasserwerke und Spielereien eingehen, verdrängten die geschmacklosen Statuen, Büsten, geschnittenen Bäume und Hecken, die überflüssigen Bauten und Terassen, und bildeten nach und nach den Park im englischen Styl oder Naturgeschmack, der in Verbindung mit den jetzigen Gebäuden, seinen Aussichten, Durchsichten und der reichen Mannichfaltigkeit in dieser Einheit, zu dem Interessantesten und Schönsten gehört, was Deutschland aufzuweisen hat, und dabei immer für Jedermann zugänglich ist. Unter die Sehenswürdigkeiten der dortigen Kunstgärtnerei gehört das colossale Palmenhaus mit seinen Bewohnern aus allen Tropenländern. Das von Anna Amalia errichtete Pavillon-Theater mußte dem Gebot der Zeit weichen, aber ihr grünes Theater, mit Rasen-Parterre und Busch-Coulissen, steht noch und bildet eine schöne Garten-Parthie. Der eigentliche Waldgarten hat unter der jetzigen Regierung bedeutende Verschönerungen erhalten. Das im italienischen Styl erbaute Schloß enthält manche interessante Dinge aus den Gebieten der Kunst und der Industrie und bietet köstliche Aussichten nach allen vier Seiten.

Die nordöstliche Richtung verfolgend, gelangen wir von Belvedere, aus dessen reich und mannichfaltig geschmückten Erdgewächshäusern wir die großartigsten Eindrücke mitnehmen, über sanfte Feldabhänge hinab nach Ehringsdorf, dessen Gasthof und einfach schmuckloser Garten täglich von Weimaranern aller Klassen zahlreich besucht werden. — Eine halbe Viertelstunde weiter gegen Weimar hin, an der Ilm, liegt das durch seine Musterwirthschaft, Brauerei, Brennerei, Schafzucht ꝛc. seit langer Zeit rühmlich bekannte Dorf und Kammergut Oberweimar, vordem das Eigenthum eines Klosters von Cisterzienserinnen, deren Kirche noch steht, und wegen einiger Alterthümer und Gräber sehenswerth ist. — An dem fleißig von Weimaranern besuchten Gasthofe vorüber läuft in nördlicher Richtung die nach Weimar führende Chaussee, und zu ihrer Rechten erhebt sich bald die Anhöhe des Horn mit mehreren Privatgärten, an deren Ende Göthes Garten und ein einfaches schindelbedachtes Haus die allgemeine Aufmerksamkeit erregt. — Wir folgen dem nordwestlich ableitenden Pfad zwischen dem Ilmgau und einer Wiese, überschreiten die kleine Kettenbrücke an der Hagenbruch'schen Spinnfabrik mit ihren merkwürdigen Maschinen, durchschneiden auf dem geraden westlichen Wege die Oberweimarschen und die Park-

wiesen, und sehen uns in der Belvedere-Allee, am eigentlichen Anfang

Des Weimar'schen Parks,

diesem Juwel in der Krone von Weimars Reizen und Schönheiten. — Er besteht aus vielen Parcellen, die früher nach verschiedenen Richtungen, für mancherlei Zwecke und unter mehreren Herren scharf gesondert, eine so wundervolle Einheit schwerlich ahnen ließen. Ackergebäude von Bürgern, der welsche Garten mit seinen alterthümlichen Parthien, der Schießplatz der Büchsenschützen, aus deren Mauer sich die jetzige Ruine so sinnreich gestaltete, die sogenannte kalte Küche am linken Ufer der Ilm hinab mit ihren Fähren, Teichen Badehäusern, der Stern am rechten Ufer der Ilm. Welcher rege Sinn und edle Geschmack, wie viel Liebe und Aufwand gehörten dazu, um aus allen diesen Ideen und Zufälligkeiten diesen, man kann wohl sagen idealen schönen Park zu schaffen, der ohne großen Glanz in phantastischen Bauten, ohne alles an den Haaren Herbeigezogene und bizarre Launenhafte, ohne Wasserspiele und eigentliche Fernsichten, das Auge so poetisch beschäftigt, den Geist so lebendig anregt, das Gemüth so wohlthuend fesselt! Hier findet man nicht jene anderwärts zusammengehäuften Herrlichkeiten, nicht die großartigen Spielereien berühmter Prachtgärten; — aber Schönheit findet man, Schönheit in Formen und Zusammenstellungen, in Zeichnung und Farben, in Ausführung einer Idee und in Verschmelzung aller Ideen. Man gehe rings um diesen Park, sehe wie er eigentlich nirgends anfängt, nirgends aufhört, wie er mit den Wiesengründen und Gärten, Feldern, Gehölzen und Dörfern in ein großes, herrliches Bild zusammenfließt, mit der Stadt selbst verwachsen ist, einen Theil ihrer selbst, ihres edleren Seins bildet, und man wird Weimar mit der freiesten Befriedigung verlassen. — Wem jedoch nur daran gelegen ist, sich an üblichen Gartengenüssen zu ergötzen, der findet hier auch seine Rechnung; — er gehe zu der Eremitage, von da hinauf zu der Burgruine, von hier zum gothischen Salon, verfolge den kurzen Weg zum römischen Haus, kehre dann um und besuche die reichen Orangerie-, Ananas- und Treibhäuser, betrachte die Camelienbäume, die Massen von Georginen, dreihundert Gattungen Landrosen auf einem Raum beisammen, gegen hundert Varietäten Thee-, Bengal-, Moisette-Rosen in Töpfen, die Gruppen von riesigen Agave, das Meer von schottischen Rosen, die Tuff-Felswand mit den Melaleuken, Azaleen, Metrosideros, Banksien, Eriken, Rododendrons, Verbenen, Euphorbien ꝛc., und genügt dies Alles noch nicht, dann bitte er den sinnigen Pfleger aller dieser Dinge, den Hofgärtner Herrn Fischer, daß er ihn in das botanische Gärtchen hinüberführe, das nach Linnées System klassificirt, auch Muster von allen im Park befindlichen Bäumen und Sträuchen enthält, und dabei ein Wonneplätzchen ist.

Wer in diesem Park, im Angesicht aller lebendigen Schönheit, nicht warm wird, nicht ein Stündchen die Welt mit ihren Erbärmlichkeiten vergessen kann, der muß todeskrank sein an Seele und Herz.

Jetzt aber ist uns noch eine Parthie zu machen übrig geblieben, die wir nicht verabsäumen dürfen: Wir wenden uns diesmal nach Osten; unmittelbar vor dem Schlagbaum jenseits der Kegelbrücke, schießt ein Fichtengehölz schroff bergan und windet sich rechts paralell mit einem eingezäunten und besandeten Fußweg neben der vormaligen Chaussee über die Anhöhe bis zu der neuen Chaussee nach Leipzig und Jena hinauf. Diese Anhöhe ist die Altenburg. — Diesem wilden, störrigen Boden hat der jetzige Besitzer, Oberstallmeister General von Seebach, einen Fichtenhain und zwei blumen- und früchtereiche Gärten abgerungen, welche mit dem einzeln stehenden großen Wohnhause, die östliche Einfahrt von Weimar wesentlich verschönern.

Am Ende dieser Gärten, wo die nach Tiefurt führende Chaussee nördlich bergan führt, treffen wir rechts eine zweite Zierde dieser Höhe, die Villa und den Garten der Erholungsgesellschaft, ein würdiges Etablissement der gebildeten Welt, mit schöner Aussicht über die Stadt und schöner Fernsicht in das Thal nach Erfurt hin. — Wir verfolgen die Chaussee, weichen der Sonne und dem Staub in der paralell laufenden Webichtallee aus, welche erst da endiget, wo die eigentlichen Fasanerie-Gehege beginnen, unmittelbar in eine vierfache Allee hinausführt, und erst an der südöstlichen Spitze des Webicht wieder endet. Von hier auf der freien Chaussee, haben wir bald den Süßenborner Gasthof, einen lustigen Tummelplatz der Stadtbewohner, erreicht; wir wenden uns jedoch unmittelbar hinter dem Gasthof scharf nördlich kommend, an den Versuchen zu einer Steinkohlengrube und an der Ostseite des Tiefurter Parks vorüber nach Kleinkromsdorf, durchwaten dasselbe, klettern die südliche Böschung an der Ilm hinab und wandeln auf einem Balkensteg mit Geländer bequem über das Flüßchen, wo uns jenseits ein Flößholzplatz, rechts und links ein Rasenraum mit Obstbäumen aufnimmt, hinter welchem eine Steinmauer den Schloßgarten verbirgt, und die Zinnen der Häuser von Großkromsdorf nur vierhundert Schritte entfernt hervorragen. Bevor wir auf den Dorfweg westlich einbeugen, halten wir einen Augenblick still, blicken östlich und sehen einen frischen Wiesengrund am linken Ilmufer hin mit Bäumen reich besetzt, mit einzelnen Baumgruppen durchwebt. Dies ist der anmuthige Weg nach Osmanstedt, welcher durch die Wiesen hin, an der Mühle von Denstedt vorbei, immerfort auf dem Rasensammet, beim Gemurmel und Geräusch der Ilm, im Schatten der Weiden, Eschen, Pappeln und Erlen, bis an der Brücke von Ulrichshalben die Wiesen endigen, dann links bergan nach einigen hundert Schritten unmittelbar an Wielands Schlößchen und zu seinem Grabe leitet. — Großkromsdorf wird häufig besucht, hauptsächlich wegen der Nähe des Schlößchens und Schloßgartens, wegen des angenehmen Heimwegs und wegen der kleinen Fische und Krebse im Gasthof. Es war ursprünglich ein Besitzthum der Ritter von Kromsdorf, kam zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts an die aus Flandern oder Brabant stammende Familie de Mortaigne, von deren Helden und wunderlichen Kauzen die Volkssage und Urkunden manche seltsame Dinge

zu erzählen wissen, und wurde 1692 nach dem Tode des Herrn Jean Theodore de Mortaigne, Commandant der Veste Szegedin in Ungarn, von dem Herzog von Weimar käuflich erworben. Von dem ganzen früheren Burgwesen steht noch ein uraltes, oblonges Gebäude vor einem weiten, mit Mauern umschlossenen Hofraum, neben welchem die Dorfglocken in einem hölzernen Bau zu ebener Erde hängen. Die lebendige Lust zur Erhaltung alter Reste der Vorzeit äußert sich auch hier erfreulich. Das Gebäude, alt, finster, bestäubt, bleibt von außen wie es ist, aber in seinem Innern waltet ein regsamer, schaffender Geist: Alterthümer sammeln sich in seinen Gemächern, nicht unmerkwürdige Bilder der Vorzeit daneben, Kunstwerke und Kunststückchen des sechzehnten, siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, seltsame Gestalten, aber bewundernswerthe Arbeiten von Uhren, Schränken, Bagatellen; und wo dies Alles nicht hinreicht, wird durch dazu passende Decken, Tapeten und Schirm-Gemälde sinnig nachgeholfen, so daß das Ganze bald wieder geordnet sein, zwar kein Wartburgs-Interesse, aber doch eine Stunde angenehmer und belehrender Unterhaltung gewähren wird. Der Garten contrastirt sehr mit dem Schlößchen; ein einfaches, ebenes, mit Mauern befriedigtes Viereck, ringsum rabattirt, in der Mitte ein Springbrunnen; sonst ein großer Reichthum von seltenen Weinsorten, Obst, ein schöner Aurikelflor und mancherlei andere Blumen; in den vier Mauern vierundsechzig Nischen mit eben so viel Sandstein-Büsten berühmter Männer und Frauen aus allen Ländern und Zeiten, mit ihren Namen darunter.

Durch das südliche Thor des Gartens treten wir den Rückweg an, auf dem glatten Schlangenpfad eines frischen anmuthigen Parks, der sich Ilmaufwärts immer im Grunde hin bis nach Tiefurt zieht, und vor diesem Dorfe seinem erstgeborenen Bruder, dem

Tiefurter Park,

freundlich die Hand bietet, mit ihm ein zusammenhängendes Ganzes am linken Ilmufer bildet. Diese Verbrüderung der Anlagen und wonnigen Verschmelzungen des Weimarschen Parkes mit der Landschaft im Ilmthal und dieser beiden Parke, verdankt man dem Schönheitssinn und dem humanen Streben des regierenden Großherzogs und seiner erlauchten Gemahlin.

Von diesem Punkt im Nordwesten des Dorfes, beschreibt der Tiefurter Park durch Norden, Nordosten, Südosten und Süden bis an die nach Weimar führende Chaussee hinüber einen weiten Bogen auf dem Kamm der Höhe hin, läuft von dieser amphitheatralisch ringsum nach der Ilm hinab, verbindet sich durch einige Brücken mit dem linken Ufer, wo die übrigen Anlagen bis zum Schloß und an das Dorf sich ziemlich eben ausbreiten. Auch hier, wie in dem Park von Weimar ist das Hauptbestreben nach Benutzung und Veredlung der Naturzufälligkeiten und Schönheiten, nach Einheit durch harmonische Mannichfaltigkeiten, das Grundprinzip der Anlage. — Eine zergliederte Beschreibung würde zu Wiederholungen führen, und sogar

manchem Besucher vielleicht den Genuß angenehmer Ueberraschung verderben; denn auch dieser Park steht Jedem unbedingt offen, und Niemand wird ihn in irgend einer Beziehung unbefriedigt verlassen.

Das Schloß, Amaliens ehemaliger Lieblingsaufenthalt, ist ein kleines, durchaus einfaches, bürgerliches Wohngebäude. Aber, wer wird nicht davor stehen bleiben, wer wird sich nicht mit Begeisterung den hehren Erinnerungen, die es birgt, hingeben und sich dem erfreulichsten Gefühl überlassen, wenn er wahrnimmt, daß dies Alles von dem jetzigen Fürstenpaar mit kindlicher Liebenswürdigkeit und würdiger Ehrfurcht erhalten, gepflegt, verschönert und mit edler Humanität jedem Fremden und Einheimischen stündlich geöffnet wird. Es gereicht den Weimaranern in mehrfacher Beziehung zur Ehre, daß sie ununterbrochen in bedeutender Anzahl nach diesem herrlichen Punkte wallfahrten.

Wir folgen vom Tiefurter Gasthof dem Steg an der Ilm, rechts auf dem Wiesenpfad hin, fort bis an die nordöstliche Spitze des Webichts, wo der Fahrweg hart an der Ilm beginnt, den Anna Amalia so oft für ihre Besuche in Weimar befahren hat. Von hier steigt das Gehölz scharf bergan, umfaßt eine beträchtliche Fasanerie und enthält mit seinen geraden Gängen, Fußsteigen ꝛc. die anmuthigsten Spaziergänge nach allen Richtungen. — Auf diesem Wege gelangen wir endlich an das große Schießhaus, schenken ihm die ihm selbst und seiner geschmackvollen Umgebung gebührende Aufmerksamkeit, wandeln dann an der südlichen Brane des Bürgerhölzchens durch die vierfache Lindenallee, den Haupttummelplatz der Lustbarkeiten beim Vogelschießen, verfolgen den Pfad und sehen uns, wo er plötzlich nach Süden einbeugt, im Angesicht der Stadt, zu unsren Füßen die Ilm, mit einer köstlichen Durchsicht über die Niedermühle, das Carlsstift, Lützendorf, den großen Ettersberg und manche ferne Wälder und Höhen. Nach wenigen Schritten am Garten der Burgmühle hin, erreichen wir die letzte Senkung der Leipziger Chaussee, stehen wieder wohlbehalten an der Kegelbrücke, und haben nicht nur unsere Wanderung, sondern auch unsere Schilderung von Weimar beendiget.

Wohl hat es der Unterzeichnete mannichfach gefühlt, daß es keine leichte Aufgabe ist, die Schilderung eines Punktes, wie Weimar, in einen so engen Raum zu drängen, wie es hier nothwendig war, und keineswegs würde er sich der Bearbeitung dieses wichtigen Artikels unterzogen haben, wenn es nicht ungünstige Verhältnisse verhindert hätten, diese Schilderung aus einer in Weimar einheimischen Feder zu erlangen. Aus diesem Grunde rechnet derselbe auf freundliche Nachsicht für die seiner Arbeit gewiß beiwohnenden Mängel, fühlt sich aber auch veranlaßt, die Quelle namhaft zu machen, aus welcher er das Meiste der gegenwärtigen Schilderung schöpfte; es ist dies das Werk: »Weimar. Ein Führer für Fremde und Einheimische durch die Stadt und Umgebungen. Von Ferd. Freih. v. Biedenfeld. Weimar bei Wilhelm Hoffmann 1841.« welches der hochgeschätzte Herr Verfasser so freundlich war, dem Bearbeiter dieser Schilderung zur Benutzung zu überlassen, welchem daher, außer der Anerkennung seines Verdienstes, der herzlichste Dank gebührt.

Friedrich von Sydow.

Inhalts-Verzeichniß des fünften Bandes.

	Pagina.
Schloß Bodenstein von C. Duval	5.
Goseck von C. A. G. Sturm	26.
Georgenthal von Ludwig Storch	40.
Schloß Beichlingen von Nebe	49.
Landsberg von Ludwig Bechstein	71.
Die Sage von der Kinder Kreuzzug von Adolf Bube	79.
Gernrode am Unterharze von W. Schönichen	81.
Gotha von Ludwig Storch	96.
Das Dorf Roßla von Werther	125.
Das alte Schloß Burgau ohnweit Jena von Th. Buddeus	140.
Die Sage von der Kunitzburg bei Jena von Heinr. Doering	143.
Hanstein von Belani	145.
Der Heldrastein von Leffler	151.
Kevernburg von H[illegible]e	157.
Das Lustschloß Augustenburg bei Arnstadt von Hesse	169.
Clettenberg von C. Duval	173.
Molsdorf von Adolf Bube	183.
Die Krawinkler Steinbrüche von Ludwig Storch	[illegible]
Schleusingen von Ludwig Bechstein	193.
Die drei Gleichen von Ludwig Storch	206.
Kloster Caldenborn bei Sangerhausen von Lessing	216.
Wilhelmsthal von Robert Hahnemann	226.
Bremberg und Königsberg von Heinr. Doering	232.
Das Nonnengespenst zu Gehofen von C. Duval	237.
Der hohe Petersberg bei Halle von C. Duval	241.
Weimar von Friedrich von Sydow	261.

Friedrich der Weise vermachte in seinem Testamente von Jahre 1525 einer gewissen Anna Weller von Melsdorf und deren beiden Söhnen, Fritz und Bastel, welche er mit derselben erzeugt haben soll, das Schloß Jessen nebst einer jährl. Summe von 1000 fl.

Hans v. Thümmels Beiträge zur Gesch. Altenburgs S. 32. (1818).

Widener Library
3 2044 098 667 173